

Der dritte Jahrgang der Heimatkundlichen Blätter

Von Landrat Roemer

Als Vorsitzender der Heimatkundlichen Vereinigung unseres Kreises möchte ich nicht versäumen, dem 3. Jahrgang der Heimatkundlichen Blätter weiteren Erfolg für das Jahr 1956 zu wünschen. Mit Freude und Genugtuung kann festgestellt werden, daß unsere Heimatkundliche Beilage wohl überall recht günstig aufgenommen worden ist. Diese freundliche Aufnahme darf wohl auch darauf zurückgeführt werden, daß die Heimatkundlichen Blätter eigentlich für jeden etwas bringen, der am heimatlichen Geschehen, aber auch an interessanten Dingen von außerhalb Gefallen findet. Ich vertrete die Ansicht, daß ein Organ, das nur mit Hei-

matkunde im engeren Sinne befaßt ist, sich keinen großen und anhänglichen Freundeskreis verschaffen kann, wenn es sich zu sehr mit Einzelheiten befaßt, so sehr diese vielleicht den Fachmann interessieren; außerdem wäre zu befürchten, daß in nicht allzu ferner Zeit alle Themen erschöpft wären, mit denen sich die Autoren befassen könnten.

Ich möchte heute besonders denen danken, die unsere Heimatkundlichen Blätter mit Beiträgen bedacht haben. Dabei muß sich jeder Leser darüber im klaren sein, daß die Behandlung solcher Spezialgebiete, wie wir

sie bringen, sehr mühsam ist und eine gewissenhafte Bearbeitung erfordert. Ich habe nur den Wunsch, daß unsere Autoren uns auch weiterhin treu bleiben werden.

Es ist für das Jahr 1956 beabsichtigt, im Frühjahr in Tailfingen einen Lichtbildervortrag zu halten und außerdem eine Exkursion zu machen. Im Herbst soll dann wieder eine Mitgliederversammlung in Balingen stattfinden. So haben wir auch für das neue Jahr uns vieles, aber nicht zuviel vorgenommen. Allen Lesern und Freunden unserer Heimatkundlichen Vereinigung wünsche ich noch ein gesundes und erfolgreiches Jahr 1956

Die Papiermühle zu Laufen an der Eyach

Von Lore Sporhan-Krempel

Im Jahre 1733 gab Herzog Eberhard Ludwig dem Hans Peter Stotz von Pfeffingen die Konzession zur Errichtung einer Papiermühle in Laufen an der Eyach gegen einen jährlichen Canon von 18 fl an die herzogliche Regierung. (1) Als Stotz im Jahre 1738 die Erlaubnis erhielt, in seine Papiermühle einen Holländer einzubauen, wurde die Geldabgabe in eine Naturalabgabe von jährlich 15 Ries Papier zur fürstlichen Papierverwaltung umgewandelt. Als Wasserzeichen gebrauchte Stotz das in den meisten altwürttembergischen Papiermühlen übliche Hirschzeichen mit der Gegenmarke HPS = Hans Peter Stotz. Die Hirschmarke behielt auch sein Nachfolger Georg Friedrich Unold bei, den wir von 1746 an als Papierer in Laufen antreffen. Unold änderte lediglich die Gegenmarke in GFU ab. Im Jahr 1749 machte Unold so schlechtes Papier, daß die fürstliche Papierverwaltung auf die Naturalabgabe verzichten wollte und Herzog Karl Eugen dem Papierer befahl, den Canon wieder in Geld zu bezahlen, und zwar 1 fl 30 kr pro Ries. (2) Innerhalb der nächsten zwanzig Jahre stieg der Canon auf 30 fl. Unold ersuchte daher 1770 um erneute Umwandlung der Geld- in eine Naturalabgabe von 15 Ries Papier wie vorher. Diese Eingabe wurde zustimmend beantwortet. Im Jahr 1773 wurde der Canon auf 16 Ries erhöht; dabei blieb es bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Unolds Bezirk zum Einsammeln der Lumpen — als Rohstoff für seine Papiermacherei — umfaßte die Städte und Ämter Balingen, Ebingen, Tuttlingen, Rosenfeld und Sulz.

An einem in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Laufen ausgebrochenen Aufruhr der Bevölkerung war auch Unold beteiligt. Er wurde 1776 um 13 fl bestraft, weil er die Aufrührer mit Geld unterstützt und ihnen erlaubt hatte, sich Sonntags in seinem Haus zu versammeln. (3) Ein Teil der Strafe wurde ihm später erlassen.

Georg Friedrich Unold vererbte die Papiermühle seinem Sohn Jakob Friedrich Unold, der sie zu denselben Bedingungen besaß wie sein Vater (1780—1788). Jakob

Friedrich war ein unruhiger und räufustiger Mann, der „mehr in den Wirtshäusern herumzog als seiner Profession nachging“. (4) Seine Papiere zeichnete er außer mit dem Hirsch auch mit Adler und Baselstab und setzte seine Initialen JFU hinzu. Verhältnismäßig jung starb er im Jahr 1788. Seine Witwe ging mit Andreas Lang, Sohn des Papierers gleichen Namens von Gönningen, eine zweite Ehe ein. Andreas Lang war ein sehr tüchtiger Papiermacher, der viel Papier an den Verlag Cotta nach Stuttgart lieferte. Er besaß bis 1805 die Ämter und Städte Balingen, Ebingen, Tuttlingen, Rosenfeld und Sulz als Lumpensammelbezirk. Im genannten Jahr wurde ihm das Amt Rosenfeld entzogen, der Canon aber gleichzeitig auf 12 Ries pro Jahr ermäßigt.

In Laufen hatte sich mit der Zeit ein lebhafter Lumpenhandel entwickelt; um 1830 zählte man 19 Lumpenhändler in der Gemeinde, 1877 waren es immer noch sechs, die auch entlegene Papiermühlen mit Lumpen versorgten.

Das Papiermühlenanwesen zu Laufen bestand zur Zeit des Andreas Lang aus einer Papiermühle mit eingerichteter Wohnung, einer neu erbauten Obstdarre mit Kammer und einer besonderen Behausung mit Scheuer. Im Jahr 1823 arbeitete Lang mit 2 Bütteln und 7 Arbeitern und fabrizierte jährlich insgesamt 2 500 Ries (das sind etwa eineinviertel Millionen Bogen), Schreib-, Druck-, Pack- und Fließpapier sowie 30 Ztr.

Pappendeckel. (5) Das Druckpapier stellte dabei den stärksten Posten. Lang gebrauchte als Papierzeichen u. a. Baselstab und Hirsch, später setzte er auch einfach seinen Namen in die Papiere.

Die Söhne Andreas Langs — zuerst Johannes, der später nach Kaiseringen ging, dann Christian (1841 — 1877) konnten den Betrieb nicht auf der Höhe halten. Zur Umstellung ihrer Produktion auf Maschinenpapier hatten sie weder die Geldmittel noch den Mut, die Konkurrenzfähigkeit der Handpapiermühlen aber nahm immer mehr ab. Unter Christian Langs Nachfolger, Adolf Richard Rümelin, stand das Werk längere Zeit still. Im Jahr 1879 wurde es in eine Pappendeckelfabrik umgewandelt. Nach Rümelins Tod (1904) ging die Fabrik erst an Thurneysen, dann an Bickelhaupt über, der sie 1942 an Luttermann verkaufte. Ein Jahr später übernahm Fritz zwei Drittel des Betriebes und das Werk firmierte von da an mit „Fritz & Co.“. Am 1. 1. 1950 schied Luttermann endgültig aus. Fritz & Co. gelang es durch große Anstrengungen das ziemlich heruntergewirtschaftete Werk wieder emporzubringen. Im Jahr 1955 beschäftigte der Betrieb 80 Arbeiter und stellte auf 2 Handpappen- und einer Kartonmaschine Grau- und Braunkarton von 400 — 900 Gramm her.

Anmerkungen:

- (1) Staatsarchiv Ludwigsburg. A. 302. Kellereirechnungen Balingen Nr. 570.
- (2) Staatsarchiv Ludwigsburg. A. 304. Kellerei Balingen, Bnd. 15.
- (3) Staatsarchiv Ludwigsburg. A. 302. Kellereirechnungen Balingen. Nr. 611.
- (4) Hauptstaatsarchiv Stuttgart. A. 202. 26. Nr. 3a.
- (5) Württ. Jahrbücher 1823. S. 107 ff.

Am Beginn des Mozart-Jahres

Von Gottfried Hohenauer.

„Summum opus summi viri“ steht in Golddruck als Aufschrift auf einem kostbaren Lederband der Wiener Nationalbibliothek; er umschließt wohl eine der kostbarsten Handschriften, die die Welt besitzt: Mozarts eigenhändige Partiturniederschrift seines Requiems. Es ist das letzte, was diese unermüdete Hand, noch im Schatten des Todesengels, niedergeschrieben hat und was sie selbst nicht mehr vollenden konnte.

Im Juli 1791 war jener schwarzgekleidete Bote des Unbekannten bei Mozart erschienen, um ein Requiem für einen Toten dringend zu bestellen; es war noch in den heiteren Tagen der ersten Aufführungen der Zauberflöte im Schikanederschen Freihaustheater. Mozart, obwohl in diesen Wochen endlich wieder einmal von einer Woge äußeren Erfolgs und warmer, froher Freundschaften getragen, war aber schon vom Tode

gezeichnet; sein Lebensmark war verzehrt vom übermenschlichen, nie unterbrochenen Schaffen, von ungezählten Enttäuschungen, Sorgen und Entbehrungen. So konnten ihm, dessen Phantasie schon die Regionen des Todes zu umkreisen begann, jene geheimnisvolle Requiembestellung nicht anders als ein Mahnruf aus dem Totenreich erscheinen und willig, mit voller Bereitschaft, ohne nach anderen Erklärungen zu forschen, sammelte er seine letzten Kräfte, um dem mysteriösen Besteller zu gehorchen.

Das Leben in all seinen Dimensionen hatte er mit seinen verschwenderisch verströmten Klängen in früher Vollendung schon bewältigt, es blieb ihm jetzt, in seinem 36. Lebensjahre nur noch, vom Tod, von den letzten Dingen, mit seiner Musik Besitz zu ergreifen. Und dieser, ihm bewußt letzten Aufgabe überließ er sich nun, ohne Atem zu schöpfen — wir sehen ihn in diesen letzten Monaten und Wochen wie im Wettlauf mit dem angekündigten Todesengel. Stets ist in seinen letzten Briefen von jenem geheimnisvoll drängenden unbekanntem Boten die Rede: „Ich sehe ihn überall“, schreibt er in diesen Tagen an Da Ponte, „er bittet, bestürmt mich und fordert ungeduldig die Arbeit von mir. Daher setze ich die Niederschrift fort, es ermüdet mich weniger als die Ruhe... Heiteren Sinns muß man auf sich nehmen, was einem die Vorsehung zugeteilt hat. So beende ich denn meinen Grabgesang. Ich darf ihn nicht unvollendet lassen.“

Und doch, wie wir wissen, reichte die ihm noch zugemessene Spanne Zeit und sein verflackerndes Leben nicht mehr hin, um die Niederschrift der Partitur seines Requiems zu vollenden. Für den, der Mozart kennt und liebt und um seine letzten Tage weiß, gibt es wohl nichts Erschütternderes und zugleich Rührenderes, als in jenen Blättern der Originalhandschrift der Wiener Nationalbibliothek auf die Stelle im „Lacrymosa“ des „Dies irae“ zu stoßen, an welcher Mozart feine, etwas eilige Notenzeichen abbrechen und die Partitur von fremder Hand fortgesetzt ist. Wir wissen: Hier hat sich das Unbegreifliche vollzogen, am Nachmittag jenes 4. Dezember 1791, daß Mozart, den die Kräfte zu schreiben schon verließen, mit seinem Schüler und Famulus Süßmayer und den wenigen anwesenden Verwandten diesen Satz noch in den Singstimmen probte und dabei selbst die Altpartie übernahm, mehrfach von Tränen und Schwäche unterbrochen, bis er schließlich in Agonie verfiel. So wollte er das Klangbild, das seine Hand nicht mehr zeichnen konnte, seinem Schüler noch in letzter Stunde einprägen und vergewärtigen, um seine Visionen nicht ins Grab mitzunehmen, sondern auch diese letzten und höchsten noch, nach all dem schon verschwendeten Reichtum, für uns festzuhalten. Und es ist wie eine höhere Fügung, daß dieser Satz, wie auch die späteren von Mozart nur andeutungsweise skizzierten Teile des Requiems wie sie — von seinem harmlosen Süßmayer nach Mozarts Tode in Partitur geschrieben — auf uns gekommen sind, nirgends eine Bruchstelle zeigen und überall in ihnen Mozart in seiner reinsten und eigensten und letzten Sprache zu uns spricht.

Und wie verstehen wir diese Sprache am besten? Ist das Lichtreich ungetrübtester Schönheit, in das sich jeder bei Mozarts Musik versetzt fühlt, das Letzte und Höchste, was sich darin ausspricht? Ist der Begriff Schönheit, die Welt der Aesthetik überhaupt nicht etwas noch zu Abstraktes, zu Kaltes, wenn wir an Mozart und sein Werk, an sein Leben, seine Briefe, sein Verhältnis zu den Menschen überhaupt, an seine verströmte Hingabe denken und besonders an das Requiem? Je besser wir Mozart kennen, im Großen, wie auch in den kleinen Zügen seines Schaffens, desto gewisser vernehmen wir in unserem Herzen aus dem Glanze der Schönheit die Stimme der göttlichen und menschlichen Liebe, die unser Dasein nicht

nur schmückt, erhellt und erleuchtet, sondern unsere Seelen erwärmt, ausweitet und eint zur ewigen brüderlichen Gemeinschaft.

Diesem Genius der Schönheit und Liebe war es, wie jenem anderen Genie der Liebe im Umbrien 500 Jahre früher, Franziskus von Assisi, beschieden, das scheidende Leben singend seinem Schöpfer zurückzugeben. Und dann: das Armenbegräbnis Mozarts, dem nur wenige Musikfreunde an jenem naßkalten stürmischen Dezemberabend, und nur bis zum Stubentor das Geleite gaben, die einsame weitere Fahrt des Sarges nach St. Marx und die nächtliche Beisetzung dort ohne jede Assistenz in einem gemeinsamen Armeleutegrab, das Vergessensein dortselbst ohne Grabkreuz, ohne Aufschrift, die Unauffindbarkeit der Stätte bei den ersten Nachforschungen 17 Jahre nach Mozarts Tode — rückt nicht auch das Zusammentreffen all dieser symbolhaften Ereig-

nisse um das Sterben Mozarts diesen in die Nähe des umbrischen Heiligen, dessen ganzes Leben mit äußerster Konsequenz den Gesetzen der Armut unterworfen war?

Wenn wir uns in diesen Tagen wieder mit bewundernder dankbarer Liebe in jenen kleinen Thujenrain im alten St. Marxer Friedhof in Wien versetzen, der die vermutliche Stätte des einstigen Mozartgrabes umschließt, von unbekanntem Händen geziert mit einem Sandsteinengel und einem Säulenstumpf aus dem alten Friedhof, so denken wir auch an die Verwüstung dieser Stätte im Kriegssturm vor zehn Jahren. Die Weihestätte ist längst wieder pietätvoll hergestellt — wir wissen aber, daß das wechselnde Schicksal der Reliquien und deren Vergänglichkeit nichts anhaben kann der Glorie, die Mozarts Namen umstrahlt — so wenig wie die einstige lieblose Öde und Verlassenheit um sein Grab.

Die Ebinger Basilika St. Martin in gotischer Blütezeit

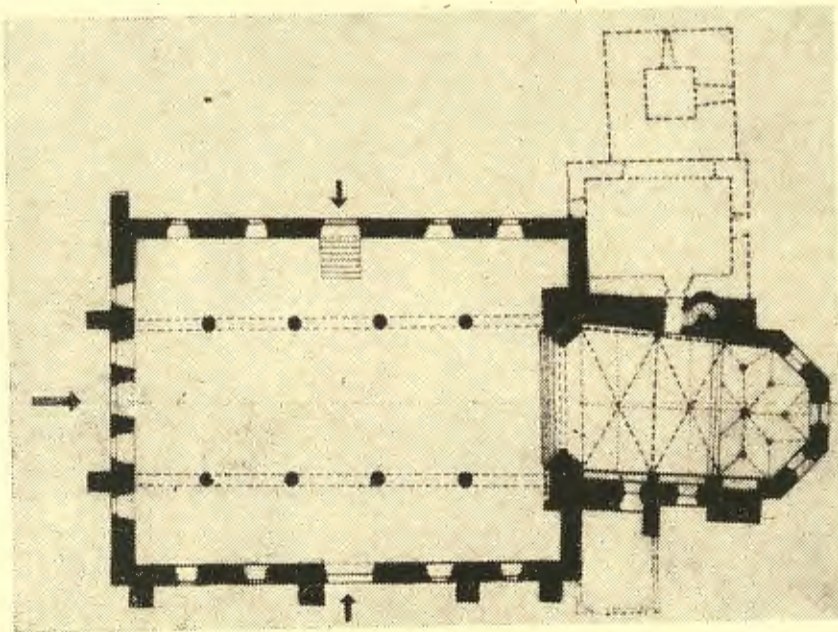
Von Ernst Louis Beck

(Schluß)

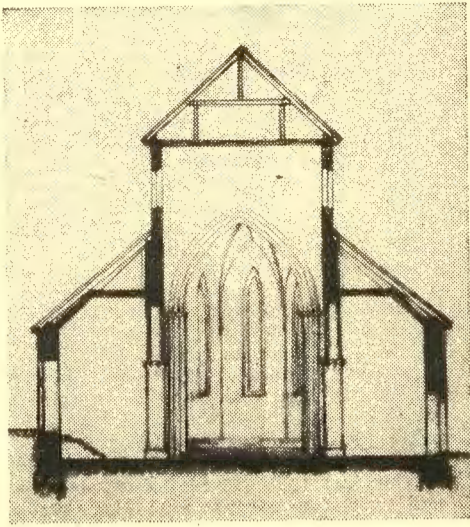
Gebannt bleiben wir stehen: Hinter uns spüren wir das Dunkel, neben uns das Grau der Seitenschiffe vom Kreuzgang rückwärts; kräftig in realer Körperlichkeit, einseitig angestrahlt, stehen die Säulenleiber. Allmählich füllt sich der untere Raum des Langhauses mit andächtigen Besuchern. In Gruppen, zu zweien, einzeln wandeln, gehen, knien sie. Ebinger Bürgerleute sind es, sie kommen von der Arbeit, die Gerber, Händler, Metzger, Schmiede, die Maurer und Zimmerleute und mehr noch die Frauensleute, jung und alt, auch ein adlig-ächtliches Fräulein ist darunter, sie kniet auf ihrem Honoratioren-Betstuhl, vor ihr auch der gräfliche Zehnteinzieher, hinter ihr steht der Bürgermeister, ein Zeugmacher und Tuchhändler, die Wächter vom Obertor und der Bader nebst Baderin. Unversehens sind wir weiter gedrängt worden, zwischen 2. und 3. Säulenpaar überschreiten wir die Mitte des Langhauses; die Mitte des Lebens. Vor den beiden strahlenden Altären in den Nischen der Seitenschiffe beidseitig des Choreinganges, dem St. Niklaus- und dem St. Katharina-Altar, knien nun viele. Der warme Lichtschein schafft ein köstliches Helldunkel bis zu den Seiteneingängen. Einer davon, der seitliche Nordeingang, ist praktisch der Haupteingang infolge der Nähe des Oberen Tores. Ebenfalls genau in der Mitte sich be-

findend, sehen wir über dem Portal ein spitzbogiges Tympanon sich hellgrau als durchbrochenes Sandsteinmaßwerk vom nächtlichen Himmel abheben. Es stellt den Kirchenpatron Martin zu Pferd dar, wie er mit dem Schwert seinen Mantel teilt als Gabe für den am Boden kauernnden, frierenden Alten. Diese Mahnung zur Mildredung der Klassenunterschiede berührt die Bürger des 14. und 15. Jahrhunderts nicht mehr recht, sie fühlen sich zwar noch nicht als Herrscher, aber auch nicht mehr als Beherrschte, wie es draußen noch die meisten hörigen Bauern sind.

Im Chor wird es lebendig, Laienpriester und Chorknaben treten auf, durch ein eigenes Pfortchen erscheinen die Beguinen-schwestern der nebenliegenden klösterlichen Behausung, der Priester kommt. Das Auge weidet sich an farbigen Gewändern, das Ohr am Gesang und Glöckchenspiel, mit Weihrauch wird der Geruchsinn angesprochen, beim Abendmahl der Geschmack. Wir werden bewegt, angezogen, auch unser Körper muß sich nähern. Kein menschlicher Sinn, auch kein Trieb, der nicht im kultischen Ablauf des Jahres Berücksichtigung und Weihe fände. Ja, die 3. Säule haben wir nun auch hinter uns, die Reifezeit, das Mannesalter, das gebrechliche Alter folgt der Zeit der stolzen Leistungen, der Kämpfe mit den Siegen und Niederlagen. Dem Choreingang mit dem riesigen



Querschnitt von St. Martin als frühgotische Basilika



Grundriß von St. Martin als frühgotische Basilika

Spitzbogen sind wir nun nahe gekommen und lehnen uns ermüdet an die letzte Säule. Das vom Allerheiligenaltar schimmernde Schnitzwerk läßt das Auge an vielen Einzelfiguren wieder rege werden, dann gleitet der Blick aufwärts zu der hochgotischen Gewölbedecke, die nach der Flachdecke des Mittelschiffes, nach dem senkrechten Zusammenprall der Dimensionen, als Gegensätze überspannend balsamisch wirkt. Im Chor gibt es weder an den Wänden, noch viel weniger an der Decke rechte Winkel, alles ist gebrochen oder gebogen, alles Versöhnung ohne Gleichen. Konnte da in der Tiefe des Chores etwas anders stehen als der Marienaltar? In spätgotischer Zeit trug er eine holzgeschnitzte Pieta, wenn man der Überlieferung Glauben schenken darf, (heute in Sigmaringen bei Heiligenpfeifer Glas) eine bittersüß blickende, jugendliche Schmerzensmutter mit ihrem getöteten Sohn auf dem Schoß. Von diesem Altar geht das intensive Leuchten aus, wie ein Fächer breitet sich darüber das Sternengewölbe aus. In die Sandsteinschlufsteine der tragenden Rippen sind Symbole und Initialen gehauen. Wir stehen nun an der großen Barriere, an den Stufen des Chores, an der Schwelle des Todes, der nach Überschreitung dreier Stufen, dreier Tage (?) zur Wiederauferstehung im jenseitigen Leben, das alle Schmerzen löse, führen werde. Hängt nicht dort, wo später die üppig quellende Barockkanzel angebracht wurde, das gotische Holzbildwerk mit dem gefesselten Dornengekrönten, dem „Ecce homo“, dem ein Mitleidender ein Tuch überwirft? Wie eindringlich mahnt hier der schwäbische Bildschnitzer zur Menschlichkeit, zum Rückblick auf unser Leben mit etwa begangenen Grausamkeiten, auf oft sogar „im Namen des Friedensfürsten“ vollbrachte Kriegszüge. Wie präzise ist bei diesen gotischen Plastiken das Verhältnis von ein- und ausgeschlossener Raum abgewogen, wie lebensschaffend ist die Komposition durch Vermeidung der starren Symmetrie und wie gleichermaßen stark wirkt das Stoffliche und das Geistige. Von der Wand des Chores hebt sich grau eine Sandsteinreliefplatte, das rechteckige Grabmal des Ritters Heinrich von Ringelstein aus dem Jahre 1419 ab. Darüber wölben sich in kunstvoller, wissenschaftlich erforschter Gesetzmäßigkeit der Statik die Kreuzgerippedekken. Über dem Chor ohne Apsis sind es zwei Felder, die nie eine tatsächliche Ebene auf der Oberfläche der Decke bilden, immer räumlich sich überschneidende Tonnengebilde; aber gegen eine sich darüber befindliche Ebene in Gedanken projiziert, ergibt dieses Gebilde sich haltender Wölbungen ein Quadrat als Grundriß (7,16 x 7,16 m). Dieses imaginäre Quadrat, Sinnbild absoluter Unbeweglichkeit über der

bewegtesten Decke, an Stelle der „Vierrung“, spielt die erste Geige des Konzerts im Vierteltakt, der den ganzen Bau der frühgotischen Ebinger Basilika durchpulst: das unsichtbare Ewige ist „erster Beweger alles Bewegten“! (Leonardo da Vinci).

Wir sind nun am Ende unseres umsichtigen Lebensganges durch die alte Ebinger Martinskirche angelangt; und hat uns auch die Tünche untoleranter Jahrhunderte oft in wesentlichen Stücken die Sicht verwehrt, können wir von vermutlich manchen zerstörten Heiligenplastiken keine Ahnung haben, unser Gang in gotische Blütezeit zurückversetzt war reich genug. Namenlose Baukünstler, Architekten, Bildhauer und Maler haben uns jeder in seiner Art und alle doch wieder zusammenklingend ein erhabenes Lebensbild entworfen, ein Bild zwar ihrer mittelalterlichen Zeit, aber „mit den Gesetzen aus der Ewigkeit“ (Schiller). — Vor Verlassen unserer Basilika gewahren wir noch die Büste von St. Martin als Bischof in Holz geschnitzt (wohl um 1500). Der Schnitzer verstand sein Handwerk vorzüglich, aber es blieb dabei. Er lieferte (auf Wunsch?) den getreuen Abklatsch eines stumpf gewordenen, alten Mannes. Unwiederbringlich ist die einmalige Gotik dahin, aber welche Fülle

geschaffener Dome zwischen Himmel und Erde seit dem kühnen Beginn um 1250 bis zur Zeit der großen Entdeckungen und der Jagd nach Gold. Die Dombauten wurden eingestellt, ohne daß entsprechend Großes in neuem Geiste erstand.

Vorhandene Fotos verdanken wir dem verstorbenen Fotografen Binder. Ihm sei nachträglich Ehre und Dank. Er mußte den hohen Kunst- und Kulturwert der alten Ebinger Martinskirche erkannt haben: gerade die „tragischen“ Augenblicke, da alles Nichtswürdige schon niedergerissen war und das Wesentliche für wenige Stunden noch ein letztes Mal in alter Kraft und Schönheit sich erhob, hat er auf die Platten gebannt. Am erschütterndsten die Aufnahme im Augenblick der „Umlegung“ der Arkaden von 1250 mit den Frescogestalten „den Lilien, Sternen, Engelsfiguren und dem Bekenntnis zur „heiligen christlichen Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen“. Der Ebinger Martinskirche wurde nach der gotischen Jugendzeit, nach jahrhundertelanger Gefangennahme und Entstellung ein Mafia-Stuart-Urteil beschieden und vollzogen. Beiden gemeinsam war in den Stunden ihres Abschiednehmens der Eindruck der Erhabenheit.

Schillers Gattin

Nach einem zeitgenössischen Bericht

Fortsetzung

An einem Montag, dem 22. Februar 1790, wurden Schiller und Lotte in der Kirche des dicht vor Jena gelegenen Dorfes Wenigen-Jena getraut. Schiller kam einige Tage vorher nach Erfurt, wo die Schwestern waren, um sie abzuholen. In Kahla trafen sie mit der Mutter zusammen und kamen mit ihr ganz in der Stille um fünf Uhr in Wenigen-Jena an, wo sie an der Kirche ausstiegen. Niemand war bei der Trauung zugegen als Charlottes Mutter und Schwester. Den Abend brachten sie stille miteinander beim Tee in Gesprächen zu. Die Mutter freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele. Die schönste Gabe des Himmels: vollkommene, dauernde Harmonie der Herzen beglückte diesen Bund. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede, Liebe und Vertrauen ein Quell des Segens und des Trostes. Auch die ökonomischen Verhältnisse Schillers gestalteten sich günstig. Seine Schriften (Thalia, Memoiren) gewährten ihm bei seiner, wenn auch geringen Besoldung eine hinreichende Einnahme; auch war Lotte ganz eingerichtet zu Schiller gekommen; alles, was zur Haushaltung gehört, hatte die Mutter gegeben.

Dieses erste Jahr war für Lotte und Schiller das glücklichste. Ausflüge in die freundliche Umgegend, und bisweilen eine Reise nach Rudolstadt zur Mutter und Schwester brachten Abwechslung in das Leben. Eine geraume Zeit führten sie keine eigene Haushaltung, sondern speisten in einer geistreichen Gesellschaft heiterer Freunde in dem Hause am Markt, in dem sie wohnten, und die Eigentümerin des Hauses besorgte den Tisch für diesen geschlossenen Zirkel. Durch ihre Fröhlichkeit und Empfänglichkeit wurde Lotte ihrem Manne besonders wert; ihr sicherer Geschmack, ihr feines Urteil waren nicht selten bestimmend und entscheidend für ihn. Seitdem den Dichter ein sicheres, ruhiges Hauswesen beglückte, war er mit den Menschen und Verhältnissen ausgesöhnt. Er suchte Lotte eine angenehme Geselligkeit zu bereiten, indem er auch die Frauen seiner Freunde für die Abendzirkel animierte. Wenn er auf- und abgehend sich einer dichterischen Stimmung überließ, spielte sie, wie er es liebte, im Nebenzimmer auf dem Klavier. Bisweilen begleitete sie den Gemahl sogar in die Vorlesungen.

„Lottchen“, schrieb Schiller im Mai 1791, „hat gestern zwei Stunden im Kabinett neben meinem Auditorium zugebracht und mich lesen hören und mir Tee gemacht. Sie hat sich erst vor den Studenten gefürchtet, jetzt aber hat sie Herz.“

Das häusliche Glück und die vielfache Tätigkeit sollte aber bald getrübt und gehemmt werden. Schillers ohnehin nicht starke Konstitution war durch Anstrengungen, Sitzen, Sorgen und Nachtwachen noch mehr geschwächt worden, besonders war er Erkältungen sehr ausgesetzt. Im Anfang des Jahres 1791 war er mit Lotte und Caroline auf Besuch bei Dalberg in Erfurt und hatte beim Abendessen einen starken Fieberanfall. Erst nach einigen Tagen konnten ihn die Frauen nach Jena zurückbringen; dort aber ergriff ihn eine heftige, lebensgefährliche Brustkrankheit. Die allgemeine Liebe, die sich Schiller und Lotte erworben, zeigte sich nun in der hilfreichen Teilnahme, die man der jungen Frau schenkte. Viele von seinen Zuhörern boten sich in freudlichem Jugendeifer zur Pflege und zu Nachtwachen bei dem Kranken an. Von den Schwestern gepflegt und erheitert, besserte sich der Zustand und im Juli konnte er mit Lotte nach Karlsbad reisen.

Die Liebe zum Vaterland war in Schiller so lebhaft geworden, daß er im August 1793 mit Lotte eine Reise nach Schwaben unternahm. Er verweilte zuerst in der damaligen Reichsstadt Heilbronn, wo er nicht nur durch das Wiedersehen der Eltern, Geschwister und Freunde, sondern auch durch die Geburt des ersten Sohnes beglückt wurde. Im Herbst zog die kleine Familie nach Ludwigsburg, um den Verwandten näher zu sein. Schillers Vater lebte als Major auf der nahen Solitude und hatte die Oberaufsicht über die fürstlichen Gärten und Pflanzschulen. Als Schiller im Mai des nächsten Jahres mit seiner Familie aus seinem Geburtsland nach Jena zurückkehrte, nahmen seine Freunde mit Freude den wohlthätigen Einfluß wahr, den sein Aufenthalt in Schwaben und die glückliche Muße auf ihn und Lotte ausgeübt hatten. Für beide hatte Jena seitdem einen neuen Reiz gewonnen: Wilhelm von Humboldt hatte sich dort niedergelassen, um an einem Ort mit Schiller zu leben. Ein inniges, auf geistige Interessen gegründetes Verhältnis knüpfte sich fürs ganze Leben, und um so leichter, als auch die

Frauen vortrefflich zusammenpaßten und Charlotte an Frau Humboldt eine lebenswürdige und bewährte Freundin fand. Noch interessanter und anregender wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse für Charlotte, als sich auch Goethe ihrem Gatten näherte und die beiden größten Dichter ihrer Zeit aufrichtige Freunde wurden. Wenn beide Männer an einem Orte lebten, so sahen sie sich jeden Tag, waren sie voneinander getrennt, so schrieben sie sich jede Woche. Man sah Goethe häufig in Schillers Hause, wo er sich gerne mit dem Schwager Wolzogen, der Kammerherr des Herzogs geworden war, über Architektur unterhielt, oder Mondscheinlandschaften entwarf mit Charlotte, in deren Hause es ihm wohlher wurde als in seinem eigenen. Die Frauen waren häufig Zeugen des Ideenaustausches der beiden Dichter, welche so förderlich auf ihre poetische Kraft und Darstellung wirkten. In Wallenstein weht der Hauch Goetheschen Lebens und in Hermann und Dorothea Schillers Geist. Goethe las eines Tages den Schwestern Szenen aus dieser Dichtung gleich nach ihrer Entstehung in tiefer Bewegung und unter hervorstürzenden Tränen vor. „So schmilzt man“, sagte er lächelnd zu Charlotte, „bei seinen eigenen Kohlen“.

Im Oktober 1800 wurde Schiller mit einem Töchterchen erfreut. Die Schwiegermutter hatte sich alsbald eingestellt und die kleine Caroline wurde am 15. Oktober getauft, wobei die „chère mère“, die von Gleichenens Ehegatten und Goethe die Paten waren. Charlotte befand sich in der ersten Zeit wohl, aber ihr Zustand verschlimmerte sich und ging in ein Nervenfieber über. Sie phantasierte und Schiller schwebte in großer Besorgnis, denn das Schlimmste konnte eintreten. Die Kranke wollte niemand um sich sehen, als ihn und die Mutter, welche durch ihren ruhigen und besonnenen Beistand in diesen Tagen eine große Stütze für Schiller war. Seine Gesundheit hielt sich, obgleich der Bekümmerte abwechselnd sechs Nächte durchwachte. Das Fieber und die eingetretene Geistesverwirrung legte sich nach dem einundzwanzigsten Tage, aber es blieb eine große Schwäche zurück und erst am 20. November konnte Schiller in sein Notizbuch schreiben: „Heute ist Lotte um vieles besser gewesen und hat einen Brief geschrieben.“ Es war für beide Bedürfnis, sich in einer neuen Umgebung zu erheitern und der Entschluß, nach Weimar zu ziehen, wurde jetzt ausgeführt. Charlotte fühlte sich besonders durch das innige Verhältnis ihres Gatten zu den Kindern beglückt. Bei Tische saß er beständig zwischen zweien seiner Kleinen. Kam eines zu ihm aufs Zimmer, so kletterte es an ihm heran, um ihn zu küssen, was oft nicht geringe Mühe kostete, denn Papa Schiller war der längste Mann in Weimar. Voß, der Übersetzer des Homer, kam öfters dazu, wie er mit seinem Knaben Hund und Löwe spielte, wobei bald Schiller, bald sein Junge der Löwe war und beide bellend und brüllend im Zimmer umherkrochen.

Daß der Herzog von Weimar für Schiller im Jahr 1802 den Adelsbrief auswirkte, freute Lottchen und ihre adeligen Verwandten mehr als sie gestehen mochten; auch der Wunsch des Herzogs und dessen Gemahlin, Schiller und seine Frau bei allen Gelegenheiten in ihrer Nähe zu sehen, war erfreulich. Nicht minder trug der Ankauf eines kleinen, aber bequemen Hauses in Weimar zur Zufriedenheit beider Gatten bei. Daß aber der Tag, an dem er sein neues Haus bezog, der Todestag seiner Mutter gewesen, ergriff Schiller aufs schmerzlichste.

Von dem berühmten Iffland veranlaßt, besuchte Schiller Berlin, wo er am 1. Mai 1803 mit Frau und Kindern ankam und die begeistertste Aufnahme fand. Er wohnte der Aufführung der Braut von Messina, der Jungfrau von Orleans und des Wallenstein bei, und fand die größte, rückhaltloseste Anerkennung. Alles bemühte sich, ihm und den

Seinigen den Aufenthalt in Berlin wert und unvergeßlich zu machen. Die Königin ließ sich den gefeierten Dichter vorstellen und Lotte hörte überall auf den Straßen, in Theatern und Gesellschaften, in den Zeitungen den Namen ihres Gemahls gepriesen und erhoben. Es wurde ihm, wenn er sich in Berlin niederlassen wolle, ein Gnadengehalt von 3000 Talern zugesichert. Schiller blieb jedoch, auch den Wunsch Charlottes berücksichtigend, dem Fürstenhause treu, welches den Ruhm hat, den armen Flüchtling zuerst aufgenommen, unterstützt und geehrt zu haben.

Die Freude über alle diese glänzenden Erfolge des geliebten Gatten konnte nur durch ihre immer wiederkehrende Sorge um dessen Gesundheit getrübt werden. Seit dem Krankheitsfalle in Jena hatten die physischen Kräfte desselben bedeutend abgenommen und die Freunde erschrakten oft über sein Aussehen. Im Januar 1805 bekam er einen Anfall katarrhalischen Nervenfiebers. Er litt heftige Schmerzen und der gute Heinrich Voß, der den Kranken häufig besuchte, wich nicht von seiner Seite. Schnell war Schiller, wenn auch nur auf Augenblicke eines der Kinder kam, getröstet, oder wenn Lotte eines derselben, zumal das jüngste, brachte. Es war in der Mitte Januar, als er Abends an den Tisch ging, das Licht putzte und scherzend ausrief: „Voß, ich bin nicht matt, ich habe das Licht mit festem Arm putzen können.“ — Gegen Mitternacht wurde er unruhiger und bat Lotte, welche ängstlich wurde, in ihr Zimmer zu gehen.

Als sie zögerte, wiederholte er dringender seinen Wunsch. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, so sank Schiller bewußtlos in Voß Arme. Er hatte aus Schonung die herannahende Ohnmacht zurückgehalten, welche nun umso heftiger eintrat. Voß rieb ihm Brust und Schläfe, und als das Bewußtsein zurückkehrte, fragte er sogleich: „Hat meine Frau doch nichts gemerkt? Habe ich nicht verwirrt gesprochen?“ Als Voß beides verneinte, sagte er: „Dann ist's gut!“ und schnell kehrte seine gutmütige Laune wieder zurück.

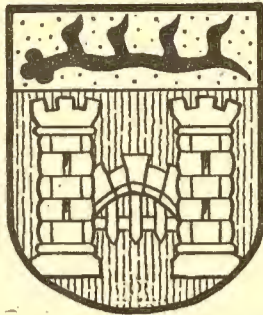
Schiller erholte sich wieder von diesem Anfall und besuchte Goethe, der seit längerer Zeit das Zimmer hütete. Die Freunde umarmten sich lange und stumm und knüpften dann schnell eine erheitende geistige Unterhaltung an. — Am 28. April war er noch am Hofe; am folgenden Tag war er das letzte Mal im Theater. Goethe besuchte ihn vor der Vorstellung und sie schieden vor Schillers Haus, um sich nie wieder zu sehen. Als Schiller nach Hause kam, trat ein heftiger Rückfall seiner Brustkrankheit ein. Während derselben sah er es am liebsten, wenn Gattin und Schwägerin allein bei ihm waren. Am 9. Mai schwanden die Kräfte und gegen drei Uhr nachmittags fing der Atem an zu stocken. Die Gattin kniete am Bette und empfing den letzten Händedruck. Wie ein elektrischer Schlag fuhr es plötzlich über seine Züge: die Seele hatte sich gelöst und vollkommene Ruhe verklärte das Antlitz des Toten.

(Schluß folgt)

Inhaltsverzeichnis des zweiten Jahrgangs

	Seite		Seite
Schon vor 500 Jahren ein Europarat Von Richard Graf Coudenhove-Kalergi	49	Die Balingen Viehhaltung vor 250 Jahren Von Dr. Wilhelm Foth	69
Die Rosen in der Neuzeit Von Karl Heinrich von Neubronner	50	Alttestes Zeughaus Mitteleuropas Von ungenanntem Autor	71
Zur Geschichte des Stadtwalds Ebingen Von Edgar Maag, Forstassessor	50	Bei Dionys dem Tyrannen Von Dr. Josef Weingartner	72
Auf dem Venusberg Von Dr. Josef Weingartner	51	Robert Gradmanns Leben und Werk Von Dozent Dr. Karl Heinz Schröder	73
Die Arnoldsche Jahrestiftung von 1502 Von Dr. Wilhelm Foth	52	Der Brand von 1731 und der Wiederaufbau Ebingens Von Dr. W. Stettner	74
Deutsche Ritter beim Veroneser Aufstand Von Dr. Karl Schadelbauer	53	Balingen Dekanssohn und französ. Graf Von Karl Hötzer	77
Die „Rauhe“ Alb hats in sich . . . Von Hans Müller	54	Was uns die Eyach erzählt Von Hans Müller	78
Sonntägliche Suche nach den „Dreibannmarken“ Von Ernst Louis Beck	55	Die Schäden des 30jährigen Krieges in Stadt und Land Von Dr. Wilhelm Foth	79
Mittelalterliche Burgen im Kreis Balingen Von Wilhelm Wik	56, 59	Praktische Denkmalspflege Von K. H. von Neubronner	81
Die Heldensteinhöhle Von Paul Elth	57	Die Balingen Stadtmauer im Wandel der Geschichte Von Dr. Wilhelm Foth	81
Die Wasserversorgung von Alt-Ebingen Von Josef Halm	57	Der Kirchenkonvent, ein kirchliches Gericht im alten Würtemberg Von Heinz Raasch	82
Eine „unangemessene“ Erbhuldigungsfeier Von Heinz Raasch	58	Geht dir der Draht aus — geh' aufs Rathaus Von Hermann Bienert	83
En Kopf wie a Viertel Von Karl Hötzer	58	Kaiserliche Obststafetten Von ungenanntem Autor	84
Balingen Bruderschaften in der Vergangenheit Von Dr. Wilhelm Foth	59	Die Geschirrwelber von Ebingen Nach der Zimmerschen Chronik von Gottlieb Fr. Hummel †	85
Deutsche Kaiserkrone tausend Jahre alt Von ungenanntem Autor	60	Winterlinger als Landfuhrleute Von Dr. W. Stettner	85
Historische Angaben über den „Oberen“ und den „Unteren“ Bezirk Von Dr. Wilhelm Foth	61	Die „Krone“ in Lautlingen Von Heinz Raasch	86
Burgfelder in der neueren Heimatgeschichtsforschung Von ungenanntem Autor	61	Aus der ältesten Geschichte des Südtiroler Weinbaues Von Leonhard Franz	87
Verbreitung des Nadelwaldes in unserer Heimat Von Fritz Scheerer	62	St. Leonhard in Nauders Von O. Roemer	89
„Farbsignatur“ in der Heraldik Von Kurt Rockenbach	63	Von alten Gebäuden in Ebingen Von Dr. W. Stettner	89
Was uns die alten Lautlinger Flurkreuze erzählen Von Heinz Raasch	63	Schatzkästlein im Südwestraum Von Kurt Wedler	90, 96
Brenner, St. Bernhard und Gotthard Von ungenanntem Autor	64	Volkstümliches aus Engstlatt Nach Mitteilungen von Otto Unsöld	92
Jud Süß und der Balingen Steuerhandel 1734 Von Friedrich Sanner	65	Die Ebingen Basilika St. Martin in gotischer Blütezeit Von Ernst Louis Beck	93
Die Frühgeschichte Balingens Von Fritz Scheerer	66, 70	Schillers Gattin Von ungenanntem Autor	94
Weiler und Wasser um Alt-Ebingen Von Josef Halm	68	Vorweihnacht in der Provence Von Karlkuno L. Seckelmann	96
Die karolingische Kultur in Oberitalien Von ungenanntem Autor	68		
Plettenberggrab in Wenden blieb erhalten Von ungenanntem Autor	68		
Balingen 1255 Von Rudolf Kerndter	69, 76, 80, 83, 88, 91		

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Jakob Friedrich Rau aus Balingen

Ein Mitbegründer der Mömpelgarder Textilindustrie / Von Lothar Kluge



Die ehemaligen Fabrikgebäude der Firma Rau in Mömpelgard, um 1770

Auf Grund der jahrhundertelangen Zugehörigkeit Mömpelgards zu Württemberg (1397—1792) war dessen Einfluß auf die Grafschaft nicht unbedeutend. Es entwickelten sich Beziehungen, die nachhaltige Wirkungen haben sollten.

Neuere Forschungen ergaben, daß die Textilindustrie des Mömpelgarder Landes auf deutschen Ursprung zurückgeht. Der Bürger J. Ch. Picard aus Hericourt im Mömpelgarder Land brachte im Jahre 1740 Textilarbeiter aus Deutschland in seine Heimatstadt. Sie begannen mit der Herstellung eines als velours de gueux bekannten Stoffes. Im Jahre 1758 trat Jakob Friedrich Rau aus Balingen in dieses Textilunternehmen in Hericourt als Teilhaber ein. Die Firma hieß von nun an Picard et Rau. Man nimmt an, daß Picard den Balingener Rau in seinen Betrieb aufnahm, um einen Textilspezialisten neben sich zu haben, denn er selbst war kein Fachmann. Auf jeden Fall verdoppelte sich nach dem Eintritt Raus die Baumwollverarbeitung gegenüber der der Wolle. Folgende Zahlen kennzeichnen die Bedeutung dieses Unternehmens für die damalige Zeit: In Hericourt liefen bis zu 30 Webstühle, und in der Stadt sowie in den umliegenden Gemeinden arbeiteten über 800 Spinnerinnen für die Manufaktur Picard et Rau.

Im Jahre 1765 jedoch schied Rau aus dem Unternehmen aus und gründete eine neue Fabrik zur Herstellung von Kattun in der Stadt Mömpelgard (s. Zeichnung). Hier stellte er 50 Webstühle auf und beschäftigte darüber hinaus noch etwa 200 Spinnerinnen. Auch hatte er seinem Betrieb eine Färberei angeschlossen, in der die Baumwolle rot und blau gefärbt wurde. Er versuchte Pflanzen, die bei der Herstellung seiner Farbstoffe benötigt wurden, in Mömpelgard

heimisch zu machen. Hier waren aber seine Versuche nicht von Erfolg gekrönt.

Im Jahre 1776 wurde J. F. Rau als freier Bürger der Stadt Mömpelgard aufgenom-

meh. Das Bürgerbuch (livre de réception des franc-bourgeois de la ville de Montbéliard) enthält folgenden Eintrag: „Am 5. 12. 1776 wird Jakob Friedrich Rau, Sohn des Martin Rau, Strumpfmacher in Balingen Württemberg, freier Bürger der Stadt Mömpelgard. Selbiger J. F. Rau, Weber und Tuch- und Baumwollfabrikant, ist auch Bürger der Stadt Hericourt.“

Die schwierige wirtschaftliche Lage der 90er Jahre brachte den Betrieb des Fabrikanten Rau vorübergehend zum Stillstand. In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts aber entstand er in neuer Form unter seinem Sohn und seinem Schwager Ferrand. Die Firma hieß jetzt: M. M. Rau fils et Ferrand. Sie hatte sich hauptsächlich auf das Spinnen und Färben von Baumwolle verlegt. Bis 1820 konnte sich dieses Unternehmen behaupten, dann mußte es aber auf Grund wirtschaftlicher Schwierigkeiten geschlossen werden.

Der Fabrikant Rau aus Balingen gehört neben Schweizern, Elsässern und Mömpelgardern zu den Pionieren der Textilindustrie des Mömpelgarder Landes. Wenn auch sein Betrieb schon lange nicht mehr besteht, so gingen von ihm doch wirtschaftliche Impulse aus, die auf die Textilunternehmen des Landes übergingen, die sich im Wechsel der Zeiten behaupten konnten.

Heute spielt die Textilindustrie des Mömpelgarder Landes eine nicht unwesentliche Rolle in seinem wirtschaftlichen Gefüge. Sie hat sich hier einen festen Platz gesichert.

Menesteig / Von P. Eith, Ravensburg

In Nr. 9 und 10 des ersten Jahrgangs bringt H. Müller eine sehr interessante Abhandlung über das Römerstraßen-Dreieck bei Ebingen. Merkwürdigerweise übersieht H. Müller den Unterschied zwischen „Straße“ und „Weg“ (Bezeichnung Landstraßen zweiter Ordnung). Unter Römerstraßen dürfen wir nur die tatsächlichen Militärstraßen mit 5 m Breite und stark befestigtem Unterbau bezeichnen.

Die als Alblimes häufig genannte Straße Laiz—Winterlingen—Burladingen ist eine solche Straße. Mit Oberlehrer Maute habe ich 1924 im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege bei Hermannslust die Straße durchschnitten. Das Bild des Querschnittes ergab ein Musterbeispiel römischer Straßenbaukunst. Den etwa 500 m westlich im Tal verlaufenden Straßenzug auf Damm haben wir nicht durchschnitten. Dieses Wegstück scheint mehr Ausweichstelle gewesen zu sein, vielleicht Erstanlage. Ein Steinkörper konnte durch die Sonde nicht einwandfrei festgestellt werden.

Die Straße vom Häsenbühl—Waldhof—Ebingen—Weilheim—Lautlingen über „Bergen“ nach Ebingen ist als Römerstraße anerkannt und von Prof. Hertlein z. B. am Dürrenbühl bei Ebingen bloßgelegt worden. Im oberen Bezirk ist es bisher nicht gelungen, ein Straßenprofil zu erkunden, weil die Staatsstraße auf der via strata liegt, bzw. weil diese Straße, seit vielen Jahrhunderten benützt, zu schanden gefahren ist.

Nicht existierte die von H. Müller angegebene Linienführung Ebingen—Matzmann—Mönichsteig—Degerfeld.

Kurz vor seinem Tod beauftragte mich Prof. Hertlein, am Mönichsteig und oben beim Bölle (Markung Truchteltingen) nachzusehen, ob und wo die „Straße“ gelegen habe. „Deutliche Spuren einer Chaussierung am Waldrand Mönichsteig“, schrieb er mir damals.

Diese Chaussierung erwies sich als eine Kalkbank in mehreren Schichten in den Tonmergeln des mittl. Weißen Jura. Ich ging von Anfang an mit Zweifel an die Arbeit—auch der inzwischen verstorbene Dr. Kraft (später Freiburg)—konnte die Chaussierung als solche nicht erkennen. Bestimmend für mich war der Flurname.

Wir haben in Ebingen eine alte Bitzer „Stoag“, eine alte Meßstetter, Ehestetter und Schwenninger Stoag (letztere über die „7 Kreuzle“ ein halsbrecherischer Weg!). Auf allen diesen Stoagen wurde gefahren! Wir haben aber auch beim Friedhof den Steig und den Menesteig—da wird gestiegen! Alle „Stoagen“ sind ehemalige Fahrwege, die Steige aber stets Fußwege! Holzabfuhrwege wie der Menesteig heute vielleicht sein könnte, gab es früher keine!

Nun der sachliche Beweis. Die von H. Müller in und um Ebingen angeführten Keltensiedlungen stammen alle aus der Zeit vor Chr. Die Römische Milit. Verwaltung hat bestimmt auf die Bedürfnisse der „Eingeborenen“, falls die Siedlungen überhaupt

noch existierten, keine Rücksicht genommen.

Die von Breeg und mir festgestellten römischen Siedlungen lagen alle in der „Vorstadt“, d. h. im Südosten der Stadt, die erst ab 1800 etwa besiedelt wurde. Die Römische Siedlung in Truchteltingen lag im Bahnhofsgelände.

Über die römischen Siedlungsreste im westlichen Riedbachtal können wir weggehen. Die Verbindung mit der vorhandenen Staatsstraße Rottweil—Geislingen—Ebingen—Winterlingen ging sehr wahrscheinlich beim Sportplatz vom Riedbachtal hinüber. Baulichkeiten oder Teile eines Straßenkörpers sind bis jetzt nicht gefunden worden.

Die beiden Kastelle Lautlingen-Petersburg und Burladingen haben sehr bald ihre Bedeutung verloren. Es scheint mir, daß Winterlingen ein bedeutenderer Platz war als Burladingen, wie ja auch H. Müller, ohne es zu erwähnen, mit seinen Fundangaben bestätigen dürfte.

Sehen wir die schöne Skizze von H. Müller auf Seite 39 an. Verlängern wir die von NO kommende Wegführung bei M. nach Westen, so kommen wir durchs Tennental direkt in das römische Truchteltingen.

Mit Karl Schaudt, Bitz, habe ich in mehreren Grabhügeln beim Hainloch römische Gebrauchsscherben billiger Qualität gefunden. Der Trajansstein stammt nicht, wie Müller angibt, von der Petersburg, sondern von der großen Siedlung im Bitzertal.

Conrad Widerhold

Nach alten Berichten zusammengestellt und überarbeitet von F. Roemer

In dem Städtchen Ziegenhain in der damaligen Landgrafschaft Hessen lebte der ehrbare Kaufmann und Ratsherr Heinrich Widerhold. Er war Mitglied der Handlungsgilde und erwarb sich bei seiner Arbeit zwar nicht große Schätze, aber das Auskommen für seine Frau Katharina und seine sieben Kinder. Das siebente Kind, Conrad, war einige Wochen alt, als der Vater starb. Da er wenig irdische Güter hinterließ, mußte die Mutter alles aufbieten, die zahlreiche Familie zu erhalten und die Kinder nach damaliger Sitte in frommer Zucht und Gottesfurcht zu erziehen. Da es im Städtchen an Schulen fehlte, lehrte sie die Kinder lesen, rechnen, schreiben und beten. So still und zurückgezogen die Familie lebte, so steckte doch in ihrem jüngsten Knaben, dem Conrad, geboren am 20. April 1598, ein offensichtlich kriegerischer Geist; er sprach von nichts lieber als von Soldaten und vom Kriege. Als er das vierzehnte Jahr erreicht hatte, hätte ihn die Mutter gern zu einem Handwerker in die Lehre getan; er erklärte jedoch entschieden, er wolle und müsse ein Kriegsmann werden. Da wollte sich die Mutter nicht widersetzen, sondern dachte, ihr Sohn sei vielleicht zum Soldaten geboren und könne dabei sein Glück machen. Conrad trat also mit Einwilligung der Mutter als Freiwilliger bei der Bundesarmee der Hansestädte ein und tat seine ersten Dienste als gemeiner Reiter 1614.

Schon im folgenden Jahr ging es ins Feld. Widerhold stand als siebzehnjähriger Jüngling vor der Stadt Braunschweig im Treffen, wo es hitzig herging und er ausgezeichnet wurde. Er tat sich auch durch gute Auf- führung und Kenntnisse hervor und wurde zum Offizier befördert. Als Friede gemacht worden war, ließ er sich mit Anna Herme- gart Buckhartsch, einer Tochter des Kom- mandanten von Heiligenland (Helgoland) im Jahr 1619 trauen. Nicht lange nach der Hochzeit, als es draußen erneut stürmisch wurde, nahm Widerhold wieder Kriegs- dienste und zwar bei der Republik Venedig im Regiment des Grafen von Löwenstein.

Die anderen bis jetzt nur durch Scherben- funde festgelegten größeren Höfe waren im Gelände des „Deutschen Kaisers“ und vom „Becher“ — wo heute die Bahn nach Onst- mettingen die Schmiecha überquert. Die Besitzer dieser Höfe ließen durch ihre Knechte oben beim Galthaus (Hülbe!!) ihre Herden weiden. Ihr Weg ging die alte „Bitzer Stoag“ hinauf, weiter „durchs Hainloch, wo man gen Bitz ganget“, heißt es im Urbar von 1425. Das war der Weg schon vor Jahrtau- sendes. Die Senke bei der „Tanne“ ist immer vermieden worden („Bocksberg“).

Der alte Urweg führt von Harthausen durchs Heutal über Bitz, Neuweiler zu den Killwiesen bei Onstmettingen. Grabhügel aller Zeiten finden sich da in der Nähe. Die „römischen Ebinger“ dürften eher nach Winterlingen oder noch mehr zum Häsen- bühl (Waldhof) — Geislingen gegangen sein, denn dort konnten sie mit den Städten Rottweil und Rottenburg Handel treiben. Im NW haben wir keine römische Siedlung von Bedeutung. Burladingen zur Römerzeit hörte auf, Umschlagplatz zu sein, als der Limes erbaut war.

Der Menesteig selbst ist, wie sein Name sagt, erst lange nach der Landnahme zu einem „getretenen Weg“ geworden. Merk- würdigerweise ist der Weg Huckelturen— Winterlingen, bestimmt ein uralter Wan- derpfad, noch nie auf sein Alter untersucht worden, denn wenn schon die Straße über Ebingen, „Straßberg—Winterlingen“ führte, ist sicher der „kleine Grenzverkehr“ über Huckelturen gegangen.

Hier ging es auf die See, zur größten Freude des jungen Mannes, der nicht nur fremde Länder sehen, sondern auch die eigentliche Kriegskunst zu Wasser und zu Land erler- nen wollte. Die „Serenissima“ stand um ihre Insel Korfu in heißem Abwehrkampfe mit den Türken. Widerhold kämpfte auf Korfu mit großer Bravour. Zur See kam er auch nach Frankreich, England, Portugal und Sizilien. Von einem Italiener, schreibt Widerhold, habe „er die Kunst erlernt, die Soldatengewehre recht und zierlich zu ge- brauchen, die Piken zu fällen, Fahnen zu schwingen, Kompagnien und Regimenter in schöne Ordnung zu stellen und in der Fecht- und Festungsbaukunst sich zu üben“, also das Exerzieren, vor allem aber Taktik und Pionierwesen, worin die Venezianer, mindestens theoretisch, Meister waren. Dies sollte ihm später sehr zugute kommen.

Nachdem Venedig mit dem Dey von Al- gier Frieden geschlossen hatte, wobei 16 000 Christensklaven ihre Freiheit erhielten und die Flagge der Republik sich Achtung vor den Seeräubern, den sog. Barbaresken, ver- schaffte, machte der schon vielerprobte Kriegsmann sich heim in die deutschen Lande. Ehe er aber die Rückreise antrat, beurlaubte er sich von dem Prinzen Mag- nus von Württemberg zu Venedig, der ihn seines treuen Charakters und seiner Ritter- lichkeit wegen lieb gewonnen hatte. „Widerhold“, sagte der Prinz, „so Ihr einst ohne Stellung seid, so will ich Euch mein An- denken empfohlen haben“. Diese Rede schrieb sich Widerhold ins Herz; nachdem er seine Fahrten in Frankreich, England und Spanien beendet hatte, suchte er wirk- lich den Prinzen Magnus, der gleichfalls in die Heimat zurückgekehrt war, zu Bönning- heim auf. Nach herzlicher Begrüßung rit- ten die beiden Kriegsmänner nach Stuttgart zu dem damals regierenden Herzog Johann Friedrich, welcher sogleich Widerhold in seine Dienste nahm und vorerst zum Exer- ziermeister machte. Der Herzog bedurfte damals solcher Männer wohl, denn der un- selige Krieg, welcher dreißig Jahre dauern sollte und unsägliche Leiden über ganz

Deutschland brachte, hatte seit einem Jahre begonnen. In der Schlacht bei Wimpfen 1622 fand der Freund und Gönner Widerholds, Prinz Magnus, den Tod. Schon war der Sieg auf der Seite des Markgrafen von Baden, als eine brennende Lunte in den Pulver- vortat der Badener fiel, große Verwirrung, unter den gedrängten Abteilungen anrich- tete und die Kaiserlichen unter Tilly diese gänzlich zersprengten. Die Sieger raubten, mordeten, brannten und verheerten Würt- temberg, obgleich Herzog Johann Friedrich sogleich einen Friedensvertrag mit Tilly ge- macht hatte, wonach das Land von den kai- serlichen Truppen geschont werden sollte. Widerhold, indessen zum Major aufgerückt, hatte zweimal den Herzog zu kraftvollem Widerstand ermahnt, zumal auch der kai- serliche General Wallenstein dem Friedens- verträge offen entgegen handelte und mehr- mals den Wunsch ausdrückte: „Wenn ich doch nur an den Herzog von Württemberg kommen könnte, seine Länder sind doch gar zu schön.“ — Unterdessen starb Johann Friedrich 1628 zu Göppingen. Als Wallen- stein, der sein Hauptquartier zu Heiden- heim hatte, eben gegen den Neckar heran- ziehen wollte, kam die Nachricht, der Kö- nig von Schweden, Gustav Adolf, sei am 24. Juni 1630 zu Hilfe der Evangelischen mit einem Heere bei Stralsund gelandet. Die stolzen Sieger lachten über diese Nachricht, aber der „Löwe aus Mitternacht“ schlug Tilly und Wallenstein. Die Schweden waren damals am modernsten ausgerüstet und ausgebildet; zu Lebzeiten ihres Königs hiel- ten sie auch auf gute Disziplin. Gustav Adolf kam den Rhein herauf durch die Pfalz und zog durch Baden, Württemberg, und Bayern nach Österreich. Die meisten württembergischen Offiziere zogen mit den Schweden, weil sie reichere Beute erwarten konnten als bei dem zaudernden und dul- denden Württemberger. Nur Widerhold blieb dem sechzehnjährigen Herzog Eber- hard III. treu, der ihn zum Hauptmann in einem Fußregiment ernannt hatte.

Damals machte Widerhold einen Zug auf den Schwarzwald mit, um die Studenten im Kloster St. Georgen vor den Kaiserlichen zu schützen. Danach zog er mit dem jungen Herzog von Tübingen aus, um sich mit dem kaiserlichen General Egon von Fürstenberg zu messen. Dieser war den Württembergern um mehr als die Hälfte überlegen und so geriet ein großer Teil derselben in Gefan- genschaft. Weil dieser Krieg gerade zur Kirschenzeit stattfand, nannte man densel- ben den Kirschenkrieg. Widerhold aber meinte, es werde eine Zeit kommen, wo er den Gegnern die Stiele von den Kirschen hinwerfen werde, die sie in Württemberg verschluckt hätten, und er hielt Wort.

Widerhold zog nun mit seinen Scharen bald da, bald dorthin, um die vom Feinde bedrängten Orte zu entsetzen und zu schüt- zen. So tat er sich vor dem damals öster- reichischen Villingen mannhaft hervor. Das ebenfalls österreichische feste Schloß Schramberg eroberte er mit seinen vier Kompagnien Fußvolk in kurzer Frist und der Vogt mußte sich auf Gnade oder Un- gnade ergeben. „Wo Widerhold, da ist Sieg“, hieß es bei seinem tapferen Häuflein. Die ganze Herrschaft Schramberg kam für kurze Zeit in die Hände des Herzogs. Erfreut hier- über ernannte ihn sein Fürst zum Kom- mandanten der Feste Hornberg, die aber in keinem guten Zustand war; Widerhold schrieb an den Herzog: „Venn unsre Armee nit stärker und unsre Muthaftigkayt nit vestiger wäre, so wär übel thun ums Haus Wirtenberg.“ Auch meinte er: „Venn der Feind für Hornberg rücken sollte, so könrte er selber das Wasser sperren, und die hungrigen Magen sonder Proviant ver- möchten nit lange einer Belagerung ent- gegenstehn.“ Übrigens wolle er gehorsamst thun, seis Tag oder Nacht, was in seinen Kräften stehe, und keineswegs das Schloß verlassen, denn „Ehre und Reputation“ sei

ihm lieber als das Leben. Von Hornberg aus nahm Widerhold teil an der Eroberung von Hohenzollern und Hechingen, von Hohenberg und Sigmaringen.

Das unglückselige Jahr 1634 kam heran. Gustav Adolf war 1632 gefallen, Tilly in demselben Jahr an seinen Wunden verschieden und Wallenstein zu Anfang des Jahres 1634 ermordet worden. König Ferdinand von Ungarn, der Sohn Kaiser Ferdinand II., belagerte die Stadt Nördlingen, und seine Völker sengten und mordeten bis gegen Geislingen auf die roheste Weise. Kein Alter und Geschlecht war vor ihren Schand- und Bluttaten sicher. Da eilte Herzog Bernhard von Weimar mit etwa 35 000 Mann gegen die doppelt so starke Armee heran, um den Greuelthaten ein Ende zu machen. Der erste Schlachttag war für die Evangelischen günstig, am zweiten Tag aber zersprang ein Pulverfaß und brachte das siegende Heer, wie bei Wimpfen, in Unordnung. Die Schlacht ging verloren und allein von den Württembergern blieben 4000 Mann auf dem Platze. Als der neunzehnjährige Herzog Eberhard diese Nachricht zu Göppingen erhielt, entfloh er mit seinem Gefolge nach Straßburg und 20 Wagen voll Adel, Räte, Diener, Weiber und Kinder folgten ihm; überhaupt floh jedermann, wer nur konnte, außer Landes. Widerhold allein blieb im Lande. Das letzte und beste, was der flüchtige Herzog noch getan hatte, war die Verteilung der festesten Plätze seines Landes unter die erprobtesten Hauptleute. Widerhold, der das besondere Vertrauen des Herzogs besaß, erhielt im September die Felsenfeste Hohentwiel zur Verteidigung anvertraut. Seit 1521 war der Hohentwiel oder Twiel württembergischer Besitz.

Während Eberhard sich mit seinem Troß in Straßburg einrichtete, überschwebten die Kaiserlichen das Land. König Ferdinand zog in Stuttgart ein; Sengen und Brennen war an der Tagesordnung. Ein Schloß, eine Feste und Stadt nach der andern fiel in die Hände der Kaiserlichen, nur Hohentwiel mit seinen Schätzen und kostbaren Archivurkunden blieb unerobert. Das erste, was Widerhold tat, nachdem er von dieser Felsenfestung Besitz genommen hatte, war die Wiederherstellung der Wehren, Schanzen und Mauern, und die Zerstörung der nahegelegenen Burgen Hohenkrähen, Mägdeberg und Hohenstoffeln, damit sich kein Feind hier festsetze und ihn belästige, weil diese Bergfesten wie drohende Wächter um den Hohentwiel herumlagen. Als diese Arbeit getan war, suchte er Proviant herbeizuschaffen, um eine lange Belagerung aushalten zu können, indem er Ausfälle in die reichen österreichischen Gaue um den Bodensee herum machte und daselbst holte, was er bedurfte.

Die Verteidigungsmaßnahmen waren so ausgesucht, daß 50 000 Menschen nicht imstande gewesen wären, die Höhe zu erklimmen. Außerhalb der Mauern waren große Eichbäume und Felsstücke mit Schließen befestigt; sobald man nun die Feinde anrücken sah oder hörte, so eilten die Invaliden der Besatzung an die Schließen der Stämme und Felsstücke, schlugen dieselben los, daß sie mit außerordentlicher Gewalt nach dem Tale rollten, alles zermalmend, was ihnen im Wege stand. War dies geschehen, so schafften fahrbare Krane wieder andere Stämme und Steine herbei, um diese aufs neue, wenn es nottat, hinabrollen zu lassen. Sodann kam der seit vielen Jahren gehandhabte Gebrauch den Twielern wohl zustatten, daß jeder, der den Berg bestieg, einen großen Stein mit hinaufnehmen mußte, wodurch ein großer Vorrat derselben oben angehäuft war, womit Pulver und Geschosse erspart wurden, weil man mit den Steinen die feindlich Heranstürmenden mit leichter Mühe totwerfen oder vertreiben konnte. Hinter den dicken und künstlich gedeckten Mauern standen

aber noch ganze Reihen Feuerschlünde, die von ihrer Höhe herab weithin Tod und Verderben sendeten. Man hat sogar behauptet, von Twiel aus habe man nach Schaffhausen geschossen, weshalb die Stadt an die Festung Schußgeld zahlen mußte. So viel ist gewiß, daß die Heerstraße nach Schaffhausen (bei Thaingen) und die Felder um die Stadt herum durch die drei 15 Fuß langen Feldschlangen unsicher gemacht werden konnten.

Auf der letzten Wallmauer waren handbreite und 12 Fuß lange zweischneidige Schwerter zwischen den Kartaunen aufgestellt, welche in Gewinden liefen und vermittels großer eiserner Gewichte im Innern des Walls in lange anhaltende Bewegung erhalten werden konnten. Wenn also je durch eine Übermacht der Berg erstiegen worden wäre, so wäre jedem, der oben den Kopf durch die Mauer erhoben hätte, derselbe vom Rumpf abgehauen worden, denn diese Schwerter hatten eine außerordentliche Wucht und einen Schwung durch die hinteren Kugeln, daß sie Panzer und Schienen durchschnitten. Sodann waren lange eiserne Ketten außerhalb der letzten Wehrmauer angebracht, die durch Wenden straff gespannt und im Falle der Not losgeschlagen werden konnten, so daß man grobe Eichbäume weit über die unteren Schanzen hinausschleudern konnte. Endlich liefen schlangenartig angelegte Pulverminen unter dem ganzen oberen Burgraum herum, mit denen man die Eroberer zuletzt alle noch in die Luft sprengen konnte, ohne daß der Besatzung in ihren in den Felsen gehauenen Gewölben dadurch nur das geringste zu Leid geschah. Alle diese und noch viele andere sinnreiche Verteidigungsanstalten schuf Widerhold und versammelte so die ohnedies umfangreiche alte Burg in eine große moderne Festung.

Trotz der Fürsorge des tüchtigen Kommandanten wurde zuweilen die Not auf der Feste groß. Eine pestartige Krankheit, die in Württemberg in drei Jahren mehr als 180 000 Menschen wegraffte, hatte sich auch

auf Twiel eingestellt und manchem wackeren Mann sein Stündlein gebracht. Auch der Feldprediger war an der Pestilenz gestorben, den Apotheker hatte ein Blitzstrahl erschlagen. Widerhold wurde nun Arzt und Apotheker, Krankenpfleger und Seelsorger. Er durchwachte lange Nächte an dem Lager der Sterbenden, tröstete sie mit dem Worte Gottes und ging mit den Gesunden zur Kirche, wo er mit ihnen ein frommes Lied sang und ihnen eine Predigt vorlas. Hatte er diesen Pflichten Genüge getan, dann schnallte er sich den Pallasch um und ging mit den Seinen auf die Streife, um die nötigen Bedürfnisse auf seinen Adlersitz herbeizuschaffen. Endlich schickte ihm der Herzog wieder einen Pfarrer, den er feierlichst mit zwölf Reitern einholte und glücklich in die Feste brachte.

Inzwischen stieg die Not allerwärts im Lande; man grub Wurzeln aus, aß sogar gemahlene Baumrinde und nur Reiche konnten sich noch Katzen, Ratten und dergleichen verschaffen. Widerhold ließ Pferde schlachten, das Fleisch dörren und spärlich genießen. Als die Not am größten war, gewährte man einen Fruchttransport, der aus Österreich den Bayern und spanischen Dragonern zugeführt werden sollte. Hurtig machte er sich mit seiner entkräfteten Mannschaft auf und brachte den ganzen Transport nebst zehn Wagen Getreide in die Festung. Weil aber die Feinde die Mühlen im Tal zerstört hatten, so ließ er drei Windmühlen auf seiner luftigen Höhe bauen, welche bald so viel mahlten, daß er einen Umkreis von zehn Stunden mit Mehl hätte versehen können, wenn er nur Korn genug gehabt hätte. Auch die Bewohner der umliegenden Dörfer brachten ihre spärlichen Erntevorräte herbei und ließen sie auf dem Berge mahlen, wobei sie um kein Stäubchen Mehl zu kurz kamen. Ja, er gab drei Jahre lang Aussatfrüchte an die Umwohner, schützte ihnen auch die Felder vor streifenden Banden und gewährte den Landleuten jede ihm mögliche Hilfe.

Fortsetzung folgt

Die Wasserversorgung unserer Heimat

Von Hans Müller

In den ältesten Zeiten zogen die Menschen als Jäger, Fischer und Sammler von Wasserstelle zu Wasserstelle, auch auf der Alb. Mit dem Aufkommen der Viehzucht wurden solchem Wandern schon engere Grenzen gezogen, und es bildeten sich bevorzugte Wohnplätze heraus, die natürlicherweise an größere Wasservorkommen gebunden waren. Diese waren damals auch noch auf den Hochgebieten der Alb gegeben. Jede Quelle, jeder Bach, Fluß oder Weiher bildete einen Anziehungspunkt für die Besiedlung. Beim Übergang zum Ackerbau, der schon während der jüngeren Steinzeit neben den Weidetrieb trat, gewann die Wasserstelle erhöhte Bedeutung, denn man konnte nunmehr mit den nötig gewordenen festen Gebäuden nicht mehr von Ort zu Ort ziehen, auch nicht das mühsam urbar gemachte Land einfach verlassen. Aber mehrmals im Laufe der vor- und frühgeschichtlichen Zeit mußte dies dennoch geschehen, wenn nämlich wieder einmal eine größere Trockenperiode eintrat, von der nun ganz besonders die Alb hart betroffen wurde. Um 1250 vor Chr. war die Alb, die schon bessere Zeiten gesehen hatte, fast völlig verödet (Paret). Die Albbewohner waren infolge Wassermangel gezwungen worden, an die ober-schwäbischen Seen auszuweichen. Dann wurde es wieder besser, sogar noch feuchter als heutzutage. Aber um 400 v. Chr. kam es wieder zu einer Trockenperiode, die die Albler zur Auswanderung ins Neckarland zwang (Rieth). Wieder war die Alb nahezu ohne Bevölkerung, besonders auf den Hö-

hen. Als um die Zeitenwende die Römer kamen, muß es wieder besser gewesen sein, denn es ist bekannt, daß sie Brunnen ausschachteten, ihre Landhäuser mit Bädern ausstatteten, sogar ein Militärbad bei Gammertingen einrichteten und Wasserleitungen bauten. Letztere zwar nicht auf der Alb; aber bei Rottenburg konnte ein 7 km langer Aquadukt mit offener Rinne nachgewiesen werden, der natürlich ein stetiges Gefälle haben mußte. Sehr viel zahlreicher als die anwesenden Römer waren damals die einheimischen Kelten, die vorzugsweise die Täler und Pässe bewohnt hielten. Auch noch die um 260 n. Chr. bei uns eingedrungenen Alamannen waren an die Naturgegebenheiten gebunden. Sie siedelten auf der Alb zunächst in verstreuten Einzelhöfen (Rieth). Um 455 n. Chr. wird von einem Abwandern der Alamannen bis zu den Alpenpässen berichtet (Burkhard). Auch dabei spielte eine erneute Austrocknung der Alb eine Rolle. Es ist auffallend, daß der Übertritt zum Christentum und der Kirchenbau auf der Alb länger auf sich warten läßt als in gesegneten Gefilden. Es kann dies mit der geringeren Bevölkerungsdichte in Parallele gesetzt werden. Erst müssen Dörfer entstehen, ehe ein Kirchenbau verkraftet werden kann. Diese Dörfer wuchsen aus den einzelnen Häusergruppen zusammen — wo das meiste Wasser vorhanden war! Man kann das z. B. bei Winterlingen sehr schön nachweisen. Einzelhöfe und Weiler, die an unzuverlässigen, schwankenden Wasservorkommen gelegen hatten, welche der Ver-

karstung am meisten zum Opfer fielen, gingen ein. Ihre Bewohner werden sich dem nächstgelegenen heranwachsenden Dorf zugewendet haben. Im Laufe des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit traten andere Ursachen wie Krieg, Unsicherheit, verwickelte Besitzverhältnisse hinzu, vielleicht auch schon eine Art „Landflucht“ zu größeren Menschenanhäufungen; aber der zwingendste Grund für Veränderungen war doch immer noch die Naturgrundlage und hier in vorderster Linie das Wasser.

Viele Flurnamen wie Bierendorf, Netten-dorf, Weinstetten, Aufhofen deuten auf das Verlassen der Scholle hin, und wenn man diese Stellen geologisch untersucht, findet man regelmäßig Quellhorizonte, aber sehr kleine, die heute keine Quellen mehr zutage fördern. Die Verkarstung der Alb hat eben in kurzer Zeit sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. Der Wald, der diese Entwicklung einigermaßen hätte abbremsen können, war auf der Alb nie dicht und wurde, mehr durch Waldweide als durch Holzentnahme, immer noch weiter gelichtet. Der Beginn der Wiederaufforstung liegt noch keine 200 Jahre zurück. Die Niederschlagsmenge auf der Alb ist mit 1100 mm im Jahr zwar nur halb so hoch wie im Schwarzwald, aber doppelt so hoch als etwa in der Oberrheinischen Tiefebene. Daß die klüftigen Schichten des Weißen Jura das Wasser restlos versinken lassen, kann noch nicht einmal als ein Unglück bezeichnet werden, weil dadurch das gute Regenwasser vor dem Verdunsten bewahrt bleibt. Es verschwindet ja auch nicht einfach ins Bodenlose. Drei Mergelschichten, eine untere, mittlere und obere durchziehen in leichter Neigung gegen SO den Untergrund und bilden unterirdische Wasserhorizonte. Wenn man sich die Zertalung der Alb vor Augen hält, ist sehr leicht einzusehen, daß vom Allerobersten, dem Zementmergel, nur noch Restflächen vorhanden sein können. So konnten auf der Höhe von Bitz viele Brunnen gegraben werden. Die mittleren, die Aptychenmergel, erstrecken sich über größere Bereiche. Sie haben im oberen Bezirk viele Hangquellen ans Tageslicht entlassen, die früher gern zu Viehtränken eingerichtet wurden, aber auch manchen Einzelhof ermöglichten. Bei Ehestetten beginnend, taucht diese Schicht auf die Talsohle herab und spendet zwei Städten und drei Dörfern reichlich Trinkwasser. Es ist klar, daß ganz unten die Impressamer-gel die größte zusammenhängende Decke sein müssen, somit das größte Einzugsgebiet haben, und nicht nur Quellen speisen, sondern auch unsre zur Donau eilenden Fließchen, die keinen Nebenbach haben, „hehlinge“ so gut mit zusätzlichem Wasser versorgen, daß sie nicht austrocknen. Vom Braunen und Schwarzen Jura ist nur zu sagen, daß beide genügend Tonschichten führen und somit an Wasser kein Mangel sein dürfte. Tatsächlich beobachteten wir im unteren Bezirk dichtes die kleineren Orte. Aber für den gesteigerten Bedarf der Städte und der Industrie reicht es nicht aus. Vergessen wir nicht, daß die geologisch so junge Formation des Tertiär von Oberschwaben her auf die Alb heraufreicht und mit ihrem Juranagelfluhlehm früher die Wasserversorgung Winterlingens, Benzingers mit Blättringen und sogar Harthausen sichergestellt hat. Aus alledem ergibt sich, daß mit zunehmender Verkarstung zwar die Täler und Paßlagen (Ebingen, Burladingen, Tieringen, Gosheim) noch ausreichend mit Wasser versehen waren, aber nicht mehr die Ortschaften auf der Höhe. Dort kam es zu Notlösungen. Man ging dazu über, das Regenwasser aus den Dachrinnen zu sammeln wie heute noch auf manchen Einzelhöfen, so auf dem Irrenberg. Für das Vieh ließ man das Wasser aus den Dorfstraßen in die Hülbe laufen. Sie war mit Lehm ausgekleidet, und dieses Verfahren hatte der Mensch, wie so vieles, der Natur abgeguckt. Auch die vielen Dolinen auf un-

sern Höhen waren Regenwassersammler gewesen, solange der bei der Kalkauflösung zurückbleibende Lehm noch nicht in immer klüftiger werdende Tiefen gespült war. Da der Mensch immer zuerst auf der einmal gefundenen Spur weitersucht, übertrieb man vor etwa 100 Jahren die normale Brunnenbohrung zu Tiefbohrungen bis auf 200 Meter. Das war ein sehr kostspieliger Mißerfolg. Es war schon lange zum Wasserholen gekommen, mit Gespannen und natürlich meistens aus den Talgemeinden. Aus dieser Not wurde die moderne Wasserversorgung geboren. Es fehlten aber zunächst die Rohre. Zwar hatte man mit Teicheln aus Holz schon vorher Wasser aus höhergelegenen Quellen oder Weihern in niedriger gelegene Brunnen laufen lassen; aber zum Heraufdrücken des Wassers aus dem Tal gehören eiserne Röhren. Als Hubkraft diente zunächst das Wasser selber mit seinem Gefälle. So wurde beispielsweise fließendes Wasser, wenigstens zum Teil, zum Antreiben der Pumpen benützt im Pumpwerk Hammer bei Bärenthal, in Hermentingen, in der Bantleschen Mühle zu Straßberg und im Winterlinger Ried. Aber es gehört sehr viel fließendes Wasser zum Betreiben eines Pumpwerks, und so mußte sofort die noch gar nicht so lange erfundene Dampfmaschine mit in die Bresche springen. Sie kostete viel Geld und Wartung. Darum konnte sich nicht jede kleine

Gemeinde eine solche Anlage leisten, und die Not blieb bestehen. Das brachte schon vor 110 Jahren einen Schultheiß von Justin-gen auf der Münsinger Alb zu dem Entschluß, mehrere Ortschaften zu eine Wasserversorgungsgruppe zusammenzufassen. Der Gedanke wurde von der Regierung in Stuttgart aufgegriffen, und die Gruppenplanung begann. Es ist heute noch die beste Form der Wasserversorgung: durch die gemeinsame Anlage für alle finanziell erschwinglich und dennoch ortsgebunden und krisenfest. Bei einer großen Zentralversorgung (Bodenseeprojekt) genügt eine einzige Beschädigung, um sofort sehr viele Orte trocken zu legen. Darum muß man die kleineren Wasserversorgungen alle noch für den Notfall bestehen lassen, ja es wäre kein Fehler gewesen, auch die lieben alten Brunnen am Leben zu lassen. In den Pumpwerken aller Größen ist an die Stelle der schwerfälligen Dampfmaschine schon längst der Elektromotor getreten, der wie die modernen Pumpen viel weniger Wartung benötigt. Wenn man mit Hilfe der Technik den tiefen Karst richtig anpackt (G. Wagner), dann gibt es auf der Alb keine Wassernot mehr. Eine Sorge bleibt allerdings die köstliche Beschaffenheit des Wassers, denn es ist leider nicht so, wie Stuhlinger in seinem sonst so guten Buch sagt, daß die Alb auch ein zuverlässiger Filter sei.

Fortsetzung folgt.

Schillers Gattin

Nach einem zeitgenössischen Bericht

(Schluß)

Charlotte war fünfzehn Jahre hindurch die glückliche Lebensgefährtin des großen Dichters gewesen. Unzählig waren die Beweise der Teilnahme, die der Witwe aus der Nähe und Ferne, aus allen Gegenden Deutschlands zukamen. Sie erfreute sich besonders der Achtung und Gunst der Großherzogin in vollem Maße, der Freundschaft Goethes und der Frau von Stein. Die Großherzogin gab ihr die Zusicherung, für die Erziehung der Söhne sorgen zu wollen, und Dalberg, der Freund Schillers, damals Fürst Primas, bedachte sie mit einem Jahrgehalt. Dannecker entschloß sich im Augenblick des tiefsten Schmerzes, seine Schillerbüste in größerem Stile auszuführen. Auch von der Witwe des Verewigten wurde der kolossalen Büste, welche der geniale Künstler mit Anstrengung aller seiner Kräfte schuf, die rührendste Anerkennung zuteil. Bei einem Besuche zu Stuttgart saß Charlotte lange schweigend vor dem verklärten Bilde und sagte dann zu ihren Söhnen: „Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euren Vater so fortleben läßt!“ — welche Worte den trauernden Freund bis zu Tränen rührten.

Wir schalten hier einige an ihre Kinder gerichtete Wort von Schillers Gattin ein, in welchen sie ihnen das Beispiel ihres früh vollendeten Vaters vorhält. „Den 4. August 1805. Liebe Kinder! Das Leben ist so ungewiß und der Tod überrascht uns oft in unserer Laufbahn, wenn wir es nicht ahnten. Wer weiß, ob ich, wenn ihr in das Alter kommen werdet, wo ihr den Geist eures ewig geliebten Vaters besser fassen werdet als jetzt, noch unter euch bin. Meine Liebe zu ihm soll euch sein Bild entwerfen; denn niemand kannte ihn wie ich, kannte den ganzen Reichtum seines Herzens. Er sprach wenig von den Gefühlen, die er uns bewahrte; aber sein heiterer Blick, seine Äußerungen der Liebe gegen euch ließen mich oft tiefer in das liebende Herz schauen, als eine lange Folge von Handlungen bei anderen Menschen es würde verraten haben. Lernt von ihm euch selbst überwinden. Er war oft leidend; fühlte tief, wie schmerzlich es sei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte sich sein Geist, endlich über das körperliche Gefühl

zu siegen. Immer tätig, strebte sein Geist rastlos nach Wahrheit. Sein Leben war ein Bestreben, sich zu vervollkommen. Selbst seine vollendetste Arbeit genügte seinem Geist nicht; er hatte immer den Willen in sich, noch vollkommener zu werden. Aber er verzagte nicht kleinlich mutlos an seiner Kraft, und war mit sich selbst nicht uneins. Es gab keinen Menschen, der, ohne stolz zu sein, so erhaben über das Urteil der Menschen war. Das Lob anderer munterte ihn nur insofern auf, als es ihn freute, verstanden zu werden. Aber kein Lob konnte ihn bewegen, etwas in seine Arbeiten aufzunehmen, was er nicht für vollkommen gut gehalten hätte.

Seine Jugend war ihm nicht so günstig als die eurige. Er hatte alles sich selbst zu danken. Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel ein Mensch über sich vermag.“

Nach dem Tode Schillers lebte Charlotte der Erziehung und Leitung ihrer vier gut gearteten und talentvollen Kinder, sowie dem Umgange und Briefwechsel mit alten und neuen Freunden. Sie hatte noch den Trost und die Freude, die beiden Söhne, den älteren als Forstmann, den jüngeren als Landesgerichtsrat angestellt und glücklich verheiratet zu sehen, aber der Schmerz um den verlorenen Gatten hatte einen Flor über ihr Leben gezogen. Als sich die müden Augen ihrer Mutter 1823 geschlossen hatte, gingen auch die ihrigen an zu erlöschen. Im Kreise guter Freunde aus Schwaben genoß sie zwar noch heitere Tage, in den letzten Jahren aber wurden ihre Augen immer schwächer und man befürchtete ihr völliges Erblinden. Eine glückliche Operation schien ihr das Augenlicht wieder zurückzugeben, aber es trat ein Nervenfieber ein und sie starb im Juli 1826 in Bonn in den Armen zweier ihrer Kinder.

Füttert die hungernden Vögel!

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Adam Friedrich Koch

Ein Dorfschullehrer aus dem Kreis Balingen als pädagogischer Schriftsteller und Burgenforscher / Von Karl Heß, Böblingen

Vor einiger Zeit wurde ich von Herrn Studienrat Dr. Hans Rommel, dem verdienstvollen Herausgeber der „Freudenstädter Heimatblätter“, darauf aufmerksam gemacht, daß mein Heimatort Lehenweiler in der Literatur erwähnt wird. Er schrieb: „Der meist unzuverlässige, aber doch für Einzelheiten wichtige Burgenforscher A. Koch datiert sein Vorwort ‚Lehenweiler Oberamts Böblingen im Mai 1828‘. Wie kommt der mir wenigstens sonst ganz unbekannt Mann (vielleicht Katholik) dort-hin?“

Mir war dieser Schriftsteller Koch bis dahin auch unbekannt. Ich konnte zwar leicht feststellen, daß um 1800 ein Adam Friedrich Koch Schulmeister in Lehenweiler war, der nach anderweitiger Tätigkeit wieder hierher zurückkehrte und 1835 daselbst gestorben ist. Aber der Verfasser des Burgenbüchleins und anderer Werke, die noch näher aufzuführen sein werden, war durchweg als „A. Koch“ angegeben (teilweise mit Berufsangabe Schullehrer), 1830 sogar als August Koch, und der Katalog der Landesbibliothek in Stuttgart nannte als Autor aller in ihrem Besitz befindlichen Bücher August (I) Koch. Demgegenüber bringt Johann Jacob Gradmann in seinem Lexikon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller von 1802 mit dem Obertitel „Das gelehrte Schwaben“ ausdrücklich den Schullehrer zu Lehenweiler Adam Koch als Verfasser von drei Rechenbüchern, teils für die Hand des Landschullehrers, teils als „gemeinverständlich“ für jedermann. Und die Universitätsbibliothek Tübingen führt den Verfasser des Werkes über die Ritterburgen schon bisher als Adam Friedrich Koch, obwohl er im Titel selbst und im Vorwort sich nur als „A. Koch“ bezeichnet hat. Nach allem konnte letztlich kein Zweifel mehr bestehen, daß tatsächlich der Schullehrer von Lehenweiler, Adam Friedrich Koch, der Verfasser aller dieser verschiedenartigen Werke ist.

Über seine Person, seine Berufslaufbahn und seine Familie haben wir zwei Quellen: einmal den erwähnten Gradmann und sodann das Lehenweiler Familienregister im Pfarrhaus Aidlingen. Nach beiden ist Koch am 26. 6. 1763 in Ostdorf bei Balingen geboren; das Kirchenbuch führt als seine Eltern den Richter und Waldvogt Johann Ludwig Koch und die Margarete Schulerin von da auf. Gradmann erzählt uns dann „nach handschriftlichen Nachrichten“ über seinen beruflichen Werdegang: „Er erhielt seine Bildung in dem Markgräflisch-Badischen Seminarium zu Karlsruhe, worin die pädagogische Literatur nebst Mathematik mit den sich dort aufhaltenden Jünglingen aufs fleißigste betrieben wurde. Von da wurde er als Privat-Lehrer einige Jahre bei den Edlen von G. in Sp. angestellt; dann Provisor im Vaterland (Ostdorf?) und endlich Schullehrer in Lehenweiler.“

Während damals die Lehrerbildung in Württemberg noch ähnlich wie im Handwerk erfolgte, daß man nämlich als Lehr-

ling oder Inzipient bei einem Schulmeister anfang, dann Geselle oder Provisor wurde und schließlich selbst zum Meister gewählt werden konnte, hatte Koch eine neuzeitliche Ausbildung in einem badischen Lehrerseminar in Karlsruhe erhalten. In Württemberg wurde das erste Staatl. Lehrerseminar 1811 in Eßlingen eröffnet; erst 1843 folgte ein zweites in Nürtingen. Aber immer noch erfolgte daneben die Heranbildung der Lehrer weithin durch eine Lehre bei solchen Schulmeistern, die dazu die Ermächtigung erhalten hatten. Schon durch seine wohl um 1780 erfolgte Seminarausbildung ragt also Koch aus dem Kreis seiner Kollegen, die ihren Lehrberuf noch recht und schlecht wie ein Handwerk erlernten, offensichtlich heraus.

Auch seine weitere Laufbahn war dazu angetan, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Als Hauslehrer bei einer Adelsfamilie, wohl im Badischen, kam er in ganz andere Lebensverhältnisse und erhielt sicher dadurch manche Anregungen. Auf diese Zeit ist vielleicht auch schon die Beschäftigung mit Burgen und Schlössern zurückzuführen, der sein wohl bedeutendstes Werk dann seine Entstehung verdankt. Es mag sein, daß er auch ferner die Beziehungen zu Adels- und Hofkreisen aufrecht erhielt; ein Büchlein widmet er 1816 dem Oberhofprediger d'Aute, ein anderes 1825 zwei königlich württembergischen Prinzessinnen. Die Subskriptionsliste für das Burgenbuch, die uns leider nicht erhalten ist, könnte hierüber näheren Aufschluß geben.

Wann Adam Friedrich Koch „Filialschulmeister“ in Lehenweiler wurde, konnte ich nicht genau feststellen. Wahrscheinlich im Jahre 1792, denn am 4. 9. 1791 ist der Vorgänger Johann Ludwig Majer (geboren Besigheim 16. 7. 1727, Sohn des späteren Pfarrers in Friolzheim, M. Caspar Ludwig Majer, in Lehenweiler ab 1775, ledig) gestorben. Koch hat dann hier am 29. 11. 1792 die Tochter des Anwalts Johann Jakob Groß geheiratet. Diese Anna Maria war am 1. 1. 1774 geboren, also über 10 Jahre jünger als ihr Mann, und ist 12 Jahre nach ihm, am 1. 2. 1847 in ihrem Heimatort gestorben. Die Herkunft der väterlichen Vorfahren ist noch nicht restlos geklärt; der Großvater Lorenz Groß, 1711 auf dem Ihinger Hof geboren, kam schon als Kind mit seinen Eltern in das neu gegründete Lehenweiler; sein Vater, zuvor zusammen mit seinem Vater Pächter auf dem Ihinger Hof, soll 1681 in Deufringen geboren sein, wo aber kein Eintrag darüber zu finden ist; wahrscheinlich war dessen Vater Pächter des Deufringer Schlossgutes gewesen. Dagegen kam die Mutter der Anna Maria Koch, Charlotte Katharina Janzi (1746—1823), als Tochter eines Schuhmachers und Wirts aus Ernstmühl bei Hirsau.

Aus der Kochschen Ehe sind acht erwachsene Kinder hervorgegangen; sieben weitere sind gleich nach der Geburt oder doch klein verstorben. Von einem Sohn Gottlob Clemens, geboren 23. 11. 1798, wissen wir, daß er vom Vater später als Inzipient

ausgebildet wurde, also die Schulmeisterlaufbahn eingeschlagen hat; er verheiratete sich 1822 in Waldrems. Ein weiterer Sohn Wilhelm Ludwig Koch wurde Rentamtman in Schramberg, ein anderer Friedrich Rudolf Jakob heiratete 1829 in Kleinaspach. Auch er könnte vielleicht Schulmeister geworden sein. Die Tochter Thekla Jakobine heiratete 1824 den königlichen Hofjäger Jakob Friedrich Stapf, die älteste Wilhelmine Barbara, geb. 20. 8. 1793, im Jahr 1834 den Kameralverwalter Martz in Ötisheim. Die zweite Tochter Karoline Charlotte hatte 1815 mit 20 Jahren den aus Althengstett stammenden Schulmeister Ernst Gotthilf Friedrich Hartmann geheiratet, der am 5. 1. 1826 wohl in Lehenweiler gestorben ist. Die sechs ältesten Kinder sind in einer Rahmen-erzählung eines der Kochschen Bücher von 1816 namentlich aufgeführt.

Nach dem Schulmeisterbuch von Neubert (1817), im Besitz von Dr. Rommel, kam Koch von Lehenweiler 1806 nach Ellwangen, 1814 nach Mähringen bei Ulm. Hier hat er seinen Sohn Gottlob Clemens ins Lehrfach eingeführt und 1815 seine zweite Tochter an den Lehrer Hartmann verheiratet. Wenn ich recht sehe, war dieser Schwiegersohn dann von 1819 bis zu seinem Tod 1826 Schulmeister in Lehenweiler. Dann scheint Koch wieder die Lehenweiler Schule als „Schulamtsverweser“ betreut zu haben, vielleicht um der verwitweten Tochter und ihrer Familie die Wohnung im Schulhaus zu erhalten. Von ihm selber sagt das Familienregister, daß er ein eigenes Haus in Lehenweiler hatte. Ob dieses von ihm erkaufte worden war oder von der Familie seiner Frau erbt, obwohl diese zahlreiche Geschwister hatte, ist bisher nicht geklärt. Koch hat wohl bis zu seinem Tod am 17. 3. 1835, mit fast 72 Jahren, weiter Schule gehalten. Die Witwe Hartmann ist 1844 mit ihrer Familie nach Dätzingen, eine andere Tochter mit drei unehelichen Kindern 1846/47 nach Aidlingen gezogen; die Mutter Koch ist Anfang 1847 gestorben. Damit brechen die Bindungen der Familie zu Lehenweiler ab.

Das alte Schulhaus, in dem Koch wirkte und das seiner Familie und später seiner Tochterfamilie Hartmann als Wohnung diente, stand mitten im Ort; 1839 wurde es durch den Neubau des jetzigen Schulhauses ersetzt, das aber heute sowohl nach Bauzustand wie Einrichtung dringend wieder nach einer Änderung verlangt. Dieses alte Schulhaus hatte wie das jetzige ein Türmchen für Uhr und Glocke. 1887 ist es einem Brand zum Opfer gefallen; an seiner Stelle wurde dann das Freysche Haus errichtet (jetzt Marie Frey). Nach der Aufgabe als Schulhaus soll es auch als Wirtschaft gedient haben (oder war dies das Nachbarhaus?); hinten soll eine Kegelbahn gestanden sein.

Schon früh muß Koch sich der Schriftstellerei zugewandt haben. Die ersten Werke, die Gradmann 1802 anführt, waren der Mathematik gewidmet, die ja auch als besonderer Gegenstand seiner Ausbildung im Seminar hervorgehoben wird. 1796 er-

schien als „Lehrbuch für Landschullehrer“, der Versuch einer theoretisch-praktischen Anleitung zur Ausübung der Geometrie, 1797 folgte die Anweisung zu einer vollständigen Zieler-Berechnungs-Methode, 1800 das Rechenbuch für alle Stände.

Später hat Koch sich ganz von der Mathematik abgewandt. Als „Neue Bilderschule“ sammelte er „interessante Erzählungen aus der Geschichte, der Kunst und des Menschenlebens zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die heranwachsende Jugend“. Er geht dabei davon aus, daß nichts für den jugendlichen Charakter bildender ist als das Beispiel; anziehende und lehrreiche Erzählungen aus dem Leben seltener und merkwürdiger Personen nimmt er deshalb mit Vorliebe in seine Sammlung auf. Er will das Kind für das Leben tauglich machen; neben der Tugend läßt er deshalb auch das Laster „nach ihrer wahren Gestaltung im Leben“ auftreten. Besonders will er auch die „Bildung des ästhetischen Gefühls und Kunstsinnes“ fördern, weshalb er z. B. eine Beschreibung des alten Athen, des Straßburger Münsters usw. bringt. Im ganzen will er das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, was er durch Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Abwechslung des Stoffes zu erreichen sucht. Seine Absichten erläutert er 1825 in der Widmung an die königlichen Prinzessinnen mit folgenden Worten: „Als Freund der Jugend, deren Bildung ich mein ganzes bisheriges Leben gewidmet habe, mache ich es mir auch am Abend meiner Tage noch zur angenehmen Pflicht, Segen und Freude unter derselben zu verbreiten zu suchen.“ Nach seinen eigenen Worten bemühte er sich, seine Quellen mit Vorsicht und mit Treue gegenüber dem Original zu benützen. Besonders will er auch die Kenntnis fremder Länder und Erdteile und ihrer Bewohner fördern. Dabei sucht er in erster Linie auch das Hauswesen, die Haushaltung der Bewohner darzustellen, in der Absicht, den Lesern und Leserinnen zu zeigen, wie wenig der Mensch an sich zum Leben bedarf, und damit jeder sich mit dem Notwendigsten begnügen lerne, um damit auch in den schweren Lebenstagen das nötige Selbstvertrauen in den eigenen Willen anzuspornen. In der Vielfalt und Schönheit der Natur will er die Wunder des Schöpfers zeigen und zu seiner Anbetung führen.

Die Sprache der Bücher ist klar und schlicht. Koch versteht es, seine Gedanken verständlich und überzeugend auszudrücken, wie sich insbesondere in den Widmungen und Einleitungen zeigt. Um seinen Anteil an der Bearbeitung der gesammelten Erzählungen festzustellen, müßte man die Originale gegenwärtig haben und zum Vergleich heranziehen. Daß er teilweise ziemlich frei vorging, beweist eine Darstellung der Schifffahrt und Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, wobei er selber als Vater seinen sechs ältesten, namentlich genannten Kindern erzählt, die durch gelegentliche Fragen und Bemerkungen ihr Interesse zeigen und die Schilderung beleben. Das Wort wird jeweils ergänzt durch Zeichnungen (Kupferstiche), jeder Erzählung ist eine Illustration beigegeben. Ob an ihrer Ausführung Koch selbst beteiligt war, ist nicht ohne weiteres zu sagen; jedenfalls dürfte ein Plan der Schlacht von Döffingen (Ausgabe 1816, S. 55) von ihm selbst stammen. Auch die Zeichnungen, von denen je eine die 6 Bändchen seiner Burgendarstellung schmücken, könnten von Koch selber verfertigt sein.

Damit kommen wir zu dem wohl originalsten und wichtigsten Werk von Adam Friedrich Koch. Es ist in 6 Lieferungen 1828 erschienen unter dem Titel: „Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreiche Württemberg“. Behandelt werden: Schalksburg, Nippenburg, Hohenstaufen, Hohenwaldeck (1) — Zavelstein, Oberlimpurg, Hohenberg, Ebersberg, Achalm, Hohenrech-

berg (2) — Neuffen, Calw, Hohen-Nagold, 8 Ruinen um das Blautal, Staufenek (3) — Rosenstein, Helfenstein, Hohen-Urach, Hohen-Zimmern, Hohen-Wittlingen und 6 hohenlohische Burgen (4) — Hohen-Gerhausen, Teck, Magenheim, Grafeneck, Blankenhorn, Falkenstein (5) — Hohentwiel, Albeck, Weinsberg, Neuneck (6). Koch will damit nach seinen eigenen Worten „als besonderer Liebhaber von Altertümern“ die Örtlichkeiten der merkwürdigsten vaterländischen Ritterburgen und die damit verbundenen historischen Beziehungen und Ereignisse festhalten. Den Plan dazu scheint er schon sehr früh gefaßt zu haben. Als echter Forscher gab er sich aber nicht damit zufrieden, die Burgbeschreibungen aus Büchern zusammenzutragen; „es ist gar nicht anders möglich, als solche zu bereisen, sie mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit zu besichtigen und alles oft wirklich mit Lebensgefahr zu untersuchen“. Die Darstellung wollte er dann durch lithografierte Zeichnungen erläutern, mußte sich hier aber des Preises wegen auf eine für jedes Bändchen beschränken. Leider hat er seine Quellen nicht angegeben, weil sie, wie er sagt, dem Gelehrten ohnedies bekannt seien und den Leser nur ermüden und langweilen würden. Mit den historischen Notizen verbindet er jeweils auch die örtlichen Sagen, von denen er mit Recht wünscht, daß ihr oft roher Stoff mehr bearbeitet und der tiefere Sinn dem Verstande und dem Herzen des Nachdenkenden nähergebracht würde. So ist das Ganze ein sehr löbliches Unternehmen, wenn auch die Ausführung im einzelnen nicht immer befriedigt und vor allem den heutigen Ansprüchen und dem jetzigen Stand der Forschung nicht mehr genügen kann.

Dieses Werk wie auch die früheren Erzählungsbände hat Koch im Wege der Subskription, also durch Vorbestellung, herausgebracht. Leider ist uns nur in einem Buch, der Neuen Bilderschule von 1825, durch Aufnahme in die Einleitung die Liste der Besteller erhalten. Die Bezieher von etwa 200 Exemplaren sind hier namentlich aufgeführt; neben Stuttgart ist hauptsächlich Schramberg vertreten, daneben weitere 60 Städte und Gemeinden, vor allem in der Nähe, aber doch auch bis nach Schöntal, Neuenstadt, Gerstetten und Ulm. In einem Schullehrer A. C. (richtig: G. C.) Koch in Waldrems und einem A. A. Koch, Assistent bei dem K. Oberamtsgericht in Tübingen, dürfen wir zwei Söhne des Verfassers erblicken. Vor allem sind auch die Kollegen der benachbarten Gemeinden Besteller, oft auch die Pfarrer, so derjenige seiner Heimatgemeinde Ostdorf. Der Erfolg in

Schramberg scheint dem 24jährigen Sohn, dem Rentamts-Verweser W. L. Koch, zu verdanken. In Stuttgart sind es hauptsächlich auch Damen vom Adel und des Hofes, die sich für sein Buch interessierten. Die lange Liste der Bezieher scheint dafür zu sprechen, daß die Werke von Adam Friedrich Koch beliebt waren und gern gelesen und gekauft wurden. Ein großes Geschäft sind sie aber sicher nicht gewesen, sonst wäre nicht jedes wieder bei einem anderen Drucker und Verleger herausgekommen.

Zum Schluß sei ein

Verzeichnis der Kochschen Werke gegeben, soweit sie mir besannt geworden sind; wenn sie auf den Bibliotheken in Stuttgart oder Tübingen vorhanden sind, ist dies in Klammern beigelegt.

1. Versuch einer theoretisch-praktischen Anleitung zur Ausübung der Geometrie und Gnomik nebst einem Anhang der Chronologie. Ein Lehrbuch für Landschullehrer. Stuttgart. Erhard 1796.
2. Anweisung zu einer vollständigen Zieler-Berechnungs-Methode. Stuttgart. Löflund. 1797. (Tübingen.)
3. Versuch eines gemein-verständlichen Lehrbuches der Arithmetik = Rechenbuch für alle Stände. Stuttgart. Uebel. 1800. (Tübingen.)
4. Bilderschule für die Jugend, erste Lieferung (Vorwort 1816: vor einigen Jahren herausgegeben).
5. Neue Bilderschule für die Jugend, oder Merkwürdigkeiten der alten und neuen Welt aus dem Gebiete der Natur-, Kunst- und Sittengeschichte. Stuttgart. 1816. Ebner. (Stuttgart.)
6. Neue Bilderschule oder interessante Erzählungen aus der Geschichte der Kunst und des Menschenlebens, unter verschiedenen Himmelsstrichen, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die heranwachsende Jugend. Stuttgart. 1825 bei Friedrich Herre. (Stuttgart.)
7. Die Ritterburgen und Bergschlösser im Königreich Württemberg. 6 Bändchen. Cannstatt. 1828 bei C. F. Richter. (Stuttgart und Tübingen.)
8. Erzählungen aus der Geschichte, der Kunst und des Menschenlebens. Erste Abteilung. Herausgegeben von August (!) Koch. Stuttgart. 1830 bei Joh. Gottl. Munder. (Stuttgart.)

Nach Mitteilung der Universitätsbibliothek Tübingen führt die Bibliographie von Heinsius das Werk Ziffer 6 mit dem Erscheinungsort Ludwigsburg 1827 auf, desgl. eine zweite Auflage 1831. Ob es sich hierbei tatsächlich um weitere Ausgaben handelt?

Noch ein Wort zu „Menesteig“ und dem römischen Straßendreieck

Von Dr. Stettner, Ebingen

Herr Eith macht mit Recht auf den Unterschied zwischen Steige und Steig aufmerksam. Dieser Unterschied ist in unserem Fall auch Prof. Hertlein, dem verdienten Erforscher unserer Römerstraßen, entgangen, da die Karte 1:25 000 irrtümlich früher Mönchsteige schrieb. Dagegen fiel es Prof. Hertlein bei einer Begehung auf, daß diese „Mönchsteige“ (richtig heißt es in der neuen Ausgabe der Karte Menesteig) steiler und schmaler sei als irgend eine der römischen Steigen, und er wollte es deshalb auch nicht entscheiden, ob es sich um eine römische Kunststeige für bloßen Fußgängerverkehr oder eine Natursteige handle. Eine solche Steige als Verbindung von Ebingen nach Burladingen suchte Hertlein überhaupt nur unter der Annahme, es könnte hier in Ebingen oder seiner nächsten Umgebung noch ein Kastell gewesen sein (außer dem Wasserscheidekastell). Zu dieser Annahme kam

er dadurch, daß in der Bitzergasse ein Stein, der Bruchstücke vom Namen des Kaisers Trajan enthält, gefunden wurde; die Herkunft dieses Steines suchte er in einem Steinkastell. Von einem solchen aber hat sich keine Spur gefunden, obwohl besonders die Herren Eith und Breeg jahrzehntlang alle Aufschlüsse beobachteten; es bestand dafür auch kaum ein Bedürfnis. Das Kastell auf der Petersburg aber war älter als das Burladinger: es wurde angelegt, als die Römer die Straße Sulz-Laiz (mit Anschlüssen nach Straßburg und zum Bodensee) bauten, und es war schon aufgegeben, als etwa zehn Jahre später die Grenze der Provinz Rhätien von der Donau auf die Alb vorgeschoben und an der neuen Straße über die Alb das Kastell auf der Burladinger Wasserscheide angelegt wurde. So dürfte es keinen militärischen Verkehr zwischen Ebingen und Burladingen gegeben haben. Wollte

aber einer der paar römischen Kolonisten, die hier ihre Gutshöfe hatten, hinüberreiten oder vollends hinüberfahren, dann benützte er die alte Bitzer Steige bis zur heutigen „Setze“, dann vorbei am Siechenbühl und Hainloch zum Degerfeld. Dieser Weg heißt seit dem frühen Mittelalter „Burladinger Weg“; er dürfte schon auf eine vorgeschichtliche Verbindung zurückgehen. So mag man auch in Zukunft von einem römischen Verkehrsnetz Ebingen—Winterlingen—Burladingen sprechen, wenn auch nicht über den Menesteig, sondern über den Burladinger Weg, aber man muß, um keine falschen Vorstellungen aufkommen zu lassen, viel schärfer als Herr Müller betonen, daß die drei Strecken des Dreiecks von sehr verschiedener Bedeutung waren und sich auch im Ausbau voneinander unterschieden: Die Strecken Ebingen—Winterlingen und Winterlingen—Bitz—Burladingen hatten einen

festen, etwa 5 m breiten Straßenkörper und dienten vorwiegend dem militärischen Verkehr; die Verbindung Ebingen—Burladingen bestand wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit und wurde aber von den Römern, so viel wir wissen, nicht aufgebaut und nur vereinzelt benützt, nicht für Fernverkehr.

Anzufügen wäre noch, was schon erwähnt wurde, daß die Schreibung Mönchsteig unrichtig ist; diese wollte Hertlein mit einem Mönchswald in Verbindung bringen. Der Name wird aber in den ältesten Urkunden anders geschrieben: ennisstig (1437) und ennissteig (ebenfalls 1437), was H. Bizer in seinem Taifinger Flurnamenbuch mit Ähne = Großvater in Verbindung bringt; aus „am Ehnsteig“ wurde durch Verschmelzung des m mit dem Namen die Form Menesteig, und zwar erst im 19. Jahrhundert. Auch unser Wald Minnespoch enthält wohl das gleiche Grundwort, er heißt 1601 im Eninns Epoch.

Conrad Widerhold

Nach alten Berichten zusammengestellt und überarbeitet von F. Roemer



Festungsrue Hohentwiel

(Fortsetzung)

In dieser Zeit der schweren Not kümmernte sich Eberhard III. leider wenig um sein Land, aus welchem er geflohen war; er lebte zu Straßburg und war guter Dinge. Er unterhandelte mit dem Kaiser um Wiedereinsetzung in sein Land, wobei er alles unterzeichnete, was der Kaiser von ihm verlangte; selbst Hohentwiel wollte er 1637 seiner Wiedereinsetzung zum Opfer bringen, aber Widerhold wußte, daß er dem Herzog und dem Lande besser diene, wenn er dem Befehl zur Übergabe keine Folge leistete. Als er nicht mehr wußte, wie er aus der Pflichtnot der Übergabe herauskommen sollte, verband er sich gegen seinen Herzog mit dem Herzog Bernhard von Weimar. Weil aber die Übergabe Hohentwiels die Bedingung der Rückkehr Eberhards war, so zog sich diese hierdurch in die Länge. „Ich will lieber den Herzog in Straßburg verhalten“, schrieb Widerhold, in allem, was in Geld ihm Not tut, als daß er in seinem Lande ein Armutheier sei, der

als Fürst nicht ein fest Wehrwerk haben sollte. Tübingen, Urach, Neuffen, Asperg und Zollern sei in der Feinde Hände, Twiel aber sollen sie nicht bekommen, solange ich lebe.“

Im Jahr 1638 kamen zwei kaiserliche Kommissäre und ein herzoglicher Gesandter auf Twiel mit dem Befehl, die Feste zu übergeben; Widerhold aber gab ihnen wenig Gehör. Nun wandten sich diese an die Garnison und stellten derselben die Gefahr vor, wenn sie sich dem Befehl des Kaisers nicht füge. Widerholds Blick und seine Ruhe schlugen jedoch jeden Vergleich nieder und die Gesandten zogen unter Drohungen ab.

Unter diesen Umständen befehligte sich Widerhold, herbeizuschaffen, was bei einer langen Belagerung notwendig sein konnte. Da schrieb ihm ein Freund zu Balingen, es seien 30 000 Taler in der Steuerkasse, welche innerhalb acht Tagen von den Österreichern abgeholt würden; als guter Württemberger würde er aber diese Summe eher ihm als den Feinden gönnen. Um Mitter-

nacht, den 19. Januar 1641, erhob sich Widerhold mit 150 der Seinen und zog gen Balingen. In der Nähe des Tores verbargen sie sich hinter dem Gebüsch eines gefrorenen Teiches, einige aber als Landleute und Zimmerleute verkleidet und mit Äxten versehen, pochten am Tore und baten bei der großen Kälte um Einlaß, welcher ihnen sofort gewährt wurde. Vor der Wachstube ließ einer wie aus Zufall einen Sack mit Nüssen fallen, die weit und breit einherrollten. Während nun die arglosen Wachleute waffenlos den Nüssen nachsprangen, schlichen sich die Twieler ein, jagten die kaiserliche Besatzung zum Tore hinaus, nahmen die Kasse mit den 30 000 Gulden und blieben 30 Tage in der Stadt, deren Bürger, da sie ihnen nichts zu Leide taten, sich mit ihnen befreundeten. Nach dieser Zeit zog Widerhold mit dem Gelde, vielen Feldbetten, Mänteln und Montierungsstücken, besonders aber mit einigen Fässern guten Weines von dannen, ohne einen Mann verloren zu haben. Auf dem Rückwege sprach Widerhold zu Tuttlingen ein, wo ihn ein Wagner, Jos Fueß, zu Gevatter bat. Er nahm diese Ehre an, ging zur Kirche und hielt das Knäblein über der Taufe, das den Namen Conrad erhielt. Bald danach wurde ihm gemeldet, daß die Reichsstadt Überlingen von den Kaiserlichen mit neuen Geschützen versehen worden sei. Sofort zog Widerhold mit seiner Schar, einem Trompeter mit einem „lustigen Fänlen“ nach Überlingen. In der Uffkirche, eine halbe Stunde von der Stadt, fanden sie Chorhemden, Leidmäntel und Wachskerzen, womit sich 36 von den Kriegsleuten bekleideten und abends mit brennenden Kerzen in einer Prozession in die Stadt einzogen. Gegen Morgen öffneten diese ihren Kameraden die Tore und Widerhold marschierte mit den übrigen ein. Als die Bürger erwachten, war es zum Widerstande zu spät. Sie mußten 1 000 Löwentaler bezahlen, Wein, Speck und Salzfleisch liefern und Widerhold zog mit diesem, vielem nützlichem Kriegszeug, 400 Musketen, 80 kleinen Stücken, 70 Doppelhaken und 100 Kürassen von dannen. In einem dortigen Kloster baten die Klosterherren demütig um Schonung und versprachen viel Geldes dagegen. „Das brauchen wir jetzt nicht, sagte Widerhold, aber mir fehlt eine Orgel in meine Kirche“. Diese nahm er mit und ließ sie auf Twiel einsetzen.

Auch mit dem Bischof von Konstanz hatte er einstmals einen Span, als dieser zu Bohlingen, in der Nähe des Twiel, nach vollbrachter Jagd ein frohes Mahl veranstaltet hatte. Den Zug des geistlichen Herrn ersah eine Schildwache auf der Feste und zeigte seine Beobachtung Widerhold an. Nachdem er sich über das Gesehene vergewissert hatte, bot er in aller Stille 100 Fußgänger und 20 Reiter zu einem Streifzug gen Bohlingen auf, wo die Herren nicht im geringsten einen Überfall ahnten. Die Klosterschenke wurde vorsichtig umstellt, die Pferde der Jäger und geistlichen Herren unvermerkt aus dem Stalle geführt, dann die Treppen hinauf in das Gastzimmer! Nun merkte der Wirt Unruhe und machte Lärm. Als aber die Aufgeschreckten nach ihren Pferden laufen wollten, fanden sie die Ausgänge besetzt; die Not gab ihnen Mut, sie sprangen durch die Fenster und kamen in Freiheit mit Hilfe der Nacht, Waffen, Schmuck, Hunde, Braten und Wein den Eingekerkerten hinterlassend, welche mit ihren langen Mägen und großen Taschen alles säuberlich aufräumten und den Flihenden die gefüllten Becher durch die offenen Fenster, durch welche sie gesprungen waren, lustig nachtranken. Der Fang war bedeutender als die Twieler erwarteten. Denn des Bischofs Pferd war das schönste am See und sein Silbergeschirr, das er zu diesem Gelage nach Bohlingen gebracht hatte, war an 15 000 Gulden wert. Sodann erbeuteten sie 13 Mantelsäcke und das Gepäck sechs adeliger Herren, worin an 6 000 Dukaten gewesen sein sollen. Bei diesem Lustritt wurde den Twie-

lern kein Haar gekrümmt und wohlbehalten teilten sie die Beute mit denen, die in der Feste zurückgeblieben waren. Eine Überrumpfung der Stadt Konstanz selbst, die später (1642) versucht wurde mißlang.

Ein andermal hatten von Überlingen aus mehrere österreichische Soldaten einen Streifzug gegen Radolfzell hin gemacht und unterwegs mehrere Wagen mit Handelsgut, das den Ulmern gehörte, weggenommen. Wiederhold bekam hiervon Wind, ließ in aller Stille ausrücken und traf die Plünderer vor der Stadt Überlingen, als ihnen die Tore daseibst zum Einlaß aufgetan wurden. Die

Twieler drangen mit ihnen in die Stadt ein, bemächtigten sich der Wehre und Tore, packten zusammen was sie fanden, und zogen dann mitsamt dem Ulmer Gut ihres Wegs. Kaum aber waren sie an ihrer Feste angekommen und daseibst eingelassen, so jagten ihnen kaiserliche Dragoner nach und belagerten die Tore, in der Meinung, die Überlinger Gäste kämen erst herbei. Nach einigen Stunden der Ruhe machte jedoch Wiederhold einen unvermuteten Ausfall auf die Belagerer, erschlug deren sechzig und zog ohne Verlust wieder in die Feste.

Fortsetzung folgt.

Die Wasserversorgung unserer Heimat

Von Hans Müller

(Fortsetzung)

Wasserversorgungsgruppe Zollernalb

Wenn wir von Harthausen kommend ins abgelegene Laucherttal hinabsteigen, sehen wir in Hermentingen der Lauchert einen breiten Nebenbach zufließen. Er ist nur sehr kurz und kommt aus vielen Spalten einer Felswand. Es ist eine Karstquelle. Ihr Einzugsgebiet hat sie zwischen der Fehla, dem Teufelstal und dem Scheertal. Es ist nicht durch Bruchlinien gestört, d. h. die Albtafel liegt hier noch in ihrer ursprünglichen Schichtung. Die Störungen durch Bruch und Verwerfung liegen etwas weiter südlich in den Richtungen Scheertal und Laucherttal, und man könnte daran denken, daß sie zur Stauung des Karstwassers oberhalb, bei Hermentingen, beigetragen haben. Denn derart starke Quellen so hoch droben in einem kleinen Flußtal sind nicht gerade häufig. Als Quellschüttung werden angegeben: normal etwa 500 l/s. (Liter in 1 Sekunde), in regenreicher Zeit bis zu 2000 l/s., in regenarmer Zeit immer noch etwa 200 l/s., ganz sicher aber auch im schlimmsten Falle 150 l/s. Dieser verhältnismäßig große Spielraum deutet auf ein nicht zu großes Einzugsgebiet, das einen größeren unterirdischen Ausgleich aufweisen würde. Obgleich die Alb nach NW hin ansteigt und mit ihr die Juraschichten, ist nicht anzunehmen, daß dieses Karstwasser etwa von Bitz oder Neufra kommt. Färbeversuche haben ergeben, daß das Wasser der schon recht verschmutzten Fehla nicht in die Quelle gelangt. Es liegt über dem Einzugsgebiet kein Industrieort, sondern nur die Einzelhöfe Birkhof, Lieshof und Stollbeck. Das Quellwasser ist nicht ganz bakterienfrei und muß daher gechlort werden. Es ist sehr arm an Eisen und andern Stoffen mit Ausnahme natürlich des Kalkes, der ihm eine „vorübergehende Härte“ von 13,4 dH° (Grade deutscher Härtemessung) verleiht. Dies ist der Kalkgehalt, der sich an der Luft und bei Erwärmung wieder ausscheidet, spätestens aber als Kesselstein im Kochtopf hängen bleibt. Die bleibende Härte (hauptsächlich Gips) beträgt noch nicht einmal 1 dH°. Es ist also ein zwar Seife fressendes, aber sonst gutes, bekömmliches Wasser. Natürlich haben das die Alten auch schon gewußt, und sie gaben der Quelle den Namen des Heiligen Gallus, wodurch sie geistig dem Kloster St. Gallen verbunden ist. Dicht daneben sind Alamannengräber gefunden worden. Früher trieb der Gallusbrunnen wenige Meter von seiner Austrittsstelle entfernt eine Mühle. Diese wurde 1893 in ein Pumpwerk umgewandelt, welches die Domäne Birkhof mit Wasser zu versorgen hatte. Dieses Gut besaß auch eine hölzerne Leitung (Teichel) von Harthausen herüber, die aber unzureichend war. Nun wurde umgekehrt dieser Ort vom Birkhof mitversorgt. Harthausen bezog außerdem Wasser von Benzingen, aber ebenfalls unzureichend. Wir haben hier ein Beispiel dafür, wie die schwankende Haltung einer Gemeindeverwaltung zu nichts führt und nur unnötig Geld kostet.

Inzwischen waren auch andre Orte, darunter sogar Balingen, in Wassernot geraten. Wünschelrutenversuche und Tiefbohrungen führten zu nichts. Da trat der Gedanke auf, die starken Quellen auf dem Aptychenmergelhorizont zwischen Ehestetten und Kaiseringen einer ganzen Wasserversorgungsgruppe nutzbar zu machen. Die sollte „Scherragruppe“ heißen, kam aber nicht zustande. Balingen besitzt in dieser Gegend heute noch eine kleine, ungenutzte Quelle. Es ist vielleicht gut, daß dieses Projekt gescheitert ist, denn die Sorge um die Reinerhaltung des Quellwassers im Schmiedchatal wäre groß und schwer gewesen. So kam man auf den Gedanken, bis hinunter nach Balingen „preußisches“ Wasser zu leiten; Hermentingen und das gesamte Einzugsgebiet der Gallusquelle liegen in Hohenzollern. Das Gemeinschaftswerk, das also sogar über die „Landesgrenze“ hinüberreichte, kam zustande. Es bekam den Namen „Wasserversorgungsgruppe Zollernalb“. Eine derartige Gruppe ist eine wirtschaftlich-rechtliche Einheit mit einem Vorsitzenden, einem Verwaltungsrat und einer Verbandsversammlung, wobei die beteiligten Orte ihrer Bedeutung entsprechend vertreten sind. Die Kosten werden nach der Einwohnerzahl und dem angemeldeten Wasserbedarf (Interesse) aufgeschlüsselt. Zur Zollernalb-Gruppe haben sich zusammengeschlossen: Balingen, Frommern, Bitz mit Freudenweiler und Hermannsdorf, Onstmettingen, Harthausen und Neufra für den Birkhof. Der Sitz des Verbandes ist Balingen, wo der Bürgermeister Vorsitzender ist und die Stadtwerke die Verwaltung des Unternehmens besorgen, wozu auch die Kasenföhrung gehört. Am 1. 9. 1950 wurde der Verband gegründet und am 1. 9. 1954 fand in einem „Wasserfest“ in Hermentingen die Einweihung des vollendeten Werkes statt. Es war keine leichte Aufgabe. Zur richtigen Erfassung der Quelle wurde ein Stollen in den Felsen getrieben und das Wasser in einer 500-mm-Leitung zum nahe dabei errichteten Pumpwerk geleitet. Die Quellfassung ist in Natursteinen ausgeführt und so ein wahres Schmuckstück für das Dörfchen, ebenso das Pumphaus. Mit zwei Kolbenpumpen von 350 PS und 125 PS können zusammen 84 l/s. gefördert werden; dies ist das angemeldete „Interesse“ der Teilnehmer. Es wird aber z. Zt. erst mit rund 43% der vollen Höhe ausgenützt, denn die Teilnehmerorte beziehen ihr Wasser zum Teil noch aus ihren früheren Quellen. So kommt es, daß von der gesamten Quellschüttung auch in den trockensten Zeiten höchstens ein Siebentel entnommen wird, und der Gallus-Bach weiterhin in die Lauchert mündet, als wäre nichts geschehen. Auch in anderer Hinsicht ist diese Wasserversorgung „auf Zuwachs berechnet“. Die Rohrweiten sind hinreichend für größere Ansprüche, und im Pumpwerk steht auch eine Reservepumpe mit 252 PS, die zusätzlich 40 l/s. heben könnte. Das Wasser mußte über die Alb hinweg gehoben werden, um bis nach Balingen zu gelangen. Zunächst

führen 350-mm-Rohre zu einem Doppel-Hochbehälter bei Bitz. Unterwegs wird der Birkhof versorgt, eine Zweigleitung führt nach Harthausen, dessen Reservoir nur 790 Meter hoch liegt und das deswegen einen Preisnachlaß genießt. Von Bitz geht das Wasser mit Gefälle, also „von selber“ in 300-mm-Rohren zunächst nach Onstmettingen zu einem Hochbehälter auf dem Berge. Unterwegs, zwischen Onstmettingen und Taiffingen, zweigt eine 250-mm-Leitung ab nach Pfeffingen und Frommern, bis sie endlich mit 200 mm auf dem Binsbol bei Balingen ankommt. Das sind insgesamt rund 33 km Weg, und wenn man ein wenig rechnet, kommt man auf 2 331 450 Liter Wasser, die allein in der Leitung stecken, ohne die Hochbehälter, die normalerweise je 1000 cbm fassen. Der Gallusbrunnen liegt 633 m NN, der höchste Punkt bei Bitz 927 m. Das sind 294 m Höhendifferenz. Es drücken also unten auf jeden qdm 2940 l oder rund 3000 kg Wasser! Man kann sich vorstellen, was das bei einem Rohrbruch zu bedeuten hat. Ebensoviele haben natürlich die Pumpen auszuhalten, durch Druckverluste sogar noch etwas mehr. Die Technik spricht dies in dem schlichten Zeichen 30 atü (Atmosphären Überdruck) aus. Die Stromkosten für diese beachtliche Leistung sind sehr niedrig, einmal Infolge des Einsatzes der Kolbenpumpen und dann auch, weil nur bis zu 19% Tagstrom und 81% billigerer Nachtstrom verwendet werden. Macht man einen Besuch in dem schmucken Pumphaus bei Tage, so liegt alles in stiller Ruhe! Man sollte meinen, der Leitungsbau habe auf der steinigen Alb mehr Schwierigkeiten bereitet als in den weicherer Massen gegen Balingen hinunter, aber es ist gerade umgekehrt. Zwar „schafft“ das Gestein immer etwas, und die Leitung liegt auch nicht ganz still. Zwischen Bitz und Onstmettingen kommt die Gefahr von Erschütterungen durch Erdbeben hinzu. Aber heikel wird die Sache erst in den quelligen Braunjuratonen, besonders dem Ornatenton, der bei Pfeffingen in Kauf genommen werden mußte. Wenn der ganze Untergrund aufquillt und sich in Bewegung setzt, kann eine Wasserleitung nicht still liegen bleiben. Dazu ist zu bedenken, daß von Bitz bis hinunter nach Balingen 410 m Höhenunterschied sind, also der Druck in den Rohren noch höher sein müßte als am Pumphaus. Zwar gibt es technische Mittel dagegen (Druckregler bei Pfeffingen); aber es kam zu Zwischenfällen, die jedoch behoben sind. Man muß so eine im Bau befindliche Wasserleitung einmal abgesprochen sein; es ist geologisch sehr interessant, was da alles zum Vorschein kommt, so zum Beispiel bei Harthausen tausende von heißbegehrten Tertiärmuscheln und Tertiärschnecken, die die Anwesenheit des Burdigalmeeres beweisen können. An mehreren Stellen kommt die Leitung in den Bereich des Zollerngrabens und konnte somit einiges zur Klärung dieses geologischen Problems beitragen. Am Fuße des Hochberges förderte der Wasserleitungsgraben im Aptychenmergel eine Menge Ammoniten zutage. - So wurde also, besonders für den Kreis Balingen, ein großes Werk zu Ende geführt und erfüllt heute seinen Zweck voll und ganz. Ein Gemeinschaftswerk im wahrsten Sinne des Wortes, das jede der beteiligten Gemeinden für sich allein nicht zuwege gebracht hätte. Es ist sogar noch ausbaufähig für solche Gemeinden, die etwas langsamer „schalten“. Das Werk war noch nicht vollendet, da wurde schon ein neues, noch viel größeres in Angriff genommen, das auch wieder hauptsächlich den Kreis Balingen umfaßt.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Eiben unserer Wälder

Von Fritz Scheerer

Die Eibe ist wegen ihres seltenen Vorkommens fast nur dem Förster, Botaniker und Gärtner bekannt, und trotzdem ist sie ein echt deutscher Waldbaum. Heute sagt man mit Recht von ihr, sie sei ein Einsiedler unter den Waldbäumen. Früher war das Gegenteil der Fall. Im deutschen Walde bildete sie, überragt von riesigen Tannen und Eichen, ein gewaltiges Unterholz. Julius Cäsar erwähnt in der Geschichte des Gallischen Krieges, daß in Gallien sowohl als in Germanien der Taxus, wie die Römer die Eibe nannten, in großer Menge wachse. Ja seit Urzeiten ist sie bei uns ein heimischer Baum, dessen Spuren man bereits 3000 v. Chr. in den schweizerischen Pfahlbauten von Robenhausen nachweisen kann. Besonders zahlreich findet man sie seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. bei den Germanen in nordischen Torfmooren, und im ehemaligen Keltengebiet der britischen Inseln galt sie als Totenbaum und regte den Glauben des Volkes zu allerlei Gedanken an (Eibe angelsächsisch iv). In den Reihengräbern unserer alemannischen Vorfahren bei Oberflacht, Kreis Tuttlingen, aus dem 6. und 7. Jahrhundert wurden aus dem elastisch biegsamen Holz geschnitzte Pfeilbogen (bis 2 m lang) und Pfeilschäfte (bis 60 cm lang) gefunden.

Die Alemannen jener Zeit haben die Eiben bestimmt nicht künstlich gepflanzt. Erst im Hochmittelalter wurde sie durch den Adel und durch die zahlreichen Klöster in den Gärten ein unentbehrliches Gewächs. In unserer Gegend dürften die Eiben im Park zu Inzigkofen eine solch künstliche Anlage sein. In Gärten und Parks finden wir diesen auffallend dunkelgrünen Nadelbaum heute noch öfters. Seltener geworden ist er in unseren Wäldern. R. Lohrmann schätzt die Zahl der auf natürlichen Standorten, also „wild“ im Walde wachsenden Eiben in ganz Württemberg auf rund 1500, und diese wieder sind in erster Linie auf unserer Schwäbischen Alb (rund 1060).

Wo kommen bei uns heute noch Eiben im Wald vor? In der Südwestalb finden sich von Tuttlingen über den Dreifaltigkeitsberg und die Balingen Berge bis zum Hangenden Stein am Raichberg immer wieder vereinzelte Eibenvorkommen. Die größten und schönsten Eibenbestände liegen im Naturschutzgebiet des „Unterecks“ und zwischen Schafberg und Lochen an der alten Lochensteige. Am Beginn des Steilanstiegs in der feuchten Knoblauchhalde am Untereck stehen zwei einzelne Eibenbäume und an der zweiten Kehre des Fußwegs beginnt ein größerer Bestand von Eibengebüschen, die sich durch ihr düsteres Gewand von den Tannen und Fichten deutlich abheben. Weitere vereinzelte Eiben findet man am Hunds Rücken, der Schalksburg, am Trauf und Steilhang des Hörnle, Schafbergs und Plettenbergs. Die schönste Gruppe von Eibenbäumen aber steht am Lochenbach. Es handelt sich hier nicht durchweg um Gebüsch; es sind auch, wenn nicht große, so doch ansehnliche Bäume darunter, die von der Forstwirtschaft gehegt und gepflegt werden.

Vergleichen wir die Standorte, so müssen wir feststellen, daß sie sich fast ausschließlich auf die West- bzw. Nordwestabhänge unserer Berge beschränken und hier wieder am zahlreichsten im Eyachgebiet. Auf dem Schafberg wurzelt ein schöner Eibenbaum in den heißen und trockenen Felsspalten des Weißjura; in der Mehrzahl der Fälle aber wächst sie in feuchten und schattigen Wäldern, und zwar als unterständiger Baum. Sie muß also die Fähigkeit besitzen, mehr als irgend einer von unseren Waldbäumen tieferen Schatten zu ertragen. Man kann sie sogar als „zäh“ bezeichnen. Hinzu kommt noch, daß sie ein hohes natürliches Alter erreichen kann (s. unten). Sie besitzt also Eigenschaften, die sie zu einem erfolgreichen Kampf ums Dasein befähigen. Und trotzdem finden wir sie heute in unserer Heimat nur noch als kümmerliche Reste. Was mögen die Gründe für ihren Rückgang sein?

Im Eyachgebiet muß früher die Eibe weit häufiger gewesen sein. Der Name Eyach dürfte auf das häufige Eibenvorkommen zurückzuführen sein („Eibenwasser“), ebenso Eybach bei Geislingen an der Steige, wo wir heute noch im Eybtal reiche Eibenbestände haben. Die Hauptschuld an dem Rückgang des früher weit verbreiteten Baumes trägt der Mensch.

Mit dem äußerst langsamen Wachstum paßt die Eibe „in die verhältnismäßig kurzen Umtriebszeiten der heutigen Forstwirtschaft nicht mehr hinein“ (Gradmann). Die alten Eiben wurden mit den Waldbeständen geschlagen und durch Bäume ersetzt, die schneller einen Nutzen liefern. Die Zählebigkeit des Baumes konnte das nicht mehr ausgleichen und auch nicht ihr hohes Alter. Sie soll bis 3000 Jahre alt werden können und ist damit der langlebigste unter unseren europäischen Waldbäumen.

Für den allgemeinen Rückgang wird aber in erster Linie die übermäßige Nutzung des zähen, elastischen und dauerhaften Holzes für Bogen und Armbrüste verantwortlich gemacht. Nach dem oberschwäbischen Flurnamenbuch von Michel Buck wird die Armbrust im Oberland heute noch Eibe benannt. In Süddeutschland wurde im 16. Jahrhun-

dert ein blühender Handel mit Eibenholz betrieben, das vielfach nach England ausgeführt wurde. Eine alte englische Verordnung empfiehlt beispielsweise den Rügen und Pommern besuchenden Schiffen, tüchtige Eibenstöcke heimzubringen, daß die Bogenschützen nicht in Verlegenheit kämen. Für diese langsam wachsende Holzart mußten scharfe Eingriffe einen fühlbaren Rückgang im Gefolge haben. Wir verstehen nun auch, daß in der Nähe der Burgen Eibenbäume gezogen wurden, um genügend biegsames Holz für Bogen zur Verfügung zu haben. Nicht selten finden sich in solchen Orten heute noch alte Bäume solcher Art.

Lohrmann weist mit Recht noch auf einen 3. Grund des Rückganges hin. Trotz alljährlich starkem Fruchtansatz der weiblichen Bäume und Büsche und reichlicher Keimung der schwarzen Samen mit dem roten fleischigen Samenmantel ist kein junger Nachwuchs zu finden. Die Samen gehen wohl auf, aber die jungen Pflänzchen werden von den Rehen begierig abgefressen. Das klingt etwas merkwürdig, da schon den Römern bekannt war, daß die Eibe giftig ist. Der römische Naturforscher Plinius berichtet, daß die Ausdünstung des Taxus in der Blütezeit todbringend sei, und daß derjenige sterben müsse, der unter einem Eibenbaum schlafe. Die Gefährlichkeit des Schattens hat sich jedoch als Märlein erwiesen, auch die roten Beeren sind schon ohne Nachteil gegessen worden. Doch zeigt sich das Laub für manche Tiere wie Pferde als gefährlich und nach reichlichem Genuß als tödlich. Keinen gesundheitlichen Schaden erleiden jedoch die Rehe und die Schafe. Um also den jungen Nachwuchs zu schützen, werden Eibenstandorte von unseren Forstleuten eingezäunt (Lochenbach).

Die Eibe erfreute sich bei unseren Vorfahren hohen Ansehens. Nach der Edda war der Markt der Götterstadt Asgard mit Eiben bepflanzt. Heute sind die dunkelgrünen, selten gewordenen Bäume und Sträucher wie stumme Zeugen früherer Jahrhunderte „Naturdenkmale“ in des Wortes wahrster Bedeutung. Es wäre daher außerordentlich schade, wenn dieser langlebigste deutsche Baum ganz aus unseren Wäldern verschwinden würde. Wir wollen mithelfen, den von unseren Forstleuten so liebevoll geschonten Waldbaum vor einem weiteren Rückgang oder gar dem Aussterben zu bewahren.

Das Hambacher Fest von 1832

Auszug aus einer Abhandlung von Franz Hartmann †

Am 27. Mai 1832 zogen dreißigtausend Deutsche aller Stämme hinauf zum Hambacher Schloß, um auf stolzer Bergeshöhe, dem „Pfälzer Rütli“, unerschrocken ihre heiße Sehnsucht nach einem einigen und freien Deutschland weit über die Grenzen der Pfalz hinauszurufen. Dieses „Hambacher Fest“ war in damaliger Zeit ein unerhörtes Ereignis. Nicht nur in den Kanzleien der vierunddreißig Kabinette, von denen die meisten ihre eigene Wichtigkeit und Wichtigkeit über den Gedanken der deutschen Einheit stellten, horchten auf. Tore, die bis jetzt für den fast absolutistisch regierten Staatsbürger fest verriegelt waren, wurden

weit aufgerissen. Mutige Führer, glühende Vaterlandsfreunde, ausgestattet mit hoher Intelligenz, tiefem Wissen und einem starken Verantwortungsgefühl, forderten immer ungestümmer, daß durch diese Tore Einigkeit und Recht und Freiheit kommen sollten für ihr zerstückeltes, armes Vaterland. Es war dieses Hambacher Fest die erste große National-Versammlung; sie tagte unter freiem Himmel und war nicht eingeeengt von den bekannten vier Wänden, durch die die wahre Stimme des Volkes so oft schon nicht hindurchdrang. Und zum erstenmal hörte man in Deutschland die große politische Rede, über die selbst die

ausländischen Gesandten an den deutschen Höfen nicht hinweggehen konnten. Man weiß heute, daß die Vertreter Englands, Rußlands, Frankreichs, Österreichs seitenslange Berichte über das Hambacher Fest an ihre Regierungen gaben, aus denen hervorgeht, was für eine Bedeutung sie der Freiheitsbewegung von 1832 zugestehen mußten. Man denke: Aus Rheinpreußen, Baden, den beiden Hessen, Württemberg, Franken, Altbayern, Sachsen, Hannover, Westfalen, Nassau, Lichtenberg, Koburg, Frankfurt und anderen deutschen Gauen zogen sie zusammen mit dem gesamten „Landrat“ der Pfalz hinauf zum Schloß, begleitet von den flammenden Wünschen derer, die nicht kommen konnten und in Adressen die Gedanken niederschrieben, hinter denen tausende und abertausende standen.

Was da auf dem Hambacher Schloß geschah und gesprochen wurde, war also gewiß des Aufhorchens wert. Die wohl oftmals maßlose, aber doch grundehrliche Stimme des Volkes wurde laut. Man hatte lange schon die Faust im Sack gemacht. Bis die hochgemuten Führer kamen. Sie waren keineswegs geistlose Hetzer oder kleine Revoluzzer, sondern zur Führung berufene Menschen von Format, gründliche Wissenschaftler, genial vielleicht der eine oder andere unter ihnen, aber ganz gewiß waren sie alle beseelt von edler Volksverbundenheit und schrankenloser Hingabe für ein einig und freies deutsches Vaterland.

Weise und gerechte Richter mußten bei den späteren Assisenverhandlungen in Landau zugestehen, nachdem in einem fast vierwöchigen Prozeß, dem wohl größten Presseprozeß aller Zeiten, bis in das letzte Herzensfältchen der Angeklagten hineingeleuchtet wurde, daß eine große und reine Gesinnung die Führer des Hambacher Festes beseelte, und der Obmann der Geschworenen verkündete, indem er die Hand aufs Herz legte: Wir finden keine Schuld an ihnen.

Die hinreißende nationale Begeisterung der Maitage von 1832 verstummte langsam unter dem noch einmal aufzuckenden absolutistischen Regiment Metternichs, unter seinen Federstrichen und denen seiner Pressensensoren und unter der Unreife des Staatsbürgers.

Dr. Johann Georg August Wirth, geboren zu Hof in Bayern, hatte schon in München sein Kampfblatt „Deutsche Tribüne“ herausgegeben. Seine Sprache war unerhört kühn; sein Kampf galt dem kleindeutschen Zustande und den Machthabern, denen er Volksrechte und Anerkennung der Volkshoheit abzurufen versuchte. In Homburg gab er seine „Tribüne“ heraus, deren kämpferischer Ton und heftiger Angriff auf die herrschenden Gewalten ihn gar bald in Konflikte auch mit den linksrheinischen Behörden brachte. Seine Presse und die seiner Mitkämpfer, von denen der bedeutendste der ehemalige Landkommissär von Homburg, Dr. Jakob Philipp Siebenpfeiffer war, wurde unterdrückt. An Stelle der verbotenen Presse gab man aufreizende Flugschriften heraus. Auch sie wurden verboten. Aber das Kämpfertum in diesen Männern, ihre Überzeugung, daß sie berufen seien, Volk und Vaterland einen Dienst zu tun, ließen sich nicht verbieten. Sie gründeten den Vaterlands- und Preßverein, der sich bald über ganz Deutschland ausbreitete.

Dr. Siebenpfeiffer rief zu der großen Volksversammlung auf dem Hambacher Schloß am 27. Mai auf. Vierunddreißig charaktervolle Bürger aus Neustadt an der Haardt übernahmen als Festordner die Einladung und Leitung dieses Nationalfestes der Deutschen. Die Regierung antwortete mit einem Verbot des Festes. Der Stadtrat protestierte aufs heftigste gegen dieses Verbot, ebenso widersetzten sich ihm feierlichst die Städte Frankenthal, Speyer,

Kaiserslautern, Landau und Zweibrücken. Die Regierung gestattete nun das Fest, verfügte aber, daß nur rheinbayerische Deutsche an dem Fest teilnehmen dürften. Auswärtigen sollten die Pässe verweigert werden. Doch die Tausende waren nicht mehr zurückzuhalten. So kamen sie aus allen Gauen Deutschlands, insbesondere vielhundert Heidelberger Studenten, schon am 26. Mai in Neustadt an, die meisten auf offenen, mit Eichenlaub bekränzten Wagen, auf denen die deutsche Fahne wehte. Und alle trugen sie die deutsche Kokarde mit den schwarz-rot-goldenen Farben. In seiner Festbeschreibung bricht Dr. Wirth in diesen Freudenruf aus: „Sei gesegnet, glücklicher Tag, wo nach langen Leiden und Drangsalen das Emblem der Kraft und der Hoheit, die Standarte unseres mächtigen Deutschlands, von den Repräsentanten fast aller deutscher Stämme an dem prächtigen Rheine wieder entfaltet war!“

Im Schießhaus zu Neustadt wurde der Vorabend gefeiert. Der 27. Mai sah den „Zug der Dreißigtausend“ auf das Hambacher Schloß. Voran die Bürgergarde, ihr folgten die Frauen und Jungfrauen, für deren staatsbürgerlichen Rechte zum erstenmal auf dem Hambacher Fest eroberte Worte gesprochen wurden, hinter ihnen wehte die deutsche Fahne in den Sehnsuchtsfarben Schwarz-Rot-Gold mit der weithin leuchtenden Aufschrift „Deutschlands Wiedergeburt“, zwei Abteilungen der Festordner gaben dem Landrat Rheinbayerns das Ehrengeleit, und dann kamen die Abordnungen und Festbesucher aus allen Ländern deutscher Zunge. Den polnischen Edelleuten und Flüchtlingen, die um die Zerstückelung ihres Vaterlandes trauerten und die die Russifizierung ihrer Heimat nicht mit ansehen und nicht ertragen konnten, wehte beim Zuge ihre polnische Fahne voran, ebenso den armen Winzern ihre schwarze Fahne mit der Inschrift: „Die Weinbauren müssen trauern“. Im Rhythmus der Lieder „Was ist des Deutschen Vaterland“ und des von Siebenpfeiffer gedichteten „Hinauf, Patrioten! zum Schloß, zum Schloß!“ kam der Zug auf ragender Bergeshöhe an. Auf dem Turme der ehrwürdigen Kästenburg, einst Besitz der Bischöfe von Speyer, wurde die deutsche Fahne aufgepflanzt. Der Berg war dichtbelagert von Menschen, unter ihnen Bürger aus Straßburg, Colmar, Paris, Metz, Wei-

Benburg, Manchester, Constanz, Heidelberg, Karlsruhe, Freiburg, Mannheim, Marburg, Tübingen, Würzburg, Jena, Göttingen, Stralsund, Coburg, München, Frankfurt, Nürnberg, Worms, Wiesbaden, Köln, Trier, Gießen, Stuttgart, Darmstadt, Kassel, Magdeburg, Hof, Erlangen, Kiel, Leipzig, Augsburg, Pymont, Braunschweig, Nordhausen — aus ganz Deutschland also waren sie beisammen, das ganze Deutschland zog hinauf.

Alle Reden, die gesprochen wurden an die tausendköpfige Menge, hatten zum Grundton einen erhabenen und erhebenden Nationalgeist, der Deutschland erobern sollte mit allen gesetzlicherlaubten Mitteln. Wohl fielen harte, unbotmäßige, eckige und kantige Worte gegen die herrschenden Gewalten, Fürsten und Kirche, in denen sie jene Mächte sahen, die der von ihnen geforderten Einheit und Freiheit im Wege standen, wohl wurde im Taumel der Begeisterung manches kecke, unüberlegte und maßlos übertriebene, freche Wort hinausgefeuert, die das Fürstnregiment anklagten. Aber als großes, letztes Wollen klang aus allen Reden der Schwur der Treue zu Volk, Vaterland und Gott heraus und das Bekenntnis zur entschlossenen Verbrüderung für die großen Interessen, die allen wahrhaften Deutschen heilig sein müssen. „O, des beneidenswerten Loses, sich für sein Vaterland aufopfern zu dürfen“, heißt es in einer Adresse aller Deutschen am Niederrhein, die zum Hambacher Fest übersandt wurde. Dr. Wirth wurde nach einer flammenden Rede von dem Schriftsteller Funck aus Frankfurt ein Ehrenswert überreicht.

In Ordnung und mannhafter Disziplin ist das Fest verlaufen. In alle Gauen Deutschlands wurde der Glaube ans Vaterland, an seinen Aufschwung, an seine Wiedergeburt, von den Teilnehmern hineingetragen. Fort und fort wirkten die kühnen Gedanken der Männer von Hambach.

Den Führern von Hambach und manchen Teilnehmern war kein glückliches Ende beschieden. Obwohl sie vor dem Assisengericht zu Landau freigesprochen wurden, verurteilten sie andere Gerichte wegen Beamtenebeleidigung, Preßvergehen usw. zu vielen Jahren Gefängnis.

Ein tragisches Finale für die kampffrohen Führer des Jahres 1832. Doch nur aus dem Opfer steigt die Größe.

Die Zeitrechnung des Mittelalters

Von Dipl.-Ing. Rudolf Kerndt

An der Nordwand der Balingen Stadtkirche ist eine Tafel angebracht mit der Inschrift: *Structura hec incepta / Proxima feria secunda / Post Octavas Pentecostas / Anno Domini 1443.*

Die erste Zeile „h(a)ec structura incepta (est) — mit diesem Bauwerk hat man begonnen“ ist ohne weiteres verständlich, auch entnimmt man unschwer der letzten Zeile, daß es „im Jahre des Herrn 1443“ geschah. Was bedeutet aber Zeile zwei und drei?

Wir werden durch solche formelhaften Wendungen in mittelalterlichen Schriftstücken und Inschriften auf die Besonderheiten der Chronologie in früheren Jahrhunderten aufmerksam und müssen nun versuchen, jene nicht immer klaren Zeitangaben zu präzisieren. Das frühe Christentum folgte bei der Benennung der Tage römischen Brauch und rechnete innerhalb des Monats nach Kalenden, Nonen und Iden, wobei die Kalenden den Monatsersten bedeuteten. Mit „pridie“ war der Vortag gemeint; also hieß „Kal. Apr.“ der erste April, „pridie Kalendas Apriles“ der 31. März. Bald wurde bei Zeitangaben die Volkssitte bestimmend, gewisse Heilige zu ehren und jeden Tag im Jahre einem oder mehreren Heiligen zuzuteilen. Dabei war diese Datierung nach Heiligen gleichsam das feste Gerippe in der sonst mit dem Osterdatum

schwankenden Fest- und Zeitordnung. Der „Francisci, der Franztag“ ist immer der 4. Oktober, der St. Annentag stets der 26. Juli usw., das Konzil zu Nikäa im Jahre 325 n. Chr. bestimmte aber, daß Ostern am nächsten Sonntag nach dem Vollmond, der auf das Frühlingsäquinoktium folgt, zu feiern sei. Das ergab für alle vom Osterdatum abhängigen Feste einen Spielraum von 35 Tagen mit dem 22. März und 25. April als Obergrenzen.

Das Wort „feria“ bedeutet Wochentag, und man verstand unter feria prima oder dominica den Sonntag, unter feria secunda den Montag, unter feria tertia den Dienstag usw. „Feria secunda post festum sancti Andree apostoli“ heißt also „am Montag nach dem Andreasfest“.

Der Zusatz „proxima“ bei den lateinischen Datierungen weist darauf hin, daß der genannte Heiligkeitag unmittelbar vorhergeht oder folgt. Die oben genannte Zeile zwei „proxima feria secunda“ heißt also „am nächsten Montag“. Unter „octava“ hat man den achten Tag nach einem Fest zu verstehen, die „Oktaven“ bedeuten aber auch im kirchlichen Sprachgebrauch auf die Hauptfeste folgende Andachts- und Gebetswochen. Die „Pfungstoktave“ umspannt also die Woche nach Pfingsten. Dabei geht das Wort Pfingsten auf „penteconta, fünfzig“ zurück

und deutet damit an, daß Pfingsten am 50. Tag, also 7 Wochen nach Ostern, gefeiert wird. Die erwähnte Zeile drei „post octavas Pentecostas“ heißt also „nach den Pfingst-oktaven, eine Woche nach Pfingsten“.

Versucht man, das Datum jener Inschrift zu präzisieren und bedient man sich dabei der Zeitrechnungsmethode, wie sie ab 1776 für ganz Deutschland vorgeschrieben war, dann stößt man auf die in alten Kalendern noch anzutreffenden Begriffe des Sonntagsbuchstabens, des Sonnentages, der Epakten und der Goldenen Zahl. Im Altertum war die Serienzählung z. B. nach Olympiaden im Gebrauch oder man charakterisierte das Jahr durch Angabe der amtierenden Konsuln. Bei den Mandaten Kaiser Friedrichs II. um 1240 bildete die Indiktion die Jahresbezeichnung: Es ist ein 15-jähriger Zyklus, der auf eine im römischen Kaiserreich alle 15 Jahre sich wiederholende Steuer zurückgehen soll („Römerzinszahl“). Die „Epakten“ beziehen sich auf das „Mondalter“, d. h. jeweils am 1. Januar die Tage seit dem letzten Neumond. Dabei ist interessant, daß man erst spät im Mittelalter das Jahr mit dem 1. Januar beginnen ließ; in England galt bis 1752, in Graubünden bis 1798 der 25. März als der Jahresanfang.

Bezeichnet A den 1. Jan., B den 2. Jan. usw. und ist z. B. der 6. Jan. der erste Sonntag im Jahr, dann hat dieses Jahr den Sonntagsbuchstaben F, von dem aus alle weite-

ren Tage festgelegt sind. Nach 28 Jahren wiederholt sich die Reihenfolge der Sonntagsbuchstaben und der „Sonnentage“ ist die Zahl, die angibt, das wievielte dieser 28-jährigen Periode ein gegebenes Jahr ist. Ähnlich kennzeichnet die „Goldene Zahl“ innerhalb des 19-jährigen, mit den Epakten zusammenhängenden Mondzirkels ein bestimmtes Jahr.

Das christliche Mittelalter führte den im Jahre 46 v. Chr. neu von Julius Caesar geordneten Kalender bis zur Kalenderreform Papst Gregors XIII. im Jahre 1582. Man unterschied nun bis zum Jahre 1700 bei der Datierung zwischen altem und neuem Stil, weil insbesondere die protestantischen Länder die Reform zunächst ablehnten. Zusätze wie „stilo vetere“ oder „more novo“ kennzeichneten den alten oder neuen Stil.

Der Mathematiker Gauss gab eine „Osterregel“ an, nach der man das Osterdatum berechnen kann. Für das Jahr 1443 würde sich der 20. April ergeben. Pfingsten wurde also in jenem Jahr am 8. Juni gefeiert. „Proxima feria secunda post octavas Pentecostas — montags, eine Woche später — meint daher den 16. Juni.

Nach einer kleinen Exkursion in die mittelalterliche Zeitrechnung wäre also festzustellen, daß mit dem Bau der Balingen Stadtkirche am Montag, dem 16. Juni 1443, begonnen wurde.

Conrad Widerhold

Nach alten Berichten zusammengestellt und überarbeitet von F. Roemer

(Fortsetzung)

Hieran erkannte der Obrist von Ebbstadt erst, daß die, auf welche er lauerte, bereits heimgekehrt seien. Er ärgerte sich über seine Unvorsichtigkeit und schwur, keinen Stein von dem heillosen Neste auf dem anderen zu lassen, wenn er es erobert haben werde. Dazu hatte er die größte Hoffnung, weil er meinte, der Hunger werde die Besatzung zur Kapitulation bringen, wenn er jede Zufuhr derselben abschneide. Nachdem er aber drei Monate schon vor der Festung gelegen und täglich Verluste erlitten von den tapferen Wehrmännern auf dem Felsen, da erkannte er, daß Gewalt nichts fruchte und er griff zum Angebot eines gütlichen Vergleichs. Vizthum schickte Widerhold einen Brief, worin er ihn zur Übergabe aufforderte, und ihm sehr vorteilhafte Bedingungen machte. Er versprach ihm 5 000 Dukaten, so er die Hälfte seiner Mannschaft abdanken werde; auch dürfe er auf der Festung als Kommandant verbleiben, nur solle er statt der württembergischen Fahne die österreichische aufziehen, indem ja ganz Württemberg, wie er wohl wissen werde, in den Händen der kaiserlichen Majestät sei und Stuttgart längst schon dem römischen Könige Ferdinand als ihrem Herrn und König gehuldigt hätte. Widerhold las die Briefe aufmerksam durch, machte auch seine Soldaten damit bekannt, um ihre Gesinnungen kennen zu lernen; stattete seinem Herzog zu Straßburg getreulichen Bericht über alles ab und stellte einstweilen seine Ausfälle ein, bis er dessen Meinung erkundet hatte. So verging ein ganzes Jahr und Vizthum mußte unverrichteter Sache abziehen. Denn er sah wohl ein, daß mit diesem Felennest nichts anzufangen sei, nachdem er einundzwanzig vergebliche Stürme dagegen unternommen und jedesmal mit blutigen Köpfen in die Ebene gejagt wurde.

Ein drittes Mal hatte Widerhold Pulver und Blei nötig. Da machte er sich just zur Erntezeit auf gen Schömberg, einem österreichischen Städtchen an der Heerstraße zwischen Spaichingen und Balingen. Die Bauern glaubten, die Anrückenden seien Österreicher, weil die Twieler in erbeutete Monturen geschlüpft waren, und kümmerten sich wenig um das Fähnlein Reisinger.

chungen beachtete, baten sie nur, er möchte wenigstens die Feste nicht den mit den Schweden verbündeten Franzosen übergeben. Als ihnen Widerhold dies feierlich versprach, zogen sie ab. Bald erschienen jedoch neue Feinde. Die Erzherzogin Claudia von Österreich ließ ein Heer von 16 000 Söldnern anwerben um mit deren Hilfe den Hohentwiel für ihre Söhne zu bekommen, welche bereits Neuffen und Achalm erhalten hatten. Ein spanischer General, Friedrich Enriquez, zog mit diesen Söldnern vor Hohentwiel, wo aber gleich am ersten Tag ein vornehmer Spanier mit seinem Gefolge weggegangen wurde und Herberge auf dem Felsen bekam. Enriquez bot zuerst dem Kommandanten eine große Summe Geld und hohe Ehrenstellen für die Übergabe; als Widerhold aber diese Anerbietungen mit Verachtung zurückwies, beschloß der Spanier, die Festung zu belagern und zu stürmen.

Mehrere Wochen beobachtete Widerhold das Tun und Treiben der Belagerer genau, ohne die geringste Gegenwehr; als er jedoch mit all ihren Gewohnheiten, aber auch mit ihren Bequemlichkeiten vertraut war, ließ er eine große Menge Granaten mit Feuerschlössern, welche mit langen Schnüren und großen Entfernungen konnten entzündet werden, bei Nacht in den Boden der Wege graben, welche die feindliche Mannschaft täglich betreten. Zu diesem Geschäft wurden jede Nacht von der Feste Männer an Seilen herabgelassen, die vorne einen Haken am Brustschutz hatten, an welchem sie nach geschehener Arbeit wieder heraufgezogen wurden. Kamen nun die Belagerer sorglos daher, um Ablösungen vorzunehmen, so krachte es bald da, bald dort, und schlug ihrer zehn oder zwölf zu Krüppeln oder zu Toten. Obgleich dadurch auch viele Granaten nutzlos verlegt wurden, so hatte diese List doch den Vorteil, daß die Belagerer, besonders die Spanier, dem „Teufelsberg“ sich nur ängstlich näherten und kein Mut unter ihnen erwachsen konnte. Bei diesen Verrichtungen waren dem Widerhold alle seine Leute bis in den Tod ergeben und freudig ließen sie sich in die Tiefe nieder mit dem festen Vertrauen, daß ihnen kein Leid geschehe, weil der fromme Widerhold die Wagnisse ihnen auflegte. Nebenbei hatte der Edle auch Freunde, die ihm in Nöten nahe waren, unter welchen besonders die beiden hohen Offiziere, General von Erlach und von Hatstein nicht unerwähnt bleiben dürfen. Diese führten Vieh und Frucht, Mehl und Pulver, Mannschaft und Geld herbei, wenn die Bedrängnis auf dem Felsen anfang groß zu werden. Und es war, als ob Gott diesen drei Freunden gleiche Gedanken zu gleicher Stunde gegeben hätte. Denn wenn Widerhold monatelang auf seiner Burg ruhte, und dann einen unvermuteten Ausfall tat, so waren oft am gleichen Tage und zu gleicher Stunde auch diese mutigen Gehilfen ihm bei Hand und trieben ihm den Hasen, wie man sagt, in die Küche. War die Tat geschehen, so waren jene im Tal, dieser auf seiner Feste verschwunden. Mit Verwunderung standen jedesmal die Feinde nach einer erhaltenen Schlappe beieinander, schüttelten die Köpfe und meinten, der Unfall könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, sie hätten ja doch auch Augen und Ohren im Kopfe und sichere Wachen aufgestellt gehabt und doch sei ihnen Schaden geschehen. Ein andermal sah Widerhold von seiner Höhe herab wiederum ein großes feindliches Heer heranrücken. Plötzlich sandte er einige Boten nach dem französischen Lager zu Freiburg und meldete dort, daß ein Fang zu machen wäre, wenn ihm Hilfe gebracht würde. Nach wenigen Tagen erschauten er wirklich den Anzug der Franzosen unter dem General Rosa, die Belagerer mitten im Tal aber hatten keine Ahnung davon. Plötzlich tat Widerhold einen mächtigen Ausfall und trieb die Erschrockenen den Franzosen geradezu in die Hände, so

Auch blies der Trompeter der angeblichen Österreicher ein „lustig Feldstücklein“, so daß sich niemand eines Überfalls vorsah. In Schömberg saßen nur wenige Invaliden in der Zeughauswache und spielten Karten. Widerhold trat zu ihnen und sagte: „Gut Tagwerk, Kriegskameraden, hab euch wollen ersuchen um Speis für meine Kartaunen, sei's Zündkraut, seien's feste Kugeln“. Da standen die Betroffenen auf, dieweil sie die Außenstehenden sahen und gaben die Schlüssel zur Munitionskammer heraus, worauf die Twieler einige Wagen voll nahmen und einige Pferde und mit der Ladung abfuhr. Die Schloßmannschaft schickte zwar den Abziehenden einige Kugeln nach, aber keine derselben traf dieselben.

Neben diesem Herbeischaffen der Nahrung und der nötigen Abwehr hatte Widerhold längst dafür gesorgt, daß eine Kirche auf seinem Twiel erbaut worden war, für die er jene Klosterorgel heraufbrachte. Damit die Kirche auch einen Fonds erhalte, gebot er, daß wer den Namen Gottes oder der heiligen Dreifaltigkeit mißbrauche, wer fluche, schwöre, lästere oder leichtsinnige Beteuerungen ausstoße, gestraft werden solle an Geld und Gut. Hierdurch zähmte er die Roheit der Soldknechte und füllte sich nach und nach die sogenannte Schwörbüchse. Widerhold ließ auch einen Brunnen graben, der, nachdem er 400 Fuß tief gehauen war, sehr gutes Wasser lieferte. Auch ließ er das „fürstliche Haus“ mit schönen Gemächern, Ställen und Magazinen versehen. Daneben erbaute er ein Zeughaus von großer Zweckmäßigkeit und Festigkeit. Ferner richtete er Hand- und Pferdewägen ein, weil der Sturm die Windmühlen öfters zerbrach. Sodann ließ er Frucht- und Lindenbäume auf den Felsen setzen, wobei er erst große Löcher in das Gestein hauen ließ, worin die jungen Stämme lustig wie in einem Blumentopfe grünten. Widerhold bewohnte meist die Hochwacht, von wo er die ganze Festung, sowie die ganze Umgegend übersehen und die Wälle mit den Wachen beobachten konnte.

Der Kaiser sandte 1641 wieder einige Herren zu Widerhold, welche wegen der Übergabe mit ihm unterhandeln sollten; da er weder ihre Drohungen, noch ihre Verspre-

daß an die tausend Mann tot und verwundet wurden, der Rest sich kaum noch flüchten konnte. Mehrere Offiziere und Gemeinè bekam Widerhold gefangen. Den Grafen Albert von Fürstenberg fand man tot auf dem Schlachtfeld; er ließ ihn beerdigen. Hierdurch hatte Widerhold wieder mehrere Monate freies Spiel; nun aber zog ein neues feindliches Heer unter dem Kommando des Generals Sparr gegen Twiel heran, um ihn zu belagern und womöglich mit Sturm zu erobern; denn die Erzherzogin Claudia war durch die Niederlage des Spaniers Enriquez noch nicht gedemütigt, sondern sie meinte, der berühmte kaiserliche General werde die Feste wohl in seine Gewalt bekommen können, zu welchem Endziel der Beauftragte sich mit einem hohen Schwur verband, binnen drei Monaten sich seines Auftrags zu entledigen. Das erste, was Sparr tat, war,

daß er zur Feder griff und Widerhold bei Gott und allen Heiligen beschwor, seine Feste zu übergeben, denn nur dadurch könne ferneres Blutvergießen und der Untergang Württembergs vermieden werden. Widerhold gab höfliche, aber verneinende Antwort. Nun begann Sparr den Sturm und wiederum den Sturm drei volle Monate lang. Täglich konnte man das Kanonieren hören. Mehr als 3 000 Schüsse wurden nach der Feste aus den größten Kartäunen getan. Brandkugeln, Feuerballen und Granaten flogen zu Hunderten gegen die Höhe, wodurch die vorderen Werke nach und nach erschüttert und endlich vom Feind erstiegen wurden. Dies machte Widerhold nicht verzagt; im Gegenteil, er wurde immer mutiger und unerschöpflicher in Ausführung seiner Pläne zum Schaden seiner Feinde.

(Schluß folgt)

Die Wasserversorgung unserer Heimat

Von Hans Müller

(Fortsetzung)

Die Hohenberg-Wasserversorgungsgruppe

Wer sich in die Wasserakten des Kreises Balingen vertieft, der gewinnt unmittelbar den Eindruck, daß es sich hier um ein weit-schauendes Projekt handelt. Der Brunnen wird nicht erst zugedeckt, wenn das Kind schon hineingefallen ist, sondern schon vorher. Die Hohenberg-Gruppe ist aus der Wasserversorgungsgruppe „Großer Heuberg links der Donau“ hervorgegangen und wurde 1939 zum Zweckverband erhoben. Sie hat sich aber dann auch auf die Versorgungsgruppe „Kleiner Heuberg“ ausgedehnt, ist also eine Zusammenfassung kleinerer Gruppen. Darüber hinaus versorgt sie Orte, die noch nirgends angeschlossen waren und zwar weit über den Kreis Balingen hinaus. Alle Angeschlossenene behalten ihre seitherige Wasserversorgung bei und beziehen durch die Hohenberg-Gruppe lediglich den Spitzenbedarf. Zu irgendwelcher Mindestabnahme sind sie nicht verpflichtet. Es sind also dem Anwachsen der Bevölkerung und der Industrialisierung keine Grenzen gesetzt, aber auch den Gemeinden keine Last aufgelegt, falls dies nicht eintreten sollte.

Die alte Versorgungsgruppe Kleiner Heuberg ist über Aistaig an Quellen im Neckartal angeschlossen, die jedoch den Bedarf nicht mehr decken können. Das Wasser stammt aus dem klüftigen Muschelkalk, ist zeitweilig getrübt und verunreinigt; es muß ständig gefiltert und entkeimt werden. Wir erinnern uns eines Vorganges vor etwa 4 Jahren. Als Abfallstoff einer Fabrik wurde ein Quantum Cyan in eine Erdgrube geleert. Am andern Tag waren kilometerweit weg im Neckartal die Forellen einer Fischzuchtanstalt tot. Dicht daneben lagen die Quellfassungen für die Wasserleitung, die gerade noch im rechten Moment abgestellt werden konnte. Der Kleine Heuberg war zusätzlich noch an das Wasserwerk Hechingen angeschlossen, das jedoch selber mit Wassermangel zu kämpfen hat. Aus diesem Grunde hat sich 1952 die Stadt Balingen dort abgehängt und hat sich der Gruppe Zollernalb angeschlossen, wie wir schon sahen. Teile des Leitungsnetzes der Gruppe Kleiner Heuberg sind heute zu eng geworden. Kurz, es ist in jeder Hinsicht eine Änderung notwendig. Ein eignes Projekt aber wäre auf jeden Fall kostspieliger als der Anschluß an eine leistungsfähige große Gruppe. Der zusätzliche Bedarf beträgt 19 l/s.

Die alte Gruppenversorgung Großer Heuberg links der Donau basiert auf Quellen im Tal der westlichen Bära, und zwar sechs Quellen an der Galgenhalde und vier Quellen im Kohlwald als Ausgangspunkt mit zusammen 13 l/s. in trocknen Zeiten. Als Antriebskraft für das Pump-

werk Hammer oberhalb Bärenthal war zunächst das Wasser der vereinigten beiden Bärafußbüchen gedacht. Sie bringen etwa 300 l/s., absinkend auf 200 l/s. in trocknen Zeiten. Die Hammermühle wurde 1880 angekauft und pumpte zunächst das Wasser nach Bubsheim, Königsheim, Kolbingen und Renquishausen. 1885 kamen Hartheim, Heinstetten, Schweningen, Glashütte dazu, also die gegenüberliegende Bergseite. 1886 erfolgte die formelle Gründung der Versorgungsgruppe und der Beitritt von Dietsteig, Harthöfe, Heidenstadt (Teilgemeinde von Nusplingen), Obernheim mit Tanneck und die Gemeinde Irrendorf. Ein großes „Wasserfest“ wurde 1887 in allen diesen Orten abgehalten; wir machen es uns heute gar nicht mehr recht klar, daß diese so zögernd begonnene Sache wirklich für damals etwas Großes gewesen ist. Nun wuchs das Leitungsnetz auch in den Kreis Balingen herein, der heute führend geworden ist. 1888 trat Meßstetten bei, sowie der Weiler Schönfeld der Gemeinde Schweningen. 1891 kam Hossingen mit Geyerbad hinzu, 1894 Stetten a. K. M. mit seiner Teilgemeinde Nusplingen, Michelfeld (Gemeinde Oberdigisheim), der Heidenhof bei Tieringen, 1895 Ziegelhütte (Gemeinde Kolbingen), Gnadenweiler (Gemeinde Bärenthal), 1904 die Steighöfe (Gemeinde Stetten), 1908 Wolfshof (Gemeinde Unterdigisheim), 1938 Martinsberg (Gemeinde Reichenbach) und 1950 Tieringen. Natürlich reichten die kleinen Bäraquellen bald nicht mehr aus. Darum wurde 1910 die Hasenwiesenquelle gefaßt und 1949 eine starke Quelle bei Ensisheim, 1,8 km unterhalb dem Hammer, mit 1/2 l/s. Das Mühlrad im Hammer konnte schon sehr frühzeitig die Arbeit nicht mehr allein leisten; eine Dampfmaschine trat ihm zur Seite. Die Förderhöhe überschritt ja 300 m. Vorsichtshalber wurden 1928 zwei Druckleitungen parallel gelegt. Um auch Bärawasser direkt aus dem Fluß verwenden zu können, mußte eine Kiesfiltrieranlage eingebaut werden. 1936 begann die Verwendung der Elektrizität als Antriebskraft für die Pumpen; in Heinstetten wurde zusätzlich eine Förderpumpe eingebaut. Im Jahr 1952 waren 100 km laufende Leitung, ohne die Ortsnetze, vorhanden, 16 Hochbehälter faßten zusammen 4225 cbm und 542 Hydranten verteilten sich auf die angeschlossenen Ortschaften. Es waren im Laufe der Jahre 30 000 cbm Felsen gesprengt worden. (Aus der Festschrift der Versorgungsgruppe.) So ist auf dem Großen Heuberg im Laufe der Jahre mancherlei geschehen; er hat dennoch mit 20,68 l/s. beinahe denselben zusätzlichen Bedarf wie der Kleine Heuberg. Aber es ist auch hier so, daß das Leitungsnetz streckenweise unzulänglich geworden ist und daß man gut daran tut, sich bei einer Änderung gleich einem gro-

ßen Projekt auf weite Sicht anzuschließen. Es mag dem Leser aufgefallen sein, daß sich seit 1880 die Gemeinden nur sehr „tropfenweise“ zu gemeinsamem Tun zusammgefunden haben. So etwas kostet aber unnötig Geld. Da das Wasser des Bäratals nach wie vor die Hauptrolle spielen wird, interessiert wohl die Beschaffenheit dieses Quellwassers, das sich als Versickerungswasser der Beta- und Deltakalke auf den Impressamergeln der Talsohle sammelt. Es ist natürlich „hartes“ Wasser mit rund 13 1/2 dH° (deutsche Härtegrade); aber wir dürfen soviel „Karbonathärte“ (sich beim Kochen ausscheidender Kalk) abziehen, daß nur 0,14 dH° bleibende Härte (Gips usw.) resultieren. Es ist als Karstwasser nicht ganz keimfrei, aber die wissenschaftliche Untersuchung ergab nach 24 Stunden nur 0 bis 2 und nach 48 Stunden nur 2 bis 4 Keime. Die gefährlicheren Coli-Bakterien, die menschlichen oder tierischen Ausscheidungen entstammen, waren in diesem Wasser überhaupt nicht vorhanden. Die Bäraquellen schütten zusammen 68 l/s., bei großer Trockenheit immer noch 30 l/s.

Die Hohenberg-Gruppe ist mehr als eine Zusammenfassung der beiden Heuberg-Gruppen, die übrigens bestehen bleiben. Sie plant über das bisher Genannte hinaus zusätzlich zu versorgen: im Kreis Balingen die Orte Lautlingen, Margrethausen, Weilstetten, Roßwangen, Dotternhausen, Dormettingen, Schömberg und Weilen u. d. Rinnen, in andern Kreisen die Orte Schörzingen, Deilingen, Gosheim, Böttlingen, Denkingen, Hausen ob Verena, Aldingen, Spaichingen. Zum „Kleinen Heuberg“ gehören: im Kreis Balingen Brittheim, Bikkelsberg, Leidringen, Rosenfeld, Isingen, Täbingen, Dautmergen, Erzlingen, Endingen, Erlaheim, Ostdorf, Geislingen und außerhalb des Kreises noch Aistaig, Boll, Bochingen, Trichtingen, Sigmarswangen, Geroldeck. Das ergibt insgesamt ein Netz, an welches rund ein halbes Hundert Ortschaften (ohne die Einzelhöfe) angeschlossen sein werden. Und diese sollen alle aus einer einzigen Quelle gespeist werden! Es ist eine der größten Karstquellen der Südwestalb: Der **Großschmiedebrunnen**. Der 13. August 1952, der Tag, an dem diese Quelle von der Hohenberg-Gruppe gekauft wurde, ist ein sehr wichtiger Tag. Wir müssen uns den Großschmiedebrunnen genauer ansehen! Das Talstück der Donau zwischen Beuron und Tiergarten gehört landschaftlich zum Schönsten, das wir überhaupt haben. Überall hat die Donau gewaltige Riffe stehen lassen, die uns einen Blick in das Leben des Jurameeres tun lassen. Wir sehen, wie das Leben der Schwammtiere und Korallen immer wieder vom niederrieselnden Schlamm unterbrochen wurde, so daß der Fels entweder horizontal oder in Wellenlinien absetzt und darüber wieder beginnt. In der Nähe der Burg Wildenstein, die gewaltig auf ihrer Höhe thront, sind auf diese Weise riesige Felsentreppe entstanden. Wir dürfen uns vorstellen, daß fast überall im Gebirgskörper der Alb diese Felsenriffe stecken, aber eben nur in den Flußtälern und am Albtrauf bloßegelegt worden sind. — Auf der linken Donauseite, immer fast unten auf der Talsohle, treten die Karstquellen zutage. Sie sind sämtlich Endpunkte unterirdischer Bäche; aber welchen verwinkelten Weg diese in der Finsternis zurückgelegt haben, wissen wir nicht. Zwischen Beuron und Tiergarten entspringen nicht weniger als sechs ansehnliche Karstquellen, darunter eine besonders kräftige bei Neidingen.

Fortsetzung folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Isingen 1170 Jahre alt

Von Kurt Rockenbach

Rund 17 Gemeinden des heutigen Kreises Balingen werden urkundlich erstmals im 8. Jahrhundert genannt. Als zweitälteste unter diesen tritt Isingen gleichzeitig mit der Kreisgemeinde Dormettingen in einer in Nagold am 3. Mai 786 von dem Diakon Salomo aufgezeichneten und unterschriebenen Urkunde auf. Das Original befindet sich im Stiftsarchiv des Klosters St. Gallen. In der Urkunde wird im Beisein von 18 Zeugen festgelegt, daß Graf Gerold seinen in 15 Gemeinden der Berchtoltsbar gelegenen Güterbesitz samt und sonders dem Kloster St. Gallen vermacht, ihn jedoch zeitlebens gegen einen an das Kloster zu entrichtenden Jahreszins von 20 Schillingen behalten darf.

Der Wortlaut der Urkunde, den wir hier zeilenweise in Latein und in deutscher Übersetzung wiedergeben, damit auch der Sprachforscher auf seine Kosten kommen mag, ist folgender:

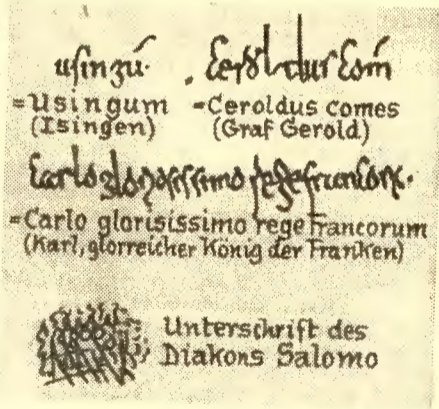
Nagold. 786. Mai 3.

- Z. 1 In d(e)i nomine. P(er)petrandu(m) est unicuique, q(uo)d euuangelica vox admonet dicens: Date et dabitur vob(is). Igitur ego in d(e)i nomine Ceroldus com(es) cogitans p(ro) d(e)i timo —
- 2 re v(e)l anime mee remedium(m) v(e)l p(ro) eterna retributione, talis mihi decrevit voluntas, ut aliquid de reb(us) meis ad monasteriu(m) s(an)c(t)i Galli confessoris condonare
- 3 deberem, qod et ita feci, ubi venerabilis vir Agino ep(iscopu)s v(e)l abb(a) nomine Uuerdo. Et hoc est, (quo)d dono in pago qui vocatur Perihtilinpara, in his locis denominatis, id e(st) in villa, q(u)i d(cit)ur
- 4 Tunningas, quicquid ibide(m) visus su(m) abere, excepte de illa ecclesia portione(m), quicquid mihi legitime obtingit, et in Eburinbach, in Sederof in Petarale, in Purrom, in Using(um), in Uuil —
- 5 dorof, in Talahusu(m), in Mereingu(m), in Deotingu(m), in Tulingas, in Toromoatingu(m), in Pisingu(m), in Hahhingu(m), in Uuassingu(m), in his locis supra nominatis dono atq(ue) trado ad ipsum
- 6 supradictu(m) monasteriu(m) ca(m)pis, pratis, silvis, pascuis, viis, aquis aquar(um)ve decursib(us), mobilib(us) atq(ue) immobilib(us), cultis et incultis, omnia et ex integro, ut ibide(m) sit p(er)petualit(er) ad pos —
- 7 sedendu(m); in ea vero ratione, ut exinde annis singulis censu(m) solva(m) tempus vite mee, id e(st) sol(idos) XX, et si aliquando ipsas res redemere voluero, tunc liceat mihi eas rede —
- 8 mere cum uueregeldos tres. Post meu(m) vero decessu(m) neque m(eu)s infans neque frat(er) nec ullus de eredi(us) meis v(e)l postheredu(m) meor(um) non habeant licencia(m) illas
- 9 res in censu(m) recipere neq(ue) redemere; sed post meu(m) obitu(m) in omni integritate ad ipso monasterio in p(er)petuo p(er)maneant absq(ue) ulla

contradictione. Si quis vero q(uo)d e(ss)e

- 10 n(on) credo, si ego ipse aut aliq(u)is de heredib(us) meis v(e)l post heredu(m) meor(um) aut q(u)islibet oposita p(er)sona, q(u)i contra hanc carta(m) aliquid inru(m)pere voluerit, sociante fisco multo conp(onat) id est
- 11 auri uncias III et argenti pond(era) V coactus exsolvat et q(uo)d repetit n(on) valeat evindicare, sed hec carta omni tempore firma p(er)maneat cu(m) stibulatione subnica. Actu(m) in villa
- 12 Nagaltuna puplici, p(re)sentib(us) quor(um) hic signacula continentur. Signum + Gerolto com(es) auct(ore), qui hanc traditione(m) fieri rogavit. Sign(um) Aginone(e) ep(iscop)o t(este), sign(um) Imma genitrix t(estis), sign(um) Perehti —
- 13 lone com(ite) t(este), sign(um) Arnolto jud(ice) t(este), sign(um) Uualtheri t(este), sign(um) Irmindekan t(este), sign(um) Puolo t(este), sign(um) Ekilolf t(este), sign(um) Erih t(este), sign(um) Adalbert t(este), sign(um) Fridirit t(este), sign(um) Ebarhart t(este), sign(um) Uro t(este), sign(um) Helmcoz t(este), sign(um) Adal —
- 14 bert (teste), s(ign)um) Uuillihelm t(este), s(ign)um) Ekibert t(este), s(ign)um) Uto t(este). Ego Solomonus indign(us) diac(onus) annoXVIregn(an)te Carlo gloriosissimo rege Francor(um) scripsi et subscripsi. Notavi die(m) mercoris, V no(n). mad., sub ipso Gerolto com(ite). —

(Die in Klammern hinzugefügten orthographischen Ergänzungen entsprechen den im 8. Jahrhundert im Schriftverkehr gebräuchlichen Auslassungen und Abkürzungen.)



Schriftprobe aus der Urkunde vom 3. Mai 786

In deutscher Übersetzung:

- Z. 1 In Gottes Namen. Ein jeder muß tun, wozu die Stimme des Evangeliums mahnt, wenn sie spricht: Gebt, so wird euch gegeben werden. Deshalb habe in Gottes Namen ich, Graf Gerold, dieses bedenkend aus Gottesfurcht

2 und zum Heil meiner Seele und um der ewigen Vergeltung willen bei mir den Entschluß gefaßt, etwas von meinem Vermögen dem Kloster des heiligen Bekenner Gallus,

3 wo der ehrwürdige Agino Bischof und Werdo Abt ist, zu schenken, was ich hiermit tue. Und folgendes schenke ich im Gau Berchtoltsbar in folgenden genannten Orten: Im Dorf

4 Dunningen (alles), was ich offensichtlich besitze, mit Ausnahme meines Anteils an der Kirche; ferner was mir rechtmäßig zukommt in Eburinbach, in Seedorf, in Betra, in Beuron, in Isingen,

5 in Weildorf, in Talhausen, in Mühringen, in Dietingen, in Deilingen, in Dormettingen, in Bisingen, in Hechingen, in Wessingen. In den obengenannten Orten schenke und übergebe ich

6 dem obengenannten Kloster alles mit Feldern, Wiesen, Wäldern, Weiden, Wegen, Gewässern und Wasserläufen, bewegliche und unbewegliche Habe, es sei bebaut oder unbebaut, voll und ganz, damit es (das Kloster) alles dies dort für ewige Zeiten besitze;

7 und zwar (übergebe ich es) in der Weise, daß ich davon jährlich für meine Lebenszeit einen Zins von 20 Schillingen entrichte. Und wenn ich irgendwann diesen Besitz zurückkaufen wollte, dann soll es mir erlaubt sein,

8 ihn mit 3 Wergeldern zurückzukaufen. Nach meinem Tode soll weder mein Kind noch mein Bruder noch irgendeiner von meinen Erben oder Nacherben die Erlaubnis haben,

9 die Besitzungen gegen Zins zu empfangen noch zurückzukaufen; sie sollen vielmehr nach meinem Tode uneingeschränkt für immer ohne jeden Widerspruch dem Kloster verbleiben. Wenn aber irgendjemand,

10 was ich nicht glaube, wenn also ich selbst oder jemand von meinen Erben oder Nacherben oder irgendeine Person durch Anfechtung diese Urkunde beeinträchtigen wollte, soll sie unter Mitwirkung des Fiskus eine hohe Buße entrichten,

11 sie soll nämlich gezwungen werden, 3 Unzen Gold und 5 Pfund Silber zu bezahlen und das, was sie zurückverlangt hat, (doch) nicht zurückverlangen; diese Urkunde soll vielmehr zu allen Zeiten unverbrüchlich gelten, nachdem sie genehmigt wurde. — Geschehen im Dorf

12 Nagold in aller Öffentlichkeit. Dabei waren diejenigen zugegen, deren Zeichen hierin enthalten sind: Zeichen Graf Gerolts, der als Urheber (der Schenkung) um Vornahme der Übergabe bat, Zeichen Bischof Aginos als Zeuge, Zeichen der Mutter Imma als Zeugin, Zeichen

13 des Grafen Berchtolt als Zeuge, Zeichen des Richters Arnold als Zeuge, Zeichen Walthers als Zeuge, Zeichen Irmindekans (des Dekans Irmin?) als Zeuge, Zeichen Puolos als Zeuge, Zeichen Ekilolfs als Zeuge, Zeichen Erichs als Zeuge, Zeichen Adalberts als Zeuge, Zeichen Friedrichs als Zeuge, Zei-

chen Eberhards als Zeuge, Zeichen Uros als Zeuge, Zeichen Helmcozs als Zeuge, Zeichen Adal-

14 berts als Zeuge, Zeichen Wilhelms als Zeuge, Zeichen Ekiberts als Zeuge, Zeichen Utos als Zeuge.—Ich Solomon, unwürdiger Diakon, habe dies im 16. Regierungsjahr Karls, des glorreichen Königs der Franken geschrieben und

unterschrieben und aufgezeichnet am Mittwoch, den 5. Tag vor den Nonen des Mai, unter Graf Gerolt.

(Der Zeilenanschluß in der deutschen Übersetzung konnte wegen grammatikalischer Unterschiede der beiden Sprachen nicht immer auf das Wort genau erfolgen. Eine Mittellösung erschien deshalb als gegeben.) Fortsetzung folgt.

Von schwäbischen Spitälern im allgemeinen und dem Ebinger Spital im besonderen

Vortrag vor der heimatkundlichen Vereinigung in Ebingen am 1. März 1955 mit kleinen Erweiterungen von Dr. Steltner

Sie alle, meine sehr geehrten Damen und Herren, sind wohl schon oft über unseren Spitalhof gegangen. Die meisten von Ihnen wissen auch, daß die Spitalmühle in der Unteren Vorstadt seit etwa zwei Jahren eine Kleinkinderschule aufgenommen hat. Die Älteren unter Ihnen entsinnen sich vielleicht noch der Spitalwiese, auf der jetzt Festhalle und Schloßbergerschule stehen, und des Spittelweiherles in der Gegend der Samfabrik Gottlieb Ott Sohn. Wo also stand der Spital? Was für eine Bewandnis hatte es mit ihm? Was waren seine Aufgaben? Wer hat ihn ins Leben gerufen? Gab es anderwärts auch Spitälern? In vielen Städten stehen oder standen Hospitalkirchen, z. B. in Tübingen und Stuttgart. Haben etwa auch die Hospize auf dem gr. und kl. St. Bernhard etwas mit dem Spital zu tun?

Lassen Sie mich also zunächst einiges über schwäbische Spitälern im allgemeinen sagen, damit sich nachher vom allgemeinen Hintergrund das Bild des Ebinger Spitals deutlicher abhebt. (Ich stütze mich dabei vorwiegend auf zwei Aufsätze von Bernhard Zeller in „Schwäbische Heimat“ 1951 S. 4 ff. und in der Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 1954 S. 71 ff.)

I.

Lassen Sie mich mit ein paar Bemerkungen zur Wortgeschichte beginnen. Auszugehen ist von dem latein. Wort *hospes*, gen. *hospitis*, das „Gast“, „Fremder“ bedeutet. Dazu wurde mittellateinisch „*hospitale*“ gebildet, das also Fremdenhaus, dann auch Armen- oder Krankenhaus bedeutet. Das gibt mittelhochdeutsch das *Hospital*, mit Weglassung der ersten Silbe auch das *Spital*, schließlich mit germanischer Betonung auf der ersten Silbe das *Spittel*. Das Wort kam aber auch auf dem Umweg über das Französische zu uns, und da es dort kein Neutrum gibt, hieß es un *hôpital*. Daraus hat sich auch bei uns teilweise der männliche Gebrauch „der Spital“ oder „der Spittel“ entwickelt. Auch *hospitium* = *Hospiz* bedeutet Fremdenherberge.

Im frühen und hohen Mittelalter war das abendländische Spital fast ausschließlich ein Teil der Kirche. Der Liebesdienst am notleidenden Nächsten, sei es ein Almosen für den Bettler, Betreuung von Kranken oder Aufnahme von Waisenkindern, galt vor allem den Klöstern als vornehmste Pflicht. An ihren Toren wurden zuerst arme und elende Menschen aufgenommen, beherbergt und gespeist. In Bebenhausen, Marchtal, Zwiefalten, Ochsenhausen, Weibenau und Lindau befanden sich solche alten Kloster- oder Stiftsspitaler. Das Augustinerkloster auf dem Michaelsberg bei Ulm wurde 1183 hauptsächlich gestiftet als *asylum peregrinorum in aeternum*, als ewige Zufluchtstätte für Pilger; ähnlich wurde 1271 auf dem Kniebis ein Chorherrenstift zur Betreuung armer Reisender begründet.

Doch waren bereits Jahrhunderte früher auch selbständige Anstalten ausschließlich für hospitalitische Zwecke ins Leben gerufen worden, so im Süden des schwäbischen Herzogtums auf den Alpenpässen. Aus dem 8. Jahrhundert ist ein Brief Papsi

Hadrians I. an Karl den Großen erhalten, in dem er um Schutz für die Alpenhospize bittet. 831 wird zuerst ein *Xenodochium* (Fremdenherberge) St. Petri auf dem Septimer erwähnt, der einst (vor der Eröffnung des St. Gotthard in der späten Stauferzeit) einer der meistbegangenen Paßwege von Schwaben nach Italien war. Besonders berühmt wurden die Hospize auf dem Großen und Kleinen St. Bernhard, die ein Bernhard von Menthou kurz vor dem Jahr 1000 gestiftet hat. Diese Alpenspitälern hatten ihren besonderen Charakter. Sie waren in einer Zeit, die das Gasthaus noch kaum kannte, in erster Linie Herbergen für Reisende und Pilger.

Die Spitälern unseres Landes, die im Hoch- und Spätmittelalter in großer Zahl gestiftet wurden, hatten mannigfachere Aufgaben. Ihr Entstehen ist eng mit dem Aufblühen der Städte verbunden.

Zunächst vorwiegend in Reichsstädten, bald auch in größeren Landstädten tauchen seit dem 13. Jahrhundert in rascher Folge Spitälern auf, die teils neu begründet wurden, teils, soweit sie klösterlicher Herkunft waren, nun größere Selbstständigkeit erlangten. In Ulm, Eßlingen, Schw. Hall und Schw. Gmünd, in Biberach, Buchhorn (Friedrichshafen), Ravensburg, Wangen, Rottweil und Markgröningen erwähnen die Urkunden des 13. Jahrh. Spitälern. Doch auch im gräflichen Tübingen wird schon 1292 ein Spital genannt, und wenige Jahre später solche in Waldsee und Mengen.

Gründer der Spitälern waren bald Herren, bald Städte, bald einzelne Bürger oder andere Gemeinschaften. In der Reichsstadt Heilbronn verkündet 1306 die Bürgerschaft mit stolzem Selbstbewußtsein: „Wir... die burger von dem rate ze Hailprunnen welen heben und machen ainen spitale“. 1350 hat Gräfin Katharina, die Gemahlin Graf Ulrichs IV., das Stuttgarter Spital neu gegründet. Zehn Jahre später stiftete Herzog Friedrich von Teck das Kirchheimer, 1480 Graf Eberhard der Ältere das Uracher Spital. 1494 die Truchsesse von Waldburg das in Wurzach. Von den Orden, die als eigentliche Spitalorden auf den Kreuzzügen entstanden, hatten die Johanniter Spitälern in Feldkirch, Rothenburg a. d. T. und Schw. Hall, der Deutsche Ritterorden in Mergentheim und Gundelsheim. Das Ergebnis dieses edlen Wettstreits war, daß gegen Ende des Mittelalters kaum einer Stadt ein Spital fehlte; für den Raum des heutigen Württembergs lassen sich mindestens 70 nachweisen. Mönche, Chorherren oder halbgeistliche Bruderschaften besorgten die Geschäfte der älteren Spitälern, die nach Recht und Vermögen als kirchliche Anstalten galten und dem Bischof unterstanden; der Rhythmus der täglichen Arbeit war durch Gebete und kirchliche Dienste bestimmt. Doch schon seit dem 13. Jahrh. bemühten sich die Städte darum, Einfluß auf die Spitalverwaltungen zu gewinnen und die alleinige Aufsichtsgewalt in ihre Hand zu bringen. Ein hartnäckiges Ringen um die Spitälern setzte ein, das oft Jahrzehnte dauerte, aber überall mit dem Sieg der weltlichen Macht, also zumeist der Städte, über die kirchlichen

Rechte und Ansprüche endete. Wie wirkte sich die Verbürgerlichung der Spitälern aus? Die Städte wünschten, daß die Werke der Nächstenliebe nicht mehr wahllos geübt wurden; nicht mehr der Arme an sich, sondern der arme Bürger hatte im Vordergrund zu stehen. Der mittelalterlichen *Caritas*, die unterschiedslos allen Bedürftigen galt, wurde nun durch die Stadtmauer Halt geboten. Zu Beginn des 16. Jahrh. beschloß der Rat der Stadt Ulm, niemand solle im Spital Aufnahme finden, der nicht 20 Jahre seßhafter Bürger gewesen sei. Im Biberacher Spital wurden Wöchnerinnen, die Biberacher Bürgerfrauen waren, drei Wochen betreut, Ausbürgerinnen zwei Wochen und Fremde nur eine Woche, zuletzt (ab 1588) überhaupt nicht mehr zugelassen.

Die große Masse der schwäbischen Spitälern, die erst im 14. und 15. Jahrhundert gestiftet wurden, brauchten diesen Verbürgerlichungsprozeß nicht mitzumachen. Sie beruhten auf weltlichen Stiftungen und waren von Anfang an städtisch. Trotzdem behielten sie kirchlichen Charakter; auch sie hießen „*pium corpus*“ (fromme Körperschaft), „*gotzhus*“ u. ä., hatten teilweise eigene Kirchen, Kapellen, Altäre und Friedhöfe und mußten anfangs als geistliche Güter ihren Besitz nicht versteuern.

Damit sind wir an dem Punkt, der zu den ganzen Kämpfen um die älteren Spitälern geführt hat. Die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Spitälern war oft recht bedeutend. So wollten die Städte ihre Spitälern nicht nur beherrschen, um deren Leistungen allein den Bürgern zugute kommen zu lassen, sondern auch um ihren Besitz und ihre Herrschaftsrechte in den Rahmen der städtischen Territorialpolitik einschalten zu können. Für die wirtschaftliche und politische Bedeutung der Spitälern einige Beispiele: Das Spital in Eßlingen kaufte Ende des 13. Jahrhunderts die Dörfer Möhringen und Vaihingen auf den Fildern, später noch halb Plochingen mit der Burg, Deizisau, Hohenheim, sowie Grundstücke, Güten und Zehnten in fast 150 fremden Orten. Der Rat von Biberach sprach durch Amtleute seines Spitals in 10 Dörfern Recht, während der Stadt selbst nur ein unbedeutender Weiler gehörte. Das Lindauer Spital besaß 1584 eine Gesamtzahl von 1084 Leibeigenen in 88 Orten, die für das Spital Frondienste leisten, eine kleine Kopfsteuer bezahlen und den Todfall (eine manchmal beträchtliche Abgabe an Vieh und Kleidung) geben mußten. Manche Spitälern erwarben das Patronat von Kirchen und verfügten damit nicht nur über deren Einkünfte, sondern konnten auch ihren Bürgersöhnen Pfarrstellen zuweisen.

Um die Wende der Neuzeit läßt die spitalisch-städtische Grunderwerbspolitik nach und wird in Alt-Württemberg durch Herzog Ulrich nach der Reformation ganz unterbunden. Dafür bauen nun manche von ihnen eine bedeutende Geldwirtschaft auf, sie werden zu Darlehenskassen für hoch und niedrig, für einzelne und ganze Gemeinden.

Die ursprüngliche Aufgabe der Spitälern bestand aber in Fürsorge für Arme und Notleidende. Die meisten hatten eine Siedenstube, größere Anstalten ein sog. „fallendes Haus“ für Fallsüchtige, ein „Narrenhaus“ oder „Blockhaus“ für Geistesranke, ein „Warzenhaus“ oder „Holzstube“ für Syphilitiker, ein Kinderhaus für Findelkinder und ein Kindbetteerstüblein. Vor allem aber waren die Spitälern Altersheime und Versorgungsanstalten für arme, alte und arbeitsuntaugliche Bürger, die sich nicht mehr allein durchs Leben schlagen konnten oder wollten.

Die Fassungskraft der Anstalten ist so verschieden wie ihre wirtschaftliche Ausstattung. Sie schwankt von 1, 3 oder 5 Insassen bis zu über 300. Manche großen Anstalten erlagen später einer inneren Gefahr: Sie wurden Pfründnerheime nicht für die

armen, sondern oft gerade für die reichsten Bürger; diese erkaufte sich sog. Herrenpfründen und haben damit die Einheitlichkeit und den inneren Frieden der Spitalbelegschaft empfindlich gestört, wenn diese sich, wie es manchmal geschah, in obere, mittlere und untere oder arme Pfründner differenzierte. Hettens die mittlern Pfründner schier so gut als wir“, nörgeln in einer empörten Beschwerde die Stuttgarter reichen Pfründner, als in einem Notjahr die Verpflegungssätze, bes. die Weinzulagen nicht ganz eingehalten werden konnten, und

die anspruchsvollen Herren konnten sich gar nicht darüber beruhigen, daß ihr Gemüse mit Schweineschmalz statt des üblichen Rindschmalzes geschmelzt wurde.

Mit den revolutionären Umwälzungen der napoleonischen Zeit und des Jahres 1848 hörten die spitalischen Grundherrschaften auf. Die Spitäler wurden im Lauf weniger Jahrzehnte zu einfachen Armenanstalten, Altersheimen und Krankenhäusern, mit deren Kapitalien zumeist Inflation und Währungsreform aufgeräumt haben.

(Schluß folgt)

Conrad Widerhold

Nach alten Berichten zusammengestellt und überarbeitet von F. Roemer

(Schluß)

Die Feinde waren keinen Augenblick vor dem unermüdlichen Widerhold sicher; jeden Umstand benützte er, um denen, die ihn umschlossen, zum Schaden zu sein. So ließ er eines Tages beim strengsten Schneegestöber etliche Dutzend seiner Verwegensten, mit weißen Hemden über den Waffen, ins Tal hinabsteigen, wo die Kaiserlichen mit Bohren von Pulverminen eifrig beschäftigt waren und an nichts weniger als einen Überfall dachten. Die weißen Hemden hinderten auch die kaiserlichen Wachen, im Sturm des Schnees der Twieler Ankunft zu sehen. Plötzlich sahen sich die wehrlosen Soldaten umschlossen und wurden allesamt vor ihren Bohrlöchern niedergehauen. Die Bohrer und Werkzeuge nahmen die Twieler mit hinauf in ihr Felsenest, womit die Weiterarbeit der Kaiserlichen gehemmt war. Das ergrimmte Sparr entsetzlich und gebot Sturm auf Sturm, bis endlich die Kaiserlichen dem Vorhof nahe kamen. In dieser Lage schickte Widerhold 100 Reiter, welche sich mutig in der Nacht durch die Belagerer hieben, nach Breisach, um von dem schwedischen General dort Entsatz zu holen. Dieser war auch alsbald bereit dazu und zog mit starkem Heer heran. Als den Kaiserlichen der Schweden Nähe bekannt wurde, packten dieselben eiligst auf und ließen einen großen Teil ihrer Kriegsvorräte den Heranziehenden zurück. Zugleich machte Widerhold einen wuchtigen Ausfall und bekam die von den Kaiserlichen vorgeschobenen Kanonen und Mörser nebst vielen Musketen, Granaten und anderem Kriegsgerät in seine Hände.

Diese zweijährige Belagerung blieb ohne jeden Erfolg. Sobald Widerhold wieder freie Hand hatte, brandschatzte er die umliegenden Orte, Konstanz um 1 000 Gulden, Salmannsweiler um 500, Lupfen um 800, Zeil und Wolfegg um 500 Gulden und unterstützte mit diesen Summen seinen in Straßburg lebenden Herzog, dem er einmal durch einen sicheren Landmann in einem ausgehöhlten Stocke über 1 000 Dukaten sandte.

Um diese Zeit schickte Widerhold eine Schar seiner Leute nach Blaubeuren, die Schätze des dortigen Klosters zu holen. Diese brachten sogar den Abt und dieser bekam Quartier auf der Festung, wurde jedoch von Widerhold bestens bewirtet und gegen ein bedeutendes Lösegeld nach drei Monaten wieder freigegeben. „Wahrlich, sagte dieser bei seinem Abschied zu Widerhold, Ihr seid mir ein teurer Mann geworden; wärt Ihr kein Ketzler, so wollt ich Euch als Freund in mein Hertzblättlein schreiben!“

Ein Jahr später, 1639, gaben die mit Widerhold verbündeten Franzosen den herzoglich weimarischen Prinzen zu Tuttlingen ein Fest. Die Verbündeten schmausten bis Mitternacht. Da wurde plötzlich Alarm geblasen. Die Kaiserlichen unter Johann von Werth standen vor den Toren, drangen ein und 200 Offiziere fielen in Gefangenschaft, der Proviant, die Kriegskasse, die Munition gingen verloren und 16 Regimenter der besten Wehrleute wurden zersprengt. Als

Widerhold dies erfuhr, überfiel er die Kaiserlichen ebenso unvermutet, brachte ihnen eine große Niederlage bei, erbeutete einige Kanonen und befreite 1500 gefangene Weimaraner, die er mit Waffen versah und entließ. Auch Stockach wurde in diesem Jahr heimgesucht.

Er stiftete seinen Widersachern mehr Schaden, als man sagen konnte; denn durch seine Überfälle sahen sich die Kaiserlichen nie sicher im ganzen Oberlande; daher denn ein fünfter Zug gegen den Verrufenen und Gefürchteten von Seiten des Kurfürsten von Bayern unternommen wurde. Zu diesem Unternehmen mußte aber der Herzog von Württemberg selbst, als Mitglied der schwäbischen Stände, monatlich 3 000 fl. leisten, um seinem getreuen Widerhold seine Burg zu entreißen, die er gutwillig nicht abgeben wollte, weder dem Herzog von Württemberg, seinem Herrn, noch den österreichisch-bayerisch Verbündeten. Hohentwiel wurde ernstlicher als je belagert; dabei aber nicht unterlassen, dem mannhaften Verteidiger enorme Summen und hohe Ehrenstellen anzubieten, um sein gefährliches Nest zu bekommen.

Als dies alles nichts fruchtete, ließ man Widerhold wissen, daß man seinem Herzog sein ganzes Land zurückgeben würde, wenn er einen österreichischen Mitkommandanten aufnehmen und die kaiserliche Besatzung in Württemberg in Ruhe lassen wollte. Widerhold antwortete: „Man hat meinem Herrn mit Unrecht sein Land weggenommen und sein Will ist deshalb kein freiwilliger. Ich hoff ihm treu zu dienen bis auf bessere Zeiten. Wie man dem Lande Württemberg tut, so tue ich wieder den Orten meiner Feinde, und wie man jene plagt, so plage ich diese. Ich kann auf nichts eingehen, bis daß Eberhard seine volle Freiheit und dem Land und den Evangelischen Frieden worden ist.“ Als die Kaiserlichen sahen, daß auch diesmal mit dem „knaupigen Ziegenhainer“ nichts zu machen sei, zogen sie ab; Widerhold aber jagte ihnen nach und nahm ihnen den Proviant nebst sechzig Pferden weg.

Außer diesen wären noch viele andere Belagerungen dieser Feste und Raubzüge ihres Kommandanten zu schildern. Einmal hätte es jedoch Widerhold schlecht ergehen können. Er hatte die Seinen über den gefrorenen See auf die Insel Reichenau geführt, wobei ihnen großes Gut in die Hände fiel. Auf dem Rückzug brach aber das Eis und sechzehn seiner Leute ertranken. Er selbst rettete sich nur durch seine Behendigkeit und Klugheit. Er ließ die Soldknechte die Spieße auf das Eis legen, auf welchen sie sodann wie auf einer Brücke hingingen.

Später verlangte der Kaiser in einem ausführlichen Schreiben die Auslieferung vornehmer Gefangener. Widerhold willigte aber keineswegs in das Verlangen des Kaisers. „Mein Absehen, schrieb er, geht einzig und absonderlich dahin, wie das zerrissene Herzogtum Württemberg wieder zusammenzubringen, viel tausend bedrängten Seelen Ruhe gebracht und weiteres Blutvergießen verhütet werden möge.“

Endlich, nachdem Widerhold 1639 bis 1644 sechsmal belagert worden war, und die Siege der Evangelischen sich immer mehr ausbreiteten, so daß der Kaiser selbst von Wien nach Graz fliehen mußte, brachten es die Gesandten Herzog Eberhards dahin, daß Württemberg dem Herzog wieder ungeschmälert zurückgegeben wurde. Hätte aber Widerhold nicht mit dem Schwert zwölf Jahre lang die Federn zugeschnitten, mit welchen man die Friedensbedingungen schrieb, so hätte alles Reden der Herren nichts geholfen und Württemberg wäre vielleicht ein österreichisches Lehen geblieben. Zur großen Freude des ganzen Landes wurde im Herbst des Jahres 1648 der allgemeine westfälische Friedensschluß unterzeichnet und ausgerufen, und nach 16 ernen Jahren, den 4. Juli 1650, übergab Widerhold die ihm anvertraute Festung seinem Herzog, seinem Worte getreu, Hohentwiel niemand zu öffnen, als allein seinem rechtmäßigem Herrn.

Eberhard wunderte sich nicht wenig über die Verbesserung der Ökonomie- und Festungsbauten auf Hohentwiel, als er die Feste besuchte und war herzlich froh, wieder im freien Besitz derselben zu sein. Er hängte Widerhold eine goldene Kette mit der Friedensdenkmünze um den Hals und ernannte ihn zum Kriegsrat und zum Obervogt von Kirchheim, belehnte ihn mit den Rittergütern Neidlingen, Randeck und Ochsenwang und erhob ihn in den Adelsstand.

Auch als Vogt und Amtmann zeigte sich Widerhold, der froh war, den Rest seines Lebens in der Stille zubringen zu können, als ein Vater und Helfer der Witwen, Waisen und Verlassenen. Er ließ den Heimatlosen Wohnungen bauen, wies ihnen verödete Felder an und errichtete Schulen für die Jugend. Wo er einen Bettler sah, führte er ihn ins nächste Dorf und setzte ihn in eines der vielen verlassenen und ausgestorbenen Häuser ein. Ließ sich dieser Bettler zum zweiten Mal treffen, so wurde ihm, wenn er arbeiten konnte und nicht wollte, Hiebe zuteil. Dreiundfünfzig Jahre war Widerhold alt, da er nach Kirchheim kam und sechzehn Jahre waltete er noch daselbst im Segen. Im März 1666 starb ihm seine treue Hausfrau Anna. Ihr Tod mahnte ihn auch an sein Ende. Er verfaßte sein Testament und gedachte darin der Hohentwieler und Kirchheimer mit ansehnlichen Summen. Für Kirchheim aber hat Widerhold zum Besten der studierenden Jugend ein Kapital von 15 000 Gulden vermacht.

Im Mai 1667 befahl den sonst so gesunden Mann eine anfangs unbedeutende Krankheit, bald fühlte er aber ein Abnehmen der Kräfte und machte sich auf sein Ende gefaßt. Schon früher hatte er sich an der Stadtkirche zu Kirchheim ein Grabgewölbe erbauen lassen, auf welchem sein Wappen mit einem steigenden Widder angebracht war. Zehn Tage vor seinem Tode sagte er: „Izt werd ich bald mein selbst erbaut Häuslein beziehen, und neb' der Hüll' meiner treuen Hauswirtin in ewigem Frieden ruh'n. Mein Epitaphium soll heißen:

Der Widder Abrahä ist meine Zuversicht,
Daher ist Gojt mir hold, trotzdem der
widerspricht.“

Widerhold verschied am 13. Juni 1667; die ganze Bevölkerung fand sich bei dem Leichenbegängnis ein. Nebst vielen hohen Herren ging auch Herzog Ludwig, der ihn auch während seines Krankenlagers besucht hatte, mit seinem ganzen Hofstaate hinter dem Sarge.

Noch jetzt nach drei Jahrhunderten, ist Conrad Widerhold im Volke unvergessen. Lange Zeit verband sein Name für jeden Württemberger den Begriff unwandelbarer Treue, besten Soldatentums und anständiger menschlicher Gesinnung. Im Jahr 1834 wurde vor der Stiftskirche in Kirchheim an

die Stelle des alten Denkmals Widerholds ein neues gesetzt, das die Bildnisse des Helden und seiner Gattin aus Marmor gehauen darstellt. Auf zwei Steintafeln ist zu lesen:

Der Kommandant zu Hohentwiel,
Fest wie sein Fels, der niemals fiel,
Des Fürsten Schild, des Feindes Tort,
Der Künste Freund, der Armen Hort,
Ein Bürger, Held und Christ, wie Gold:
So schläft hier Conrad Widerhold.

Sanft ruht auch seines Hauses Zier,
Frau Anna Armgart Burkhardt hier.
Von Delmenhorst war ihr Geschlecht,
Im Glauben rein, von Tugend echt. —
Gott über dir, du edles Paar,
Im Segen bleibt ihr immerdar!

Diese Inschriften sind von dem Dichter Albert Knapp, damals Pfarrer in Kirchheim,, die gelungenen Büsten von Professor Theodor Wagner, dem berühmten Schüler Danneckers, nach einem auf dem Rathaus befindlichen Originalgemälde gefertigt. —

Die Wasserversorgung unserer Heimat

Von Hans Müller

(Fortsetzung)

Sie bringen der zwischen Möhringen und Fridingen versickerten Donau einen willkommenen Wasserzuschuß. Die Häufigkeit so kräftiger Karstquellen an diesem nach NO gerichteten Abschnitt der Donau wundert den Geologen nicht, denn er weiß, daß die Juraschichten nach SO hin einfallen und somit das unterirdische Wasser in dieser Richtung abfließt. Es strömt aber sehr in der Tiefe und wird deswegen nur von den tiefsten Landschaftseinschnitten „erwischt“. Hier spendet es dafür auch reichlich und zuverlässig Wasser, denn das Einzugsgebiet kann sehr groß sein. Für den Großschmiedebrunnen wird es zwar an der Oberfläche vom Hirschsteigtal (ab Irrendorf) und Finsteren Tal (zwischen Beuron und Hausen im Tal) begrenzt, aber es kann sich viel weiter erstrecken und sogar mit andern Karstgerinnen zusammenhängen. Nordöstlich über der Quelle liegt der Eichfels, an dem ein Albvereinsweg vorbeiführt. Etwa 400 m talauf entspringt der Klein schmiedebrunnen, der sich im Altwasser einer verlassenen Donauschlinge verliert. Der Großschmiedebrunnen hingegen bildet sofort einen Bach, der mit 2 m Breite und 60 cm Tiefe unter der Straße und Eisenbahn hindurch zur Donau strebt, der sich aber seltsamerweise wenige Meter vom Fluß entfernt nochmals überlegt und noch 2 km dicht neben der Donau herfließt, beim Talhof die Donauschlinge schneidet und am Weiler Langenbrunn ein kleines Pumpwerk für das Schloß Werenwaag treiben muß, bevor er in die Donau entlassen wird. An seinem Ursprung ist der Großschmiedebrunnen schon einmal gefaßt worden und versorgt bereits die Gruppe „Großer Heuberg rechts der Donau“ mit Wasser. Die Quellnische ist mit sehr schroffen Wänden in 10-11 Steilhang eingelassen, aus dem sich 100 m höher die Riffe senkrecht erheben. Der junge Fichtenwald an dieser Stelle, rundum von bodenständigem Mischwald oder reinem Buchenwald umgeben, deutet auf einen Rutsch vor etwa 40 Jahren. So etwas kommt in der Alb öfter vor. Nur wenige Schritte über die Straße steht ein Grenzstein, der eine „Dreiländerecke“ bezeichnet: Württemberg, Hohenzollern, Baden. Tatsächlich wird diese Quelle auch Orte in diesen drei Ländern versorgen. Kann der Staat Baden-Württemberg schön verwirklicht werden? Um Verunreinigungen aus dem Grundwasser der Donau-Talsole zu vermeiden, mußte die Quelle

Widerhold hinterließ keine Kinder. Auf seinen Wunsch wurde sein Vetter Georg Widerhold zum Kommandanten von Hohentwiel ernannt. Auf ihn ging auch der Familienadel über; Nachkommen leben noch jetzt in Württemberg. Eine genaue Beschreibung der Feste Hohentwiel und die Erzählung ihrer historischen Schicksale finden unsere Leser in der Beschreibung des Oberamtes Tuttingen (1879).

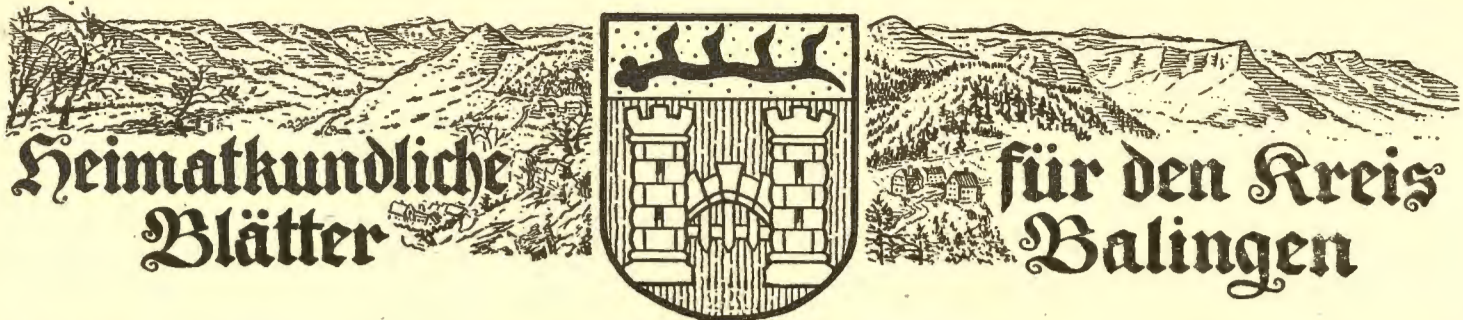
So hatte Württemberg sein Fortbestehen damals der Feste Twiel und deren Kommandanten zu verdanken. Wenn in unseren Tagen erwogen wird, den Berg und den nahe gelegenen Bruderhof an den bisher badischen Kreis Konstanz und damit an die Stadt Singen bei einer allgemeinen Bereinigung der Verwaltungsgrenzen des Landes abzutreten, so bedeutet dies für jeden Württemberger ein großes, aber einer großen Sache würdiges Opfer. Aber wie in den Zeiten des alten Reiches wird der Hohentwiel auch künftig als Sinnbild der Einigkeit unseres Staates Bedeutung haben und Widerholds Geist mag ihm dazu den geistigen Rang des Vorbildes gewähren.

so tief wie möglich gefaßt werden. Es wurden drei Bohrungen dicht nebeneinander durchgeführt; eine mit 50 m Tiefe erbrachte nichts, die zweite mit 20 m nicht viel, die dritte mit ebenfalls 20 m jedoch mindestens 200 l/s., normalerweise aber mehr und in nassen Zeiten ein Vielfaches davon. Die 200 l/s. ergeben auf einen Tag umgerechnet 17 280 cbm, das heißt, ein Hochbehälter von 1000 cbm oder 1 000 000 Liter könnte von der ganzen Quelle in 1 Stunde 23 Min. 2 Sek. gefüllt werden, wenn ihr das Wasser im Tempo des Zufließens weggenommen wird. Der Hochbehälter könnte theoretisch pro Tag 17mal gefüllt werden! Es werden ihr zunächst nur zwei Fünftel der Kleinstschüttung entnommen und man wird es dem Großschmiedebrunnenbach kaum anmerken, daß er 49 Gemeinden zusätzlich mit Wasser versorgt! Die Schachtarbeiten und Bohrungen haben geologisch interessante Tatsachen aufgedeckt. Zunächst stieß man auf Hanggeröll, das sich nach unten in gelben Lehm eingebettet noch 6 m unter die Talsole fortsetzt. Dann erst setzen Felsen ein, zunächst lockere Gesteinsbrocken, dann immer kompakter. Was bedeutet dies? Daß die Donau früher ein tieferes Tal hatte als jetzt und daß sie es inzwischen aufgefüllt haben muß. Der Lehm oder Mergel auf dem Talgrund mag dazu beigetragen haben, daß diese Karstquelle vor ihrem Einmünden in den Fluß aufgestaut und dadurch ergiebiger gemacht worden ist. Der Gesteinsschutt besteht zum Teil aus dolomitischem Kalk mit sandigem Griff, teils aber aus marmorartigem, dichten Kalkstein. Dicht über der Quelle ist die Bodenkrume außerordentlich schwach, was bei der Steilheit nicht verwunderlich ist. Man staunt, wie sich die Buchen hier noch ernähren und festhalten können. So kam es auch, daß im vorigen Sommer ein Sturm die an Buchenstämmen verankerte Verschalung der Quellnische einfach zusammenriß. — Die Güte des Quellwassers läßt nichts zu wünschen übrig. Auch hier ist natürlich viel vorübergehende Härte (12,7 dH°), aber ebenso wie im Bäratal nur sehr wenig (1,6 dH°) bleibende Härte vorhanden. Eisen und Mangan fehlen. Bakterien, die sich auf der Alb niemals ganz umgehen lassen, wurden nur in sehr geringer Zahl gefunden, und zwar im Tiefenwasser noch weniger als im Oberflächenwasser. Offenbar hat das Wasser einen weiten unterirdischen Weg zurückgelegt. Über dem Einzugsgebiet liegen nur wenig menschliche Siedlungen und zunächst noch keine Industrie. — In die Quellbo-

hrung wird ein Rohr mit 1 m Durchmesser eingesetzt, das sich nach unten etwas verjüngt. Bei etwa 18 m Tiefe steht eine Pumpe im Wasser, deren Welle oben von einem Elektromotor angetrieben wird. Er benötigt keine Wartung, da er vom Pumpwerk Hammer ferngesteuert werden wird. Durch ein Steigrohr von 40 cm Durchmesser wird das Tiefenwasser heraufgedrückt; die Saugarbeit fällt also für die Pumpe weg. Aber dies ist nur der geringste Teil der Arbeit dieser im Wasser stehenden Pumpe (neben ihr ruht noch eine Reservepumpe); sie hat das Wasser außerdem noch 251 m hoch zu drücken, nämlich bis zum Hochbehälter Ellmaid bei Irrendorf. Das ergibt 2700 Liter bzw. kg Wasser über jedem qdm oder 27 atü (in Wirklichkeit etwas mehr)! Wenn so ein Rohr einmal platzt, können gußeiserne Stücke mit der Gewalt von Granatsplittern umherfliegen. Die Rohrweite ist bis zum Hochbehälter 350 mm, die Rohrdicke muß nach unten hin stetig zunehmen. Nun steigen wir im Leitungsgraben bergan. Er führt zweimal auf seinem Wege derart steil in die Höhe, daß man sich kaum vorstellen kann, wie die Arbeiter das fertiggebracht haben. Jeder Felsbrocken, der herausgepickelt oder -gesprengt wurde, hatte hier den unwiderstehlichen Drang, sogleich den Berg hinab zu rasen. Stellenweise kommen 100 m Steigung auf nur 450 m Entfernung. Der ganze Untergrund ist hier Gestein, die Zwischenräume von wenig Lehm ausgefüllt, der in der Tiefe gelblich, weiter oben von wieder ausgefälltem Kalk grau aussieht; alles ist mit feinem Grus durchsetzt. Oben auf der Alb „tafel“ gehen die kantigen Brocken in gerundete Formen über, ein Zeichen von früherem Oberflächenwasser auf den Höhen und Terrassen. Der Wasserleitungsgraben durchschneidet immer wieder aufgesetzte Buckel aus Marmoralk. Eigenartig ist die 770 m hoch gelegene Mulde Hirschtal südlich Irrendorf. Sie ist in weitem Umkreis von Riffen eingefriedigt; auf deren nördlichem Abschnitt liegt der Ort selber. Der Untergrund der Mulde ist zunächst Braunerde, die oben eine Humusdecke trägt. Diese ist aber auf 40 m Erstreckung von grobem Geröll überlagert, was nur eine mächtige Wasserflut getan haben kann. Dann setzen gegen W urplötzlich blaßgelbe, völlig steinfreie Mergel ein, die dann unter dem Rifftrand verschwinden, wo aber plattige Kalksteine unterlagern. Wir haben es hier mit dem obersten Jura und vielleicht einem Rest aus der Tertiär zu tun. Über der Braunerde sind Wiesen, die über dem Mergel schlagartig in Äcker übergehen! Die Bauleitung hat auf der Höhe noch genug Schwierigkeiten zu überwinden: Ständig wechselt die Beschaffenheit des Untergrundes, die Abwässer von Irrendorf mußten gefaßt und abgeleitet werden, damit sie an der Wasserleitung keine Störung verursachen können. Das tiefe Tal der Straße nach Beuron war zu queren; auf den bewaldeten Buckeln macht die Zufuhr der schweren Röhren Mühe, weil feste Wege fehlen. Liebe Hausfrau! Wenn du wüßtest, was alles dazugehört, bis in deiner Küche das Wasser fließt! Aber nun sind wir endlich am Hochbehälter angelangt. Er ist rund wie ein Zirkus, weil das bauliche Vorteile bietet und Material einspart. Der 854 m hohe Buckel heißt Ellmaid, hat aber mit einem schönen Mädchen nichts zu tun, denn eine andre Schreibweise heißt Ellmöde. Hier biegt die Leitung zum Pumpwerk Hammer ab und hat stetiges Gefälle, so daß das Wasser von selber weiterfließt.

(Schluß folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Vom Affenschmalz-Stein zu Ebingen

Von Joh. Adam Kraus

Im Sakristeigelaß der Ebinger Martinskirche links vom Chor ist der Grabstein eines Ritters in eine alte Fensternische eingelassen, deren oberer Teil noch in gotischem Maßwerk St. Martin mit dem Bettler darstellt. Der Stein trägt den merkwürdigen Namen „Affenschmalz“. Das Holzrelief desselben zeigt einen Adligen von mittlerer Größe in voller Rüstung, der auf einem Hunde steht, was angeblich den Inhaber der Niedergerichtsbarkeit kenntlich machen soll. Das leider am Kinn etwas verstümmelte, leicht nach rechts gewandte Gesicht ist vom geöffneten Helmvisier beschattet. Die in die Hüfte gelegte Rechte trug ehemals ein Schwert oder einen Dolch, dessen Ansatzpunkt an der Brust noch sichtbar ist. Auf dem linken Unterarm ruht der Wappenschild in Tartschenform, der einen Ring über einem kleeblattähnlichen Dreieck enthält. Die Umschrift am äußeren Rande des Steins lautet in gotischen Minuskeln: „anno domini mccccxlii uf sant hylarientag starb hainrich von ringelst(ain) ge-(nannt) affenschmalz, edlknecht, dem got gnedig sy“. Der Todestag ist demnach der 14. Januar 1413 gewesen. Nach einer sehr späten, nicht besonders guten Überlieferung des 18. Jahrhunderts soll der Ringelsteiner in einem Treffen in der Nähe des benachbarten Hartheim auf dem Heuberg von Rottweilern durch einen Pfeilschuß ums Leben gekommen sein.

Wer war nun dieser Heinrich von Ringelstein, den man Affenschmalz nannte? Genaue Nachforschungen ergaben, daß es sich um das Glied eines zollerischen Dienstmannengeschlechts handelt, das seit dem 13. Jahrhundert in der Gegend um Ringingen bis Hechingen vorkommt und im 15. Jahrhundert zu Hechingen im Bürgerstand aufging. Noch 1743 tauchte zu Ringingen eine Ringelsteinerin auf. Die Burg Ringelstein lag nicht etwa bei Jungingen, wo die alte Stammburg der Herren von Jungingen auf Karten irrig den Beinamen Affenschmalz führt, sondern auf Gemarkung Ringingen (12 km nordöstlich von Ebingen) rechts von der Straße Burladingen—Ringingen hoch an der Kästlesbühl-Halde. Heute grüßen nur noch einige Mauerreste des Turmes ins Tal herab, die „Aloises Schlöble“ genannt werden. Eine Beschreibung findet sich in den Blättern des Schwäbischen Albvereins 1930 Seite 244 ff.

Lange Zeit nannte sich die Familie auch nach dem 5 km entfernten Dorfe Killer im Starzeltal, wo am alten Ortseingang vom Bahnhof her links in einem Garten noch ein Rundgraben zu sehen ist. Als erster erscheint ein Albertus de Kilwilre (Kirchweiler, zusammengezogen Killer; hier lag nämlich die Pfarrkirche des ganzen oberen Starzeltals von Hausen bis Jungingen einschließlich!). Er war am 17. August 1241 im Gefolge des Kaisers Friedrich II. im Lager vor Tibur. Im Jahr 1256 wrd ein Heinrich von Kilwylre als Kaplan auf der Zollerburg erwähnt. Obiger Edelknecht Heinrich, der niemals den Ritterschlag erhielt, war im Jahr 1409 mit dem zollerischen Mannlehen Ringelstein vom Grafen von Zollern belehnt worden

und nannte sich von da an meist „von Ringelstein“, vorher „von Killer“ oder „von Ringingen“. Er taucht als Reiterführer Affenschmalz aus der Diözese Konstanz im päpstlichen Heer in Italien am 13. März 1375 auf, wird aber dann 1378 in der Heimat mit Herren von Ow zusammen erwähnt. 1380 siegelte er am 18. Mai als „Hainz von Killer genannt Affenschmalz“ neben Renhard von Melchingen und zwei Herren von Hölstein für drei Fräulein von Werstein. Man vermutet, daß Heinrichs Bruder jener Albert von Killer war, der 1377 in der Ritterschlacht vor den Toren Reutlingens fiel. Warum Heinrich gerade in Ebingen sein Grab erhielt, ist nicht bekannt. Man weiß lediglich von seinem Verkauf des Ganasgutes zu Ringingen im Jahr 1404 an die Martinspflege Ebingen, die dann in der Folge in Ringingen 9 Lehnhöfe mit den Wäldern um den Ringelstein besaß. Ursprünglich stand der Grabstein rechts im Chor an der Südwand. In Ringingen stiftete der Edelknecht mit seiner zweiten Frau Elsa der Unrain und dem Sohn Kaspar von Killer im Jahr 1406 einen Familienjahrtag, der bis 1923 bestand, wo ihm die Inflation ein Ende machte. Ein weiterer Sohn Melchior erscheint von 1431 an als Propst des Klosters Denkendorf, das be-

kanntlich für die Kapellenkirche zu Ebingen zuständig war. Wer noch mehr über die Familie zu wissen wünscht, lese das Hohenzollerische Jahreshaft 1954 S. 103-141.

Noch bleibt ein Wort über den merkwürdigen Beinamen Affenschmalz zu sagen, für den man schon die verschiedensten Erklärungen versuchte, die aber alle „einen Haken“ haben. Einige dachten an „Augendienner“, weil Geiler von Kaisersberg Schmeichelei mit „Affenschmalz“ bezeichnet, während Sebastian Brant um 1495 die zu seiner Zeit aufkommende Schminke der Männer als „Affenschmalz“ verspottet. Unser Name liegt jedoch vier Generationen vor der Äußerung obiger Schriftsteller. Außerdem führt Heinrich den Namen mit Stolz, was gegen einen Spottnamen spricht. Auch ist schwerlich einzusehen, wie die päpstliche Kanzlei in ihrem Belobigungsschreiben von 1375 ihn mit „Affschmalz“ anreden könnte, wenn dies ein Schimpfname wäre! Eine Verballhornung aus dem Italienischen hat immer noch das Meiste für sich. Affe bedeutet dort soviel wie wahrlich, smalto aber ist gleich Schmelz oder Kitt. Vielleicht hat unser Held seinen Beinamen von einem schwäbischen Kraftwort, das er wohl italienisch geradebrecht haben mag, wie etwa: „Affe smalto! = Jo, an Dreck!“ Man vergleiche den Namen des Herzogs Heinrich X von Bayern, genannt Jasomirgott! (Wieder sei auf das genannte Jahreshaft verwiesen.)

Von schwäbischen Spitälern im allgemeinen und dem Ebinger Spital im besonderen

Vortrag vor der heimatkundlichen Vereinigung in Ebingen am 1. März 1955 mit kleinen Erweiterungen von Dr. Stettner

II.

Nach diesem Überblick über die schwäbischen Spitälern im allgemeinen lassen Sie mich noch etwas auf die Geschichte unseres Ebinger Spitals eingehen, soweit das auf Grund der erhaltenen Urkunden und Akten möglich ist. Diese Einschränkung ist erheblich. Man scheint in früheren Zeiten nicht allzu peinlich mit alten Akten und Urkunden umgegangen zu sein. Daß die Grundstücksurkunde für unseren Spital fehlt, daran mag vielleicht jener große Rathausbrand des Jahres 1578 schuld sein, bei dem „neben dero von Ebingen Parschafft vnd Sylber geschürr“ auch der Stadt Documenta verbrennt worden“. Daß aber kein Lagerbuch, d. h. ein Verzeichnis sämtlicher Besitzungen, Rechte und Einkünfte erhalten geblieben ist, liegt ohne Zweifel am Mangel an geschichtlichem Verständnis. So müssen wir vieles aus den Spital-Rechnungen mühsam zusammensuchen, die uns ab 1600 in ziemlicher Vollständigkeit zur Verfügung stehen. Als Ersatz für die Originalurkunden haben die Ebinger gegen Ende des 17. Jahrh. ein Dokumentenbuch angelegt, in das sie die wichtigsten noch vorhandenen Urkunden abschreiben ließen und das noch in der Altregistratur des Rathauses steht. Daß aber solche Abschriften das Original nicht ersetzen können, dafür bietet gerade unser Spital ein schlagendes Beispiel:

Seine zweitälteste Urkunde von 1412 trägt im Dokumentenbuch die Überschrift: Die

Pfleger des Spitals überlassen der Pfisterin des Spitals Katharina Strichin und ihrem Sohn Hans Pfister die Nutznießung von 12 Malter Vesen Gült aus dem Zehnten zu Schwenningen. Ich habe mich anfangs gewundert, daß es hier eine Pfisterin des Spitals geben soll, denn Pfister, lat. pistor, bedeutet Bäcker. Sollte der hiesige Spital gleich so groß gewesen sein, daß man einen eigenen Bäcker brauchte? Das war höchst unwahrscheinlich. Und doch stand es so da. Nun hat sich aber im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart und zwar nicht unter Ebinger, sondern unter Tuttlinger Beständen die Originalurkunde gefunden. Da aber las ich nicht „die Pfisterin“, sondern „die Stifterin“ des Spitals. Es konnte also keinen Zweifel geben, hier stand schwarz auf weiß, oder richtiger gesagt auf dem Gelb des alten Pergaments der Name der Stifterin des Spitals: Frau Katharina die Strichin. Übrigens hatte man noch um 1800 dunkle Kunde, daß einst eine vornehme Dame den Spital gegründet habe. Die beiden ältesten Urkunden des Spitals erlauben uns nicht bloß die Feststellung, daß dies um 1410 geschah, sondern auch Vermutungen über die Beweggründe, die die Stifterin zu ihrem Entschluß geführt haben. Ich möchte deshalb etwas näher auf die beiden Urkunden eingehen.

In der ersten von 1411 verschreiben die vier Pfleger des Spitals der Frau Katharina der Strichin, der Witwe des Burk Strich,

und ihrem ehelichen Sohn Hans dem Pfister ein Leibgeding dafür, daß sie dem Spital ihren gesamten Besitz verschrieben hat. Nach genauen Angaben über dieses Leibgeding (16 Pfd. Haller, 15 Malter Korn Ebinger Meß, hälftig Vesen und Haber, $\frac{1}{2}$ Fuder guter Wein) folgen weitere Pflichten, die der Spital übernimmt. Man soll Katharina die Strichin und Hans Pfister, ihren Sohn, ihrer beider Lebtage im Spital beherbergen und ihnen gut Gemach geben mit einer besonderen Stube, mit Kammern und anderen Gemächern, wie sie dessen bedürfen, auch sie mit Holz versorgen und Steuern, Dienste und Wachen für sie übernehmen. Wenn der Hans Pfister seine Mutter überlebt, soll man ihm in dem genannten Gemach eine eigene Pflegerin geben, die ihn getreulich und wohl pflege und versorge mit Essen, Trinken, Betten und allem, was er braucht. Wenn dem Hans Pfister nicht zuteil wird, was er braucht an Behausung, Pflege, Beholzung u. a., sollen die Pfleger das vor den Kirchherrn (Pfarrer), den Rat und den Schultheißen bringen.

In der zweiten Urkunde von 1412, die ich schon erwähnt habe, überlassen die Pfleger des Spitals die Nutznießung von 12 Malter Vesen Gült aus dem Zehnten zu Schwenningen, die Katharina die Strichin, Stifterin des Spitals, bezahlt hat, dieser und ihrem Sohn zu lebenslanger Nutznießung. Auch wird ausbedungen, daß Katharina die Strichin für sich und ihren Sohn eine Pflegerin zu sich nehmen darf, wenn sie will, die sie beide pflege und ihnen tue, was sie brauchen.

Aus diesen beiden Urkunden ergibt sich deutlich, daß der Hans Pfister pflegebedürftig war, wahrscheinlich auch die Stifterin selbst. So liegt der Schluß nahe, daß sie zunächst die Sorge um ihren pflegebedürftigen Sohn zu dem Entschluß geführt hat, ein Spital zu stiften, damit ihm eine ausreichende und zuverlässige Pflege durch die Gemeinde verbürgt sei. Eine andere Vorstellung wird mitgespielt haben, wie wir aus Tausenden ähnlicher Urkunden schließen dürfen: nämlich die Hoffnung, bei der letzten Abrechnung vor dem Herrgott diese gute Tat für sich verbuchen zu können.

In beiden Urkunden werden vier Pfleger erwähnt, darunter an erster Stelle in beiden Konrad von Emmingen, Kirchherr und Dekan hier. Dieser Mann ist von 1382 bis 1419 als Ortsgeistlicher nachzuweisen. In seine Amtszeit fällt (1382) die Stiftung der Kapelle (Kapellkirche), fällt die erste Erwähnung der Siechenkapelle (1405) und damit wohl auch des Siechenhauses bei der heutigen Unoth, fällt wahrscheinlich auch die Stiftung zweier Altäre in unsere Martinskirche. Das legt die Vermutung nahe, er sei der spiritus rector, der Anreger zahlreicher Stiftungen und so auch des hiesigen Spitals gewesen. In allen übrigen Urkunden des Spitals kommen keine Geistlichen mehr als Spitalpfleger vor, ein Zeichen dafür, daß hier von Anfang an die bürgerliche Gemeinde das entscheidende Wort über den Spital zu sprechen hatte.

An die zweite Urkunde möchte ich noch eine Bemerkung knüpfen, die streng genommen nicht hergehört und die doch das Interesse vieler Ebinger finden wird: Jene jährliche Einnahme von 12 Malter Vesen aus dem Schwenninger Zehnt, die Katharina die Strichin 1412 dem Spital gestiftet hat, wurden nach der Reformation zu einer Brotspende an Arme und Schulkinder verwendet; diese lebte unter der Bezeichnung Pfefferlesbrot bis zum Beginn des 2. Weltkriegs weiter.

Wir dürfen also jene Frau Katharina aus dem niederadligen Geschlecht der Strich (Streich; ursprünglich Ortsadel von Streichen nach Mitteilung von Dr. Jänichen, Tübingen) mit gutem Recht unter die frühen Wohltäter der Stadt rechnen.

Unser Spital gehörte nicht zu den großen, hatte keine Herrschaft über ganze Dörfer, aber es besaß immerhin etliche Höfe, die

ihm durch Kauf oder Schenkung zugeeignet wurden: hier das Strichengut, also ein Gut, das ursprünglich der Familie Strich gehört hatte, und den Walchhof, der irgendwo vor dem Oberen Tor gelegen haben muß, dann Höfe in Ittenhausen, Benzigen, Frohnstetten, Winterlingen, Lautlingen, Onstmettlingen, Tailfingen, zwei besonders stattliche Höfe in Stetten a. k. M. und Nusplingen, Weinberge in Überlingen und im Ammertal, ferner den größten Teil des Winterlinger Zehnten, ein Sechstel des hiesigen Zehnten, in Tailfingen neben ein Drittel des Zehnten noch den Kirchensatz. Daher verliehen die hiesigen Spitalpfleger noch 1543 die Tailfinger Pfarrei. Im 17. Jahrhundert besaß der Spital eine Weile beide Mühlen; die Stadtmühle wurde bald wieder veräußert, die in der Unteren Vorstadt blieb ihm bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts und trägt daher heute noch den Namen Spitalmühle.

Die wichtigste Erwerbung wurde ein herrschaftliches Haus an der Stelle des heutigen Farrenstalls, in dem der letzte Hohenberger Graf Sigmund (†1486) seinen Lebensabend verbrachte und das oft als Hohenberger Schloß bezeichnet wird. Die Spitalpfleger kauften es 1487 um 400 rhein. Gulden von Graf Eberhard im Bart. Es diente dann fast 400 Jahre als Spitalgebäude. Daher führt der Platz davor noch heute den Namen Spitalhof. Erst 1877/78 wurde das winkelige und baufällige Haus durch einen Neubau an der Sonnenstraße ersetzt und brannte dann $1\frac{1}{2}$ Jahre später ab. Es läßt sich auch noch feststellen, wo der Spital im ersten halben Jahrhundert seines Bestehens untergebracht war. In einer Aufzählung sämtlicher Häuser der Stadt aus dem Jahr 1561 wird das oberste Haus der Marktstraße, also die Stelle der neuen Volksbank, als der alte Spital bezeichnet, ein Name, der schon 1496 begegnet. Jenes Haus gehörte also wohl ursprünglich den Strich und wurde von Frau Katharina dem Spital verschrieben. Als man 1487 das sogenannte Hohenberger Schloß bezog, wurde jenes Haus zur Aufbewahrung der Früchte, die der Spital von seinen Besitzungen einnahm, also als Spitalfruchtkasten oder kurz als Spitalkasten benützt. Ob das vor zwei Jahren abgerissene Gebäude noch aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammte oder einmal neu gebaut wurde, wird sich nicht mehr entscheiden lassen.

Die Belegung des Spitals wechselte stark. 1526 sind es 17 Pfründner, 1600 nur sechs, 1706 5 bis 6 arme, gebrechliche Pfründner, 1823 32 Hospitaliten, die um ihr Vermögen die Pfründe genießen. Sich einzukaufen kostete um 1600 etwa 400—500 Gulden; andere kauften nur „den Tisch“ oder „den trockenen Tisch“, d. h. sie nahmen an der Verpflichtung (mit oder ohne Wein) teil. Aus dem Jahr 1813 ist eine Liste sämtlicher Pfründner auf uns gekommen. Da ist der ehemalige Konditor Chr. Fr. Gess, der sich vor 10 Jahren, als er 60 war, um 450 fl. eingekauft hat. Er stellt Bettzeug und Kleider selbst, hat aber ein eigenes Zimmer, in dem ihm von seinem eigenen Holz eingeheizt wird. Zur gewöhnlichen Spitalkost erhält er jeden Tag noch $\frac{1}{2}$ Pfund Fleisch und statt der üblichen 6 Pfund Schwarzbrot neun Pfund weißes. Ein Ehepaar Schaz aus Neuhausen im OA Tuttingen hat bei seinem Eintritt im Jahr 1801 sogar 1 000 fl. erlegt, aber beide waren noch jung, 42 und 45 Jahre. Sie haben ein eigenes Zimmer, das mit dem Holz des Spitals zu heizen ist, und müssen auch in Kleidung und Bettzeug vom Spital unterhalten werden. An außerordentlichem Essen erhalten sie nur die neun Pfund Weißbrot. Da ist aber auch so ein armer Kerl wie der Buchbinder Gottfried Haux, der ein „verletztes wüstes Gesicht“ hat und darum „nicht wohl unter Menschen wandeln“ kann. Er hat nur ein gutes Bett und etwas Kleidung mitgebracht, und doch hat er ein eigenes Einheiz- und Schlafzimmer wegen seines „abscheulichen Gesichts“, und darum bringt man ihm auch das Essen ins Zimmer. Die Masse der

Pfründner aber hat eine gemeinschaftliche Wärmestube und auch gemeinschaftliche Schlafräume. Und was gibt es für sie zu essen? Nicht viel Abwechslung: Morgens gebrannte Suppe, mittags Knöpfe und Gemüse (Sauerkraut, Salat, Bohnen, Kohl, Kohlrabi je nach Jahreszeit, auch ab und zu saure Knöpfe oder Leberknöpfe), abends geschmälzte Wassersuppe. Und dazu erhält jeder Pfründner wöchentlich einen sechspfündigen Schwarzbrotlaib. Übrigens waren die Pfründner auch verpflichtet, bei der Besorgung der Landwirtschaft des Spitals mitzuhelfen.

Die Fürsorgetätigkeit des Spitals richtete sich vorwiegend auf Kinder. 1603 werden etliche Kinder aus der Stadt alle Tage zweimal im Spital gespeist, auch sonst etliche um Gottes Willen verhalten. Untergebracht waren die Kinder also nicht im Spital, sondern bei Bürgern. 1768 werden vater- und mutterlose Waisen, die in fürstlichen Waisenhäusern keine Unterkunft finden, im Hospital alimentiert, bis sie ein Handwerk lernen oder dienen können. 1704 hat der Spital vielen armen Leuten wöchentlich ein Almosen an Brot, Mehl u. a. zu reichen.

Zu der Versorgung der Pfründner gehörte nicht nur Essen und Trinken, sondern auch die ärztliche und die geistliche Betreuung. Die erste besorgten die Bader oder die Chirurgen, auch Wundärzte genannt; sie wurde von der Stadt jeweils auf ein oder mehrere Jahre vergeben, ein begehrter Auftrag! Von der Tätigkeit eines solchen Mannes mag die Chirurgenrechnung des Joh. Jacob Rominger für den Hospital Ebinger von 1788/89 eine Vorstellung geben: Landenberger, Rominger, Rimmel, Haux, Hoch und Beck wegen Rasierens 1 Jahr à 36 Kr. = 3 fl. 36 Kr. Grozin geschöpft 8 Kr. Landenberger 1 Laxativ (Abführmittel) und zur Ader gelassen 10 Kr., Romingerin Ader gelassen 4 Kr., Landenbergerin an einer entzündeten Geschwulst am Fuß 7 Tage tractiert und geheilet, vor Verband und Medicamenten 1 fl. 10 Kr., Grozin Lautensalb 10 Kr., Landenbergerin Ader gelassen 4 Kr., Schweikertin Ader gelassen, ferner derselben Brusttee 8 Kr. usw.; die häufigsten Posten bleiben das Aderlassen und Laxative, daneben kommen noch vor Haarschneiden, einen Zahn ausreißen u. a.

Für die geistige Betreuung diente eine kleine Kapelle und ein eigener Kaplan, dessen Stelle freilich schlecht dotiert war, so daß seine Aufgaben und Einnahmen zeitweise von anderen mit übernommen wurden. Nach der Reformation wurde diese Kaplanei wie die 7 übrigen aufgehoben, und es blieb nur der Pfarrer und ein Helfer oder Diakon.

Nun ist noch ein Wort zur Verwaltung des Spitals zu sagen. Den Wirtschaftsbetrieb und die tägliche Arbeit leitete der Spitalmeister mit seiner Frau und einer oder mehreren Mägden. Seine Wirtschaftsführung wurde von den Spitalpflegern überprüft, die auch die gesamte Abrechnung zu leisten hatten. Von 1813 an wurde durch königlichen Erlaß die Hospitalverwaltung für einige Jahrzehnte nicht mehr auf eigene Rechnung geführt, sondern gegen einen festen Satz an einen Hospitalmeister oder -vater verpachtet. Das mochte angehen, solange man noch je Insassen 13 Kr. je Tag ansetzte, aber wie mag es zugegangen sein, als dieser Satz um 1830 auf 7 Kr. 3 Batzen herabgesetzt wurde?

Daß auch der hiesige Spital eine wichtige Aufgabe für Ebinger und seine weitere Umgebung als Darlehenskasse hatte, mag eine Liste von Schuldnern des Spitals zeigen, die ich aus der Spitalrechnung von 1600/01 herausgezogen habe. Aus unserer Stadt werden etwa 65 Personen genannt, von auswärtig die Gemeinden Veringenstadt, Schwenningen (auf der Hart) und Grosselfingen, sodann Einzelschuldner aus folgenden Gemeinden: Hemmendorf, Grosseiflingen, Wössingen, Beuren im Killertal, Schlatt, Jungingen,

Pfullingen, Hülben bei Urach, Meidelstetten, Mägerkingen, Stetten und Holstein, Feldhausen, Kettenacker, Hettingen, Veringenstein, Veringendorf, Winterlingen, Bitz, Onstmettingen, Tailfingen, Truchteltingen, Pfeffingen, Meßstetten, Schwenningen, Unter- und Oberdigisheim, Nusplingen i. B., Liptingen, sowie 2 Adlige, die Herren von Laubenberg auf Werenwag und die Junker Späth in Hettingen.

Das Vermögen des Spitals ist 1813 mit dem der anderen Stiftungen zu einer einheitlichen Stiftungspflege zusammengefaßt und dann weiter vermehrt worden. Aber Inflation und Währungsreform haben

auch hier restlos aufgeräumt. Nicht bloß das Vermögen des Spitals ist verschwunden, auch dieser selbst in seiner alten Form. Die Fürsorge für Arme und Kranke ruht heute auf anderen Grundlagen, ist weithin durch die staatlichen Versicherungen geregelt; daneben ist die Stadt schon mehr als 100 Jahre Trägerin der Ortsarmenfürsorge. Aber der Geist persönlicher Verantwortung für den Nächsten in dem unser Spital in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens gefördert wurde, ist noch nicht aus unserer Bürgerschaft verschwunden. Bleibt er auch in Zukunft wach, so braucht uns nicht bange zu sein um das Wohl unserer Stadt.

Das Schatzkästlein von Stein aber ist das Kloster St. Georgen. Es wächst mit seinem schlanken spätgotischen Kirchturm gleichsam aus den Wassern des Rheins heraus. Das Kloster wurde in den Jahren 960—970 von Herzog Burkhart II. von Schwaben und seiner Gemahlin Hadwig von Bayern auf dem Hohentwiel gegründet und dann 1007 durch Kaiser Heinrich II. nach Stein verlegt. Diese Tatsachen sind noch heute in der alten Klosterkirche, die in ihren Anfängen auf das frühe 12. Jahrhundert zurückgeht, als Wandgemälde zu sehen. Die Kirche, eine dreischiffige Säulenbasilika von edlen Formen mit flacher Holzdecke, hatte früher halbkreisförmige Apsiden und zwei Türme. Der Chor wurde später gerade geschlossen und der ganze Innenraum ernüchternd renoviert. Der Südturm ist abgetragen worden bis auf den untersten Teil, und der Nordturm wurde 1596-99 in spätgotischen Formen neu erbaut.

Schienerberg und Stein am Rhein

Von Karl Wedler, Ebingen

Wo die Schweiz hereinragt in unser baden-württembergisches Land, liegt, abseits vom großen Verkehr und wenig bekannt, der Schienerberg, nach dem Dörfchen Schiener benannt. Dort steht ein Benediktinerklosterlein aus dem 9. Jahrhundert, das von den Herren von der Schrotzburg gestiftet und einst auch von König Pippin, von der Pfalz Bodman her, besucht wurde.

Eine reich bewegte Landschaft mit viel Wald und tief eingeschnittenen Tälern ist dort anzutreffen, hatte doch das Wasser in dem weichen Molassegestein leichte Arbeit, auszuräumen und die bizarrsten Formen zu gestalten. Dort ist der berühmte Öhninger Steinbruch, in dem einst die Steine für das

Jahrhundert bis zum Jahr 1830 ein Franziskanerinnen-Kloster unterhalb der Burg Grünenberg. Was aber von Menschenhand herangetragen wurde, hat Menschenhand wieder vernichtet; keine Spur der ehemaligen Bauten ist heute zu entdecken. Am Nordrand des Schienerberges, der steil zum Seebecken des Zellersees abfällt, lag einst die mächtige Burg der Grafen Schrott von Schrotzburg, um 800 erbaut und 1441 von den Städtlern zerstört. Einen herrlichen Blick hat man zum Zellersee hin und hinüber in die lebendige Vulkanlandschaft des Hegaus. Im zeitigen Frühjahr schauen dort die blauen Leberblümchen aus dem braunen Laub hervor, der Seidelbast blüht und die Pestwurz treibt ihre saftigen Blütenstengel. Im Mai blühen die Kirschen in unendlicher Zahl, im Juni reifen die Erdbeeren, im Herbst leuchten die Farben der Bäume und gedeiht das edelste Obst.

Auf dem westlichen Ausläufer des Schienerberges liegt hoch über dem Rhein, schon auf Schweizer Gebiet die alte Burg Hohenklingen, der Stammsitz der Vögte des Städtchens Stein, aus dem 13. Jahrhundert. Noch recht gut erhalten ist dies mittelalterliche Bauwerk. Aus dem Geschlecht der Herren von Klingen ging im 13. Jahrhundert der bekannte Minnesänger Walther von Klingen hervor, ein Freund Kaiser Rudolfs, genannt und abgebildet in der Manessischen Handschrift. Und noch weiter westlich lag einst die Burg der Wolkensteiner, von der aber nur noch spärliche Mauerreste erhalten sind. Oswald von Wolkenstein war ebenfalls ein berühmter Minnesänger, der im 15. Jahrhundert aus diesem Geschlecht erwuchs.

Ein besonderes Kleinod dieses Erdenflecks aber ist das Städtchen Stein, am Fuße von Hohenklingen und am strömenden Rhein gelegen. Reizend ist der Marktplatz mit den alten bemalten Häusern und ihren vielen kunstvollen Erkern. Besonders schön sind die Häuser der Südseite, das Rathaus von 1539 bzw. 1745 und der „Weiße Adler“ mit wertvollen Fresken aus dem Jahr 1520. Ursprünglich ein schwäbisches Städtchen, wurde Stein 1457 freie Reichsstadt, trat aber schon 1484 zur Eidgenossenschaft Zürich über und kam 1803 zum Kanton Schaffhausen. Das Städtchen hat ganz seinen mittelalterlichen Charakter bewahrt. Es ist recht interessant von Hohenklingen aus die Anlage der Stadt mit seinem Häuserring, den Toren und alten Dächern zu betrachten.

Auf der andern Seite des Rheins, zu der eine alte Holzbrücke hinüberführt, liegt die Siedlung Burg. Sie war zunächst eine keltische Niederlassung, die von den Römern im 3. Jahrhundert zu einem bedeutenden Platz — Castrum Tasgetium — ausgebaut wurde. Man sieht heute noch Mauerreste dieser Anlage an dem einst und heute so wichtigen Rheinübergang. Im Jahr 406 wurde die „Burg“ von den Alemannen zerstört. Das alte Johanneskirchlein, das auf diesem Platz im 10. Jahrhundert erstellt wurde, war ursprünglich romanisch und trägt im Chor noch alte Fresken vom Jahr 1400.

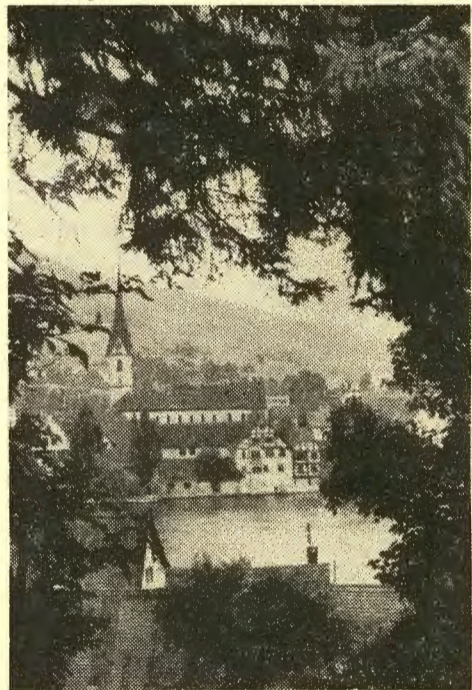
Auch die Klosteranlage ist vom 14. — 16. Jahrhundert erneuert worden, behielt aber ihren intimen Charakter bis auf den heutigen Tag. St. Georgen, von Benediktinern betreut, war immer ein kleines Kloster, das nie mehr als 12 Mönche zählte. Jedes Gemäch hat sein eigenes Gepräge, und immer wieder ist man überrascht über die gelungene Raumgestaltung und über die herrlichen Ausblicke aus den Fenstern der Stuben und Säle. Ein reizender Hof mit Laubengang und Erker läßt uns schon beim Hereintreten das Besondere dieses Bauwerkes ahnen. Wenn auch manches in den Räumen zusammengetragen ist — das Kloster dient zugleich als Museum —, so ist man doch erstaunt, wieviel hier aus dieser frühen Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts noch erhalten ist. Der letzte Abt David von Winkelsheim (1499—1525) hat dem Kloster in vielen Teilen seine heutige Gestalt gegeben. Schon im Hof steht das Gästehaus zum „Kleeblatt“; der überwölbte Kreuzgangflügel mit den schönen Maßwerkfenstern stammt aus seiner Zeit, seine beiden Abtstuben mit reicher Innenausstattung und schönen Erkern und der Bildersaal mit Fresken von Thomas Schmid (aus Schaffhausen) und Ambrosius Holbein. Aber auch die andern Gemächer, z. B. die des Abtes Jodocus, die wiederhergestellten neun Zellen oder vor allem das Winterrefektorium mit einer flachgewölbten Riemendecke haben diesen heimeligen Charakter, der so anziehend und beruhigend wirkt. Man darf nicht vergessen, auch den Banngarten zu besuchen, der nach Osten den Klosterbezirk abschließt, um von dort nochmal einen Blick auf dieses Idyll aus vergangener Zeit zu werfen.

In der Reformationszeit wurde das Kloster im Jahr 1525 aufgehoben, nachdem 19 Äbte ihr Amt dort ausgeübt hatten. Diesem Umstand und der Tatsache, daß die folgenden Besitzer Verständnis für dieses Kleinod hatten, ist es zu verdanken, daß hier ein Kulturdokument von besonderer Kostlichkeit aus spätgotischer Zeit erhalten blieb.

So vereinigt dieser Erdenfleck um den Schienerberg unberührte Natur und Einsamkeit mit edler, alter und neuer Kultur in ansprechender und wohlthuender Harmonie, so recht ein Platz, um einmal längere Tage dies alles in Ruhe zu betrachten.

„So schreibet d' Herra“

Der Büttel einer Gemeinde auf den Härdten mußte den Hansjörg X. aufs Rathaus holen, wo dieser eine kurze schriftliche Erklärung abzugeben hatte. Der Büttel wunderte sich sehr über die allzu schwungvolle Schreibweise des Bauern und schielte neugierig über dessen Schultern. Aber, o Graus! Es sah aus, wie wenn eine ins Tintenfaß gefallene Spinne über das Papier gekrabbelt wäre. Der Büttel ermahnte ihn streng: „Hansjörg, schreib au schöner!“ Worauf dieser beleidigt aufbrauste: „Rendviech! So schreibet d' Herra! Du Duppler!“



Kloster St. Georgen in Stein am Rhein

Augustinerchorherrnstift in Öhningen gebrochen wurden, später aber — und das hat ihn berühmt gemacht — die vielen Fossilien der tertiären Flora und Fauna, rund 1400 verschiedene Arten, von Oswald Heer im Obermiozän der tertiären Ablagerungen entdeckt wurden.

Dort liegt am Ostabhang, am Gestade des Untersees die Künstlersiedlung Gaienhofen mit seinem Schloß aus dem 13. Jahrhundert, das seit 1905 Landerziehungsheim für Mädchen ist. Der Rosendoktor Ludwig Finkh lebt dort, auch Hermann Hesse hat einige Jahre dort verbracht, und im nahen Hemmenhofen hat der Maler Otto Dix sein Atelier in diesem glücklichen Erdenwinkel aufgeschlagen. Das Schloß Hornstaad, Schloß Marbach, das reizvolle Raubritternest Katzenhorn und der mächtige Wehrturm Oberstaad zieren das Südostufer. In einem einsamen Tal westlich von Horn lag vom 13.

450 Jahre päpstliche Schweizergarde

Von P. Adelhelm Rast D. S. B.

Am vergangenen 22. Jänner 1956 feierte die päpstliche Schweizergarde zu Rom in bescheidenem Rahmen das Gedächtnis ihrer Gründung vor 450 Jahren. Am 6. Mai nun, dem Jahrtag des ruhmvollen Heldentodes von 147 Gardisten beim Sacco di Roma des Jahres 1527, wurden beide Gedenktage zusammen in festlicher Weise begangen. Die Vatikanpost gab zu Ehren der Jubilarin eine eigene Serie von Marken mit sechs Werten aus. Aus Anlaß dieses Gedenktages der treuen Hüter und Schirmer des Heiligen Vaters sei hier in wenigen Zügen der Gründungsgeschichte der Garde gedacht.

Der Urtyp eines Schweizergardisten im Dienste des Papstes dürfte auf die Zeit des Avignoner Aufenthaltes der Päpste zurückgehen, da der Basler Hüglin von Schöneegg gegen das Jahr 1354 als Mitglied der Palastgarde zu Avignon seine glänzende Laufbahn begann. Im Jahre 1360 Reiterführer im Heere des Kardinallegaten Alborno, dann Leutnant des Oberbefehlshabers des päpstlichen Heeres, wurde er am 17. Juni 1376 in Anerkennung seiner Verdienste von Papst Gregor XI. (1370—78) zum Marschall des Herzogtums Spoleto befördert und begleitete noch im gleichen Jahre den Papst nach Rom. Bald darauf zog er sich in seine Vaterstadt zurück und starb kurz vor 1386.

In den päpstlichen Heeren dieser Zeit stehen wir auch sonst immer wieder auf Schweizer Namen, doch dienen diese Schweizer nicht auf Grund vertraglicher Abmachungen des Papstes mit schweizerischen Behörden. Zeitweise glaubte man auch in dem Verträge, den der päpstliche Vizekanzler am 11. Oktober 1420 mit einem gewissen Edlen Angelinus de Trisacho wegen der Schaffung einer Palastwache für den Papst schloß, die Entstehung der Schweizergarde sehen zu müssen. Dr. Robert Durrer wies jedoch in seinem Werke über die Schweizergarde diese Annahme mit guten Gründen zurück.

Offizielle Verbindungen zur Anwerbung schweizerischer Soldaten für päpstliche Dienste beginnen unter Papst Sixtus IV. (1471—84). Entscheidend dafür war der Ausgang der Burgunderkriege gewesen. Diese Siege über Karl den Kühnen hatten den Ruhm schweizerischer Tapferkeit in allen Nachbarländern verbreitet. Die Sitte des Reiselaufs nahm nun großen Umfang an, denn manche Fürsten betrachteten es gleichsam als Vorbedingung für die Entwicklung ihrer Macht, in ihren Heeren einen Kern von Schweizer Soldaten zu haben. Nach dem Friedensschluß der Eidgenossen mit Mailand als Ergebnis des eidgenössischen Sieges bei Giornico (28. Dezember 1478) am 18. Oktober 1479 kam zwischen Sixtus IV. und den Eidgenossen ein Bündnis zustande, demzufolge dem Papste die Werbung schweizerischer Kriegsknechte offiziell gestattet wurde, wobei jedoch die Zahl beschränkt wurde. Papst Innozenz VIII. erneuerte diesen Vertrag am 11. Februar 1486, wobei seine antimailändische Einstellung mitbestimmend zur Geltung kommt. Papst Alexander VI. jedoch, der 1492 den päpstlichen Stuhl bestieg, wollte anfangs von den Schweizern nichts wissen.

Papst Julius II. errichtet die Garde

Am Allerheiligentag 1503 bestieg Julian delle Rovere als Julius II. den päpstlichen Stuhl. Mit jugendlichem Eifer ging er an die Verwirklichung seiner politischen Pläne, die vor allem die Befreiung Italiens von allen Fremden zum Ziel hatten. Um Venedig sich gefügig zu machen, brauchte er jedoch vorerst noch die Franzosen, deren Parteigänger er bisher schon war. So war es denn auch die französische Partei in der Schweiz, welche die Vermittlerrolle zur Gewinnung der

Eidgenossen für die päpstliche Ziele übernahm. Julius II. kannte die Schweizer von früher her, war er doch Bischof von Lausanne gewesen, und hatte auch deren militärische Tüchtigkeit beim Feldzuge Karls VIII. nach Neapel aus eigener Anschauung kennen gelernt. Die Unzuverlässigkeit der Umgebung des Papstes ließ es ihm ratsam erscheinen, sich mit einer zuverlässigen Schar Getreuer zu umgeben. Die spanischen Wachen seiner Vorgänger hatte er entlassen, die einheimischen Bewohner wurden von den politischen Leidenschaften allzusehr mitgerissen, als daß sie ihm treu genug erschienen. So hielt er es für klug, ja notwendig, sich mit einer schweizerischen Leibwache versehen zu müssen, wie dies der französische König seit 1497 tat. Zu diesem Zwecke berief er den Sohn des Luzerner Schultheißen Caspar von Hertenstein, Peter von Hertenstein nach Rom, um mit diesem den Plan einer solchen Wachmannschaft zu besprechen. Dieser Peter von Hertenstein war zwar nicht gerade das Vorbild eines Geistlichen. Schon 1489 hielt er sich in Rom auf, um durch päpstliche Gunstbriefe fette Pfründen zu erobern und dies nicht ohne Erfolg, war er doch zugleich Chorherr in Beromünster, Domherr und Archidiakon von Sitten, Domherr von Basel und Konstanz, sowie Prior von Martinach. Das Berufungsschreiben Julius II. ist vom 1. Februar 1505 datiert. Die beiden Männer einigten sich bald. Als Hauptmann für diese Garde schlug von Hertenstein seinen Vetter Kaspar von Silenen vor. Am 21. Juni 1505 reiste der zum päpstlichen Kammerer Ernannte in die Heimat mit einem offiziellen Schreiben an die Eidgenossen. In diesem bat der Papst um die Gewährung der Anwerbung von 200 Palastwächtern. In einem weiteren Schreiben wurde jedermann eingeladen für sich diesen Dienst zu melden, wofür das kapitalkräftige Fuggersche Bankhaus 4900 Dukaten vorgeschossen hatte.

Doch die Sache ging nicht so reibungslos. Schon seit ein paar Jahren machte sich in den eidgenössischen Ländern eine der Reisläufer feindselige Stimmung breit, zumal sich in den letzten Jahrzehnten skandalöse Folgen ergeben hatten, da z. B. Brüder in feindselig einander gegenüberstehenden Heeren gegeneinander kämpften. So kam es 1503 zu einem Abkommen, laut dessen jeglicher fremde Kriegsdienst ohne obrigkeitliche Erlaubnis verboten war, und das die Annahme von Dienst- und Gnadengeldern, Pensionen usw. unter schwerste Strafdrohungen stellte. Bei dieser Gelegenheit hatte jedoch Luzern einen Vorbehalt gemacht, und wie nun der päpstliche Gesandte auf der Tagsatzung vom 9. September 1505 erklärte, daß diese 200 Mann nicht zum Kriegsdienste verwendet werden dürften, sondern nur zum persönlichen Schutze des Papstes, als dessen Leib- und Palastwache gedacht sei, war das wesentliche Hindernis beseitigt. Da auch die Franzosen im geheimen ihre Werbungen weiter führten, begann der päpstliche Werber ebenfalls, sich um Mannschaft umzusehen. Doch fand er nicht gleich Anklang, da bei diesem Dienste keine reiche Beute winkte.

Die Schweizer ziehen in Rom ein

Statt der 200 Mann fanden sich vorerst nur 150 bereit, dem Rufe des Papstes zu folgen. Um den drohenden Wirren im Lombardischen zuvorzukommen, zogen diese 150 Mann unter der Führung von Kaspar von Silenen mitten im Winter über den Gottthard, eilten durch die Lombardei und die Toscana. Gegen den Abend des 22. Jänner 1506 erreichte die Truppe, die überall mit ihrer auf Kosten des Papstes beschafften schmucken Uniform viel Beachtung fand, die Ewige Stadt. Sie zog durch die Porta del

Popolo über den Campo dei Fiori zum Vatikan, wo sie vom Papste von der Loggia Paul II. aus segnend empfangen wurde und sogleich ihre vorbereiteten Quartiere bezog. Die berühmte Luzerner Bilderchronik von Diebold Schilling aus den Jahren 1511—13 zeigte diesen Einzug in farbiger Lebendigkeit.

Das Quartier, das die Garde bezog, war bereits von Papst Sixtus IV. in den Jahren 1471 bis 1784 erbaut worden. Es befand sich nördlich vom Eingang in dem alten vatikanischen Palast, am Fuße der nordöstlichen Palastanlage, in welcher der Maestro di Camera del Sacro Palazzo wohnt, sich hinziehend bis zum Turm Nikolaus V. Es stellt eine Kasernenanlage dar, die auf den Karten des XVI. Jahrhunderts als Domicilia Helvetiorum pretorianorum bezeichnet ist. Zwischen den Gebäuden lagen zwei Höfe; der eine war gegen Osten und Westen flankiert von den langen Reihen der Soldatenwohnungen, von denen jede etwa für fünf Personen Platz bot, war doch die Großzahl der Gardisten verheiratet, so daß das Quartier der Garde eine Art Schweizer Dorf bildete. Parallel dazu lag ein zweiter Hof, gegen den Petersplatz hin, der auf den Karten mit Baumbestand erscheint und wohl als Garten diente. Von all diesen Anlagen ist heute nichts mehr vorhanden, teils wegen der Umänderung der Anlage durch Papst Pius V. im Jahre 1559, teils wegen des Jahrhunderte sich hinziehenden Baues der Peterskirche, die mehr Raum brauchte als ursprünglich vorgesehen war.

Kaspar von Silenen, der erste Gardehauptmann, hatte bei seiner Amtsübernahme bereits ein bewegtes militärisches Leben hinter sich und war ein Nachkomme des Urner Landmannes Arnold von Silenen, der mit Werner von Attinghausen an der Wiege der schweizerischen Freiheit stand. Kaspar hatte u. a. auch teilgenommen an dem Eroberungszug Karls VIII. nach Neapel (1494).

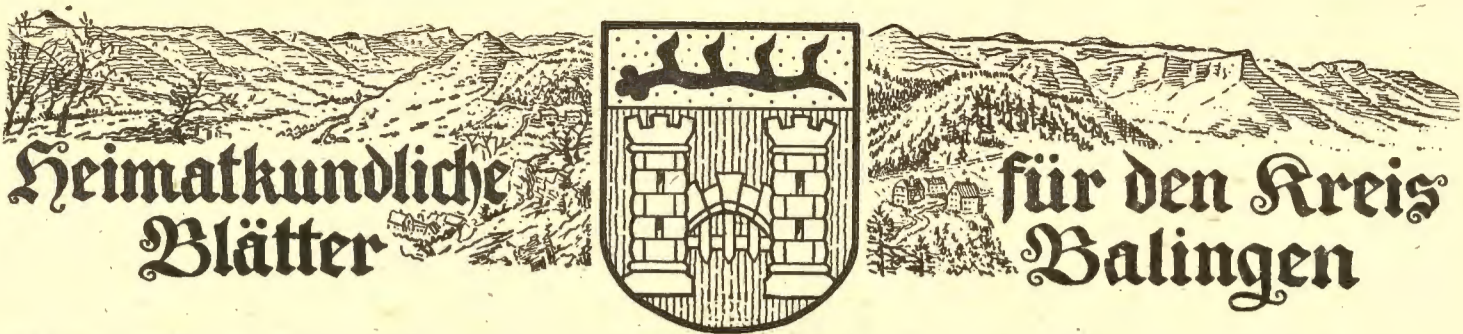
Aufbau und Eigenart der Garde des Papstes

Die Organisation der Garde umfaßte neben dem Hauptmann einen Leutnant, der erste Albrecht Gugelberg von Arth, der 1502 bis 1504 in schwieriger Lage die Vogtei Bellinzona verwaltet hatte. Die Garde hatte einen eigenen Richter, einen Gardeschreiber, einen Fähnrich, einen Syndikus oder Quartiermeister. Im Frühjahr 1524 malte Francesco Penni die Fähnlein für die Garde. Als Ordonnanzwaffe diente die altschweizerische Halbarde; daher wurden die Gardisten vielfach auch Albardieri genannt. Dazu waren ihnen einige Geschütze zugeteilt.

Von 1507 weg betrug die Zahl der Gardisten stets 189, deren Sold damals monatlich die Summe von 850 bis 856 Dukaten ausmachte, wovon der gewöhnliche Gardist vier Münzkronen oder Münzdukaten erhielt; der Überschuß ging an die Inhaber der Amtsstellen. Für ältere und verdiente Gardisten kannte man den Doppelsold als Zulage. Von den verschiedenen Vergünstigungen sei der Merkwürdigkeit halber erwähnt, daß man auch auf die Trinkfestigkeit der päpstlichen Gardisten Rücksicht nahm, da man von ihnen keinen städtischen Dazio für jenen Wein verlangte, den sie von den am Tiberufer anlegenden Schiffen kauften.

Von Anfang an hatte die Garde ein einheitliches Kleid. Schon beim feierlichen Einzug in Rom am 22. Jänner 1506 trugen sie vom Kopf bis zum Fuß eine sogenannte „Divisa“, d. h. ein farbiggeteiltes Kleid. Jedes halbe Jahr hatten sie Anrecht auf ein neues Kleid. Beim Possesumzug Papst Leos X. am 11. April 1513 wird berichtet, daß die Gardisten „vestita a la livrea di Papa“ gewesen seien. (Schluß folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Der Sieg auf dem Lechfeld am Laurentiustag 955

Mit den großen Feiern zu Ehren des heiligen Ulrich zu Augsburg begann das Gedächtnis eines Millenniums, das seinen Höhepunkt am Laurentiustag erreicht: der Schlacht auf dem Lechfeld am 10. August 955. In dieser Vernichtungsschlacht wurde allein die Angriffslust der nomadischen Ungarn und die Uneinigkeit unter den Deutschen vernichtet, gewonnen aber wurde die Ausgangsstellung für die abendländische Entfaltung und weitere ungestörte Kulturarbeit.

Schwere Auseinandersetzungen mit den aus dem Osten anbrandenden Völkerschaften kennzeichnen das erste christliche Jahrtausend in Europa. Der Einfall der Hunnen im Jahre 375 hatte die große Völkerwanderung ausgelöst. Mit dem Westgotenkönig Theoderich gemeinsam setzte der Reichsfeldherr Aetius 451 auf den Katalaunischen Feldern bei Troyes den ständigen Hunneninvasionen ein Ende, und mit dem Tode Attilas 453 verschwand dieses Steppenvolk spurlos in den Weiten des Ostens. Dann rettete Karl Martell 732 mit dem Sieg zwischen Tours und Poitiers das Abendland vor dem weiteren Vordringen des Islams nach Westeuropa. In schweren Kämpfen wehrte Karl der Große am Ende des 8. Jahrhunderts die Awaren ab und begründete die karlingische Ostmark — die Geburtsstunde Österreichs. Dann wurden die Magyaren der Schrecken Europas und in der unglücklichen Schlacht bei Preßburg am 4. Juli 907, in welcher auch Bischof Zacharias von Säben-Brixen fiel, versank die Ostmark, versank das christliche Großmährische Reich und war Europa bis mitten Italien und Frankreich den schweifenden Raubzügen ausgesetzt.

Diese Steppenvölker und auch die Slawen waren keineswegs so friedliche Ackerbauern und Hirten, wie Herder sie viel später schilderte. Das deutschstämmige Grenzland gegen Steppenvölker und Slawen erlebte diese heidnischen wilden und halbwildern Stämme und Völker als angriffslustige Nachbarn, die vorwiegend von Beutezügen und Plünderungen, Menschenraub und Menschenhandel lebten. Nicht allein Vieh und fahrende Habe raubten sie, verheerten nicht nur die Fluren und brannten die Siedlungen nieder, sie belieferten auch die Sklavenmärkte des Orients mit lebender Ware, welche sie von ihren Raubzügen aus Deutschland, Italien und Frankreich mitbrachten. Niemand aber war der Willkür dieser Ostvölker mehr ausgesetzt als die Deutschen, die ihre unmittelbaren Nachbarn waren.

König Heinrich der I. hatte 924 mit den Magyaren einen Waffenstillstand geschlossen und sie gegen Tributzahlung ferngehalten. Aber 933 kamen sie wieder, und da schlug er sie an der Unstrut bei Riade. Zehn Jahre später fügte ihnen der Bayernherzog Berchthold an der Traun bei Wels eine Niederlage zu. Aber sie kamen immer wieder, insbesondere seit 948. Zuletzt führte sie Horka Bulcsu 954 weit durch alle deutschen Gauen bis nach Lothringen, mit Beute beladen zogen sie über Frankreich, Burgund und Italien zurück. Im damaligen deutschen Bruderkrieg unterstützten die Rebellen sie

zu stärkerem Einsatz gegen König Otto I., der 936 in Aachen gekrönt worden und die karlingisch-imperiale Tradition wieder aufzunehmen und die Stammesherzöge der Reichsgewalt zu unterstellen bemüht war.

Wie ist es vor tausend Jahren zu den Geschehnissen am 10. August, dem Laurentiustag, des Jahres 955 gekommen? Ende Juni 955 sprach bei König Otto eine ungarische Gesandtschaft vor, die zwar friedliche Absichten vorgab, in Wirklichkeit aber erkunden wollte, wie es um den Ausgang des Bürgerkrieges bestellt sei; hofften sie doch in ihrem Interesse auf die Fortdauer desselben. Otto erhielt bald darauf die verlässliche Meldung von dem Überschreiten der Grenzen durch zahlreiche kampfbereite Ungarnschwärme. Ihre bisherigen Erfolge erfüllten sie mit Unternehmungslust und Mut zu einem neuerlichen Raubzug. Ein Glück war es, daß der Bürgerkrieg in Deutschland noch rechtzeitig zu Ende gegangen war. König Otto traf alle Vorbereitungen, wobei es ohne große Schwierigkeiten nicht abging. Ein Beweis für eine kluge Staatsführung war es wohl, daß aus Böhmen etwa 1000 Mann eintrafen. Otto selbst begab sich mit wenigen Sachsen über Ulm gegen Augsburg. Nach Sammlung des Heeres begann der Vormarsch nach dem Lechfeld in der Absicht, die Ungarn und ihr Lager von Süden her anzugreifen und Augsburg zu entsetzen. Die Magyaren plünderten bereits Bayern und angrenzende Teile Schwabens; ihre Hauptmacht setzte zur Belagerung von Augsburg an. In prahlerischer Weise äußerten sich die Feinde, „die Erde müsse sich aufturn oder der Himmel einstürzen, wenn sie besiegt werden sollten“.

Zähe hielt sich die Stadt, deren heldenmütige Verteidigung ihr Bischof Ulrich leitete. Der von den Belagerern unternommene Sturm wurde durch ein Trompetensignal plötzlich abgeblasen; der Oberbefehlshaber Bulcsu erhielt nämlich durch Verrat Kunde von dem Herannahen der königlichen Truppen. Deren Marschkolonnen setzte sich aus acht Abteilungen zusammen: die 1., 2. und 3. Abteilung wurde von den Bayern gestellt, die 4. von den Franken, die 5., die stärkste, bestand aus Sachsen und ausgewählten kampferprobten Mannschaften sämtlicher Stämme; hier befand sich die hl. Lanze und die Reichsfahne mit dem Bildnis des Erzengels Michael. Diese Kerntruppe befehligte der König selbst. Die 6. und 7. Abteilung wurde von Schwaben gebildet. Die letzte mit den Böhmen wurde als Nachhut und zum Schutz des Gepäcks verwendet; diese Verfügung scheint mit ihren besonderen Grund gehabt zu haben! Es ist begreiflich, daß die ungeheure Übermacht des Feindes König Otto mit banger Sorge erfüllte.

Die Ungarn trafen folgenden Kampfplan: Vorstoß der Hauptmasse nach Süden und Angriff auf das anrückende deutsche Heer. Eine starke Abteilung der Ungarn wurde, wie die Geschichtsforschung feststellte, auf das rechte Lechufer gebracht, um nach abermaliger Überquerung die deutsche Nachhut im Rücken anzugreifen. Dieses klug ausgearbeitete Manöver brachte vollen Erfolg. Ein

Pfeilhagel prasselte auf die Böhmen nieder. Viele sind gefallen, zahlreiche Gefangene und das ganze Gepäck gerieten in die Hände der Feinde. Der Rest suchte fluchtartig Anschluß nach vorne. Das deutsche Heer wurde von der ungarischen Hauptmacht zum Kampf gestellt. Nur die Kaltblütigkeit Ottos und sein der Sachlage Rechnung tragender Entschluß konnten die drohende Gefahr meistern und schließlich den Erfolg sichern. Herzog Konrad eilte befehlsgemäß mit seiner starken Reiterei und den Franken der schwer ringenden Nachhut wie der 7. und 6. Abteilung zu Hilfe und befreite in kühnem Zugriff die Gefangenen, während der König in einem mit unwiderstehlicher Wucht vorgetragenen Angriff die siegreiche Entscheidung herbeiführte. Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr groß; auch Herzog Konrad war durch einen Pfeiltreffer in die Kehle gefallen. Der König hielt noch am Abend seinen Einzug in Augsburg. So endete der Laurentiustag, der 10. August 955, ein Freitag, auf dem denkwürdigen Lechfeld, der meist wald- und buschlosen Schotterfläche der oberdeutschen Hochebene.

Am folgenden Tag wurde die Verfolgung des flüchtenden Feindheeres aufgenommen, wobei der Anführer Horka Bulcsu und andere Häuptlinge gefangen wurden.

Die Auswirkungen der Lechfeldschlacht waren von außerordentlicher Bedeutung. In ganz Europa verbreitete sich rasch die Kunde vom Siege Ottos, und seine Macht und sein königliches Ansehen stiegen. Zahlreiche Gesandtschaften trafen an seinem Hofe ein, die Deutschen aber nannten ihn von nun an „der Große“. Der deutsche König aus dem Hause des niedersächsischen Liudolfinger erhielt dann in Rom die Kaiserkrone. Die wiedererrichtete Ostmark blühte unter den Babenbergen auf und das spätere Österreich war stark genug, in Zukunft das Reich zu schützen und seine Grenzen zu festigen. Die Magyaren aber wurden seßhaft, denn sie erholten sich nie mehr zu alter Angriffskraft, und ein gutes Menschenalter nach der Lechfeldschlacht wurden sie Christen. Sie zivilisierten sich, und aus Vajk wurde König Stephan (Szent Istvan), der vom Papst den Königstitel mit dem ehrenden Attribut eines Apostolischen Königs erhielt und der die Kirche zur Ehre der Altäre erhob. Das Reich der Stephanskronen aber wurde ein Jahrhundert hindurch blühendes und mächtiges Staatswesen, ein Bollwerk des Abendlandes.

Seit 962 Otto I. die Kaiserkrone gewonnen hatte, galt er als wiedererstandener Carolus Magnus, und er setzte auch dessen Werk fort. Er schuf die große Reichsreform und die Einheit der deutschen Stämme, er gründete die Autorität des Königtums auf den sicheren Bau der Reichskirche. Die von ihm geschaffenen Grundlagen trugen das Reich bis zur Säkularisation, welche den Bischöfen das Reichsfürstentum entzog und das Reich zerschlug. Seitdem ist den Deutschen die ihrer Geschichte und ihren Aufgaben gemäße Form des nationalen Lebens entzogen. Aber nicht allein das Imperium blühte auf, in ihm gedieh ein geistiges und künstlerisches Leben von einer Lebendigkeit und Urwüchsigkeit wie sonst nirgends in dem Europa des zehnten Jahrhunderts.

Aber nicht allein das Kaisertum erneuerte er kraftvoll im deutschen und italischen Raum, nicht allein die Angreifer aus dem Osten überwand er und ebnete ihnen den Weg zur Einfügung in die abendländische Ordnung, er begründete auch die kirchliche Ordnung in Mittel- und Ostdeutschland. „Als Kaiser Otto I. in der Frühe des 10. August 955, am Tage des hl. Laurentius, im Lager vor Augsburg aufbrach, um zur Ungarnschlacht auf dem Lechfeld zu ziehen, rief er den Beistand Gottes an und tat ein Gelübde, daß er, falls ihm Leben und Sieg verliehen werde, in Merseburg zu Ehren des Feuersiegers Laurentius ein neues Bistum gründen und die Pfalz, deren Errichtung er dort neuerdings begonnen hatte, zur Kirche umbauen zu lassen.“ Die Erfüllung des Gelübdes konnte erst auf der von ihm 968 nach Ravenna einberufenen Kirchenversammlung erfolgen. Dort wurde das Erzbistum Magdeburg gestiftet und jener Mönch Adalbert, der einzeln zu den Slawen im Osten als

Missionär gegangen und Abt von Weißenburg im Elsaß war, zum ersten Erzbischof ernannt. Am Weihnachtstag des gleichen Jahres nahm er das Erzstift in Besitz und gleichzeitig wurden die Bischöfe von Merseburg, Meißen und Zeitz inthronisiert. Damit rundete sich im Verein mit den Bistümern Havelberg, Brandenburg und Posen der Metropolitanbereich von Magdeburg.

Die Karwoche des Jahres 973 feierte Kaiser Otto I. in Quedlinburg, wo er zum letztenmal die ganze Kaiserpracht der Reichsversammlung um sich hatte. Dann wandte er sich über Merseburg in die Goldene Aue nach Memleben. Wo einst sein Vater König Heinrich I. vom Todesengel abgerufen wurde, starb auch der Sieger der Lechfeldschlacht; deren Tausendjährling als abendländisches Ereignis in unserer entscheidungsschwangeren Zeit mit bewußter Erinnerung und Besinnung begangen wird.

Dr. F. H. R.

Die Wasserversorgung unserer Heimat

Von Hans Müller

(Schluß)

Gleich nördlich hinter dem Reservoir gab es noch eine geologische Überraschung. Auf etwa 30 m wurde eine Lage kleiner Jura- und Kreidegerölle angeschnitten mit einer hellen Lehmdecke darüber. Ein tertiäres Hochtal oder Ufer! Genau an dieser Stelle zieht durch den Wald ein Streifen Ackerland. Dann tritt die Leitung in den Marmor- und Kalk und somit wieder in den Wald ein, den sie bis zum Hammer kaum verläßt. — Dem Pumpwerk Hammer verbleibt noch genug Arbeit. Es liegt 690 m hoch und hat das Wasser bis auf 960 m zu drücken, und zwar auf der einen Abzweigung nach Meßstetten, von wo es bis Margrethausen fließt und auf der andern Abzweigung über Kömigsheim—Bubshausen (hier Abzweigung nach Böttingen) weiter nach Wehingen (hier Abzweigung nach Gosheim, Denklingen, Spaichingen); an Deilingen vorbei wird es dann nach Schömberg fließen. Wenn auch am Hirschbühl die höchste Höhe erreicht sein wird, sind doch die Schwierigkeiten noch nicht zu Ende. Im Braunen Jura lauert die Rutschgefahr! Erst kürzlich ist wieder bei Weilen u. d. Rinnen eine Leitung dadurch beschädigt worden und mußte so verlegt werden, daß sie in der Rutschrichtung verläuft. Von Schömberg aus ist inzwischen in südlicher Richtung entgegengebaut worden. Aber es wird noch das Jahr 1956 vergehen, bis der Anschluß erreicht ist und Hohenberg-Wasser von der Alb herunterkommt. Darum wurde noch im Herbst bis zum Häsensbühl gebaut, und Schömberg erhält zunächst „von rückwärts“ Wasser aus dem Netz des Kleinen Heubergs. Dieser Ort hat eine bewegte Wassergeschichte hinter sich, die für die Wasserversorgung überhaupt typisch ist. Schömberg erbohrte früher das Grundwasser in Tiefen bis zu 5 m und hatte eine ganze Anzahl Brunnen, von denen einer schwefelhaltig war. Der Ort liegt auf Posidonienschiefer. Bei Brandfällen reichte das Wasser nicht. Man suchte nach höher gelegenen Quellen auf eigener Markung und leitete das Wasser in Teicheln zur Stadt. Dennoch mußte bei trockener Zeit der Schnellbach oder die Schlichem mit herangezogen werden. Man wollte Wasser von Dotternhausen herbeileiten; der Versuch mißlang. Nun erwarb die Stadt auf Oberheimer Markung Quellen und baute eine Fernwasserleitung. Auf dem Palmbühlkapf wurden nacheinander zwei Hochbehälter erstellt. Eine weitere Leitung von einer Ratshausener Quelle mußte zweimal verlegt werden. (Brauner Jura!) Als die Schlichem auf höhere Anordnung zu einem See angestaut worden war, kam ein Stück der Leitung unter den See zu liegen. Wegen der

Stückarbeit, die immer wieder vorgenommen werden mußte, durchzieht heute ein nutzloses Netz von toten Strängen die Stadt. So eine Ortschaft wird mehr als andere den Segen einer großzügigen Planung zu schätzen wissen! Wenn das Projekt der Hohenberg-Gruppe glücklich zu Ende geführt sein wird, läßt sich ein „rauschendes Wasserfest“ sehr wohl rechtfertigen.

Die Bodensee-Wasserversorgung soll dann auch noch die letzte Sorge beheben. Sie soll über Spaichingen—Rottweil—Balingen geführt werden. Ebingen und Tailfingen scheinen entschlossen zu sein, unter Umgehung anderer Lösungen gleich Bodenseewasser zu beziehen. Es ist nicht so hart wie das Albwasser, gibt also weniger Kesselstein im Kochtopf. Dafür hängt seine sonstige Güte davon ab, ob es gelingt, den Bodensee sauber zu halten. Orte, die sich anschließen, müssen sich zu einer Mindestabnahme von Wasser verpflichten. Um den Gefahren zu entgehen, die diese Zentralisierung mit sich bringt, muß man sich klar sein, daß der Bodensee nie ausschließlich Wasserlieferant sein kann. Natürlich können auch Mitgliedsorte der Hohenberg-Gruppe diese Möglichkeit ins Auge fassen.

Das „Einzugsgebiet“ des Einzelmenschen

Nicht nur Wasserläufe und Quellen haben ein Einzugsgebiet, sondern in gewisser Hinsicht auch der einzelne Mensch. Am Anfang war es so klein, daß es sich auf den Brunnen des Einzelhofes beschränkte. Dann

durfte er Dorfbrunnenwasser trinken, das durch Teichel herbeigeleitet wurde. Dann kam für ihn das Leitungswasser aus immer ferneren Teilen der Markung oder auch aus einer benachbarten Gemeinde. Auf dieser Stufe stehen heute noch: Winterlingen, Ebingen, Tailfingen, Burgfelden, Laufen, Nüsplingen (Bära), Ober- und Unterdigisheim, Hausen am Tann, Ratshausen. Eine weitere Stufe ist die Gruppen-Wasserversorgung, wobei der Mensch das Wasser einer ganzen Landschaft trinkt. Und endlich könnte man im Hinblick auf den Bodensee von einer Landeswasserversorgung sprechen. Die Ludwigsburger werden Wasser vom Sankt Gotthardt in ihren Leitungen haben! In diesem größten Versorgungskreis müssen aber die kleineren erhalten bleiben, wenn Katastrophen vermieden werden sollen.

An dieser Stelle dürfte auch der allgemeine Wasserbedarf von Interesse sein. Sehen wir einmal von den beträchtlichen Wassermassen ab, die für jeden Einzelnen von uns in den großen Grundstoffindustrien verbraucht werden, und nehmen wir nur den Wasserbedarf unserer Heimat an, so kommen wir auf 100 bis 170 Liter am Tag im Jahresmittel (einschließlich der einheimischen Industrie). Ein Stück Großvieh braucht aber 110 Liter am Tag. Wir sehen also, daß ein Mensch — auch der aller-kleinste Säugling — mit fortschreitender Zivilisation bis zum Wasserbedarf eines ausgewachsenen Ochsens fortgeschritten ist. Das ist keine Kleinigkeit! Um 1886 sollen es erst 60 Liter pro Tag und Mensch gewesen sein. Das waren 21 900 Liter im Jahr gegenüber 596 486 Liter pro Jahr in heutiger Zeit!

Immerhin: die gute Mutter Natur läßt uns nicht darben und bedient uns sogar dann noch, wenn wir ein bißchen unverschämmt werden. Wie eben Mütter sind! Aber wir dürfen darüber nicht zu unverschämmt werden und müssen uns mindestens durch unser Denken Rechenschaft darüber ablegen, was wir tun. Gottes schöne Schöpfung ist kein Rohwarenlager, aus dem sich der Mensch endlos mit der größten Selbstverständlichkeit einfach nehmen könnte, was er zu brauchen glaubt. Die Schöpfung ist vielmehr ein Organismus, der nicht ungestraft zerstört werden darf. Man hört immer wieder von Grundwasserspiegelsenkungen und Flußbegradigungen, die sich schwer zu rächen beginnen. Die schlimmste Gefahr ist aber die Verschmutzung und Vergiftung unserer Gewässer und sogar schon des Grund- und Karstwassers.

Wer in eine Sparkasse oben Dreck hineinsteckt, der kann nicht erwarten, daß ihm unten Goldstücke herauskommen.

Isingen 1170 Jahre alt

Geographisches zu der Urkunde von 786 / Von Kurt Rockenbach

(Fortsetzung)

Die Maßstäbe heutiger Geschichtsschreibungen haben sich bei fortschreitender Internationalisierung auch auf diesem Gebiet — ähnlich wie in der Technisierung — in einer Richtung entwickelt, die bald nicht mehr spezialisierter und kritischer sein kann. Mit einer strahlenmäßig koordinierenden und alles ausschöpfenden Dimensionalität strebt die moderne Geschichtsforschung einer Vollkommenheit zu, die vor nicht allzu langer Zeit noch undenkbar war. Wohlgeordnete Archive mit einer fast unvollstellbaren Fülle von Urkunden- und Kartenmaterial und ihre jederzeit erreichbare Zugänglichkeit für jedermann ermöglichen es dem kombinierenden Geschichtsschreiber, den Grenzgebieten, an denen die Urkunden aufzuhören scheinen, immer häufiger ein Schnippchen zu schlagen und die volle Verantwortung dafür zu übernehmen. Die Weltgeschichte, die uns in großen Zügen

als vollendet geschrieben erscheint, kann unter diesen Aspekten bis in das Filigran der einzelnen Ortsbeschreibungen weiter verästelt und vertieft werden. Zum Beispiel sei hier die „Isinger Urkunde“ ausgewählt und analysiert.

Diese Urkunde ist eines jener Pergamente, in dem wohl der Name Isingens 786 erstmals aus dem Dunkel in das Licht geschichtlichen Geschehens tritt, hinter dem aber die Welt wie mit Brettern vernagelt zu sein scheint. Man wollte und konnte früher, allein schon aus archivalisch-technischen Mängeln heraus, nicht mehr über diese Urkunde bringen als ihren lateinischen und deutschen Text, der unseren Lesern in der vorletzten Ausgabe der „Heimatkundlichen Blätter“ nahegebracht wurde. Eine der wenigen Möglichkeiten, wenigstens einen Teil ihres Inhaltes zu verlebendigen, war die, welche wir in dem heutigen Aufsatz zur Ausführung bringen: eine to-

pographisch genaue Kartenskizze mit der Lage der in der Schenkungsurkunde von 786 aufgeführten Orte. Dieses Kärtchen hat natürlich gleich einen Haken, weil es nur die Orte mit ihren heutigen Markungsgrenzen zeigt. Eine Karte vom Jahr 786 besitzen wir nicht und der Kenner weiß, daß es eine solche nie gegeben hat. Die vorhandenen Karten des Altertums und des Mittelalters geben uns wegen ihres übertriebenen Maßstabes keinen Aufschluß und höchstens Anhaltspunkte meist zweifelhafter Natur. Schlüsse auf eine größere Ausdehnung der in der Urkunde von 786 erwähnten und in ihren heutigen Markungsgrenzen dargestellten Orte sind zulässig, nicht abwegig und sogar wahrscheinlich, aber nicht beweisbar. Eine größere Ausdehnung einer Gemeinde war nur dort möglich, wo zwischen ihr und einer damals auch schon vorhandenen Nachbargemeinde keine noch ältere lag, die es in dem aufgezeichneten Gebiet gab, die aber in der Karte nicht eingetragen wurde. Es sind nur wenige. Der Orientierung halber sind die heutigen Orte Balingen, Ebingen, (Epfendorf, E.), Freudenstadt, Horb, Oberndorf, Rottenburg, Rottweil, Sulz, (Vöhringen, V.) in die Karte eingezeichnet.

Die in der Schenkungsurkunde von 786 genannten Orte sind in der Reihenfolge ihrer Aufzählung auf der Karte mit Zahlen 1—15 durchnummeriert. 1 Tunningas ist das heutige Dunningen im Kr. Rottweil. 2 Eburinbah ist der abgegangene Ort Eburinbach, an den noch der bei 2 ersichtliche Eberbach erinnert. Eburinbach kann natürlich auch außerhalb der Markung Dunningen, westlich der Wurzel des Eberbaches, gelegen haben. (Der Eberbach ist ein 4,5 km langer, rechter Zufluß der an Dunningen westlich vorbeifließenden Eschach, die bei Bühlingen-Rottenmünster, 3 km südlich von Rottweil, linksseitig in den Neckar einmündet. Der Bach verläuft in der Achse Schramberg-Dunningen und wird in der Mitte seines Laufes von der Landstraße Schramberg-Dunningen überquert). 3 Sedorof ist Seedorf im Kreis Rottweil und 4 Petarale ist Betra im Kreis Hechingen. 5 Purrom ist das abgegangene Beuren beim Siegelhaus im „Beuremer Tal“ (beachte das m!) zwischen Vöhringen und Heiligenzimmern. Der nicht ganz 4 km südöstlich von Vöhringen (V.) liegende „Schloßberg“ mit seinen karglichen Mauerresten ist die einzige Erinnerung an das ehemalige Purrom. 6 Usingum ist Isingen selbst im Kreis Balingen. Uuuldorof ist Talhausen im Neckartal zwischen Epfendorf (E.) und Rottweil. Mereingum ist ebenfalls ein abgegangener Ort zwischen dem erwähnten Talhausen und Dietingen im Kreis Rottweil. Da die Urkunde geographisch geordnet ist, hat man die frühere Annahme, daß es sich um das (Eyach-) Mühringen im Kreis Horb handele, fallen lassen. 10 Deotingum ist Dietingen im Kreis Rottweil. 11 Tulingas ist Deilingen im Kreis Tuttlingen. 12 Toromoatingum ist Dormettingen im Kreis Balingen. 13 Pisingum ist Bisingen im Kreis Hechingen, 14 Hahhingum Hechingen selbst und 15 Uuassingum ist Wessingen im gleichen Kreis.

Die Urkunde gibt uns einen weiteren Aufschluß: Alle in der Schenkung des Grafen Gerold an das Kloster St. Gallen genannten 15 Orte, dazu noch der Verhandlungsort Nagaltuna = Nagold selbst, sind erstmals 786 genannt (nicht gegründet!) und stellen irgendeinen Teil irgendeiner Territorialität dar. Eine Schenkung dieser Orte an das Kloster St. Gallen, dem man wohl kaum das Schlechteste anzubieten wagte, war als Wertobjekt nur dann möglich, wenn diese Güter schon eine zeitlang bewirtschaftet waren. Mit anderen Worten: alle diese Orte müssen schon vor 786 vorhanden gewesen sein. Wie lange, läßt sich urkundlich nicht mehr erbringen. Wir befinden uns im „Grenzgebiet“ geschichtlicher Forschungen und tasten uns langsam weiter. Zu diesem Zweck haben wir das Römerstraßennetz,

soweit es bis heute erforscht wurde, in die Karte mit eingezeichnet.

Wo Güter bewirtschaftet werden, müssen auch Verbindungswege zu ihnen geführt haben, besonders, wenn sie dazu noch weit auseinander lagen. Welcher Art diese Verbindungswege waren, wissen wir nicht, weil es aus der Zeit von 786 für dieses Gebiet keine spezialisierten Karten gibt. Nur durch die Parallelforschung der Römerstraßen, -siedlungen und -kastelle erhalten wir eine weitere Möglichkeit und sogar ein präzisiertes Bild von den damals mit Sicherheit noch bestehenden und auch benutzten Verbindungswegen. Wenn diese Anlagen — Straßen zerstörte man nicht wie die römi-

schen Siedlungen und Kastelle! — nach 1800 Jahren noch erkennbar im Gelände vorhanden sind, ja teilweise auf viele Kilometer hin zu modernen Straßengefügen ausgebaut wurden und auch heute noch befahren werden, so ist es nicht abwegig, daraus zu schließen, daß zumindest die Militär- und Handelsstraßen des Weströmischen Reiches 200 bis 400 Jahre nach seinem Niedergang für damalige Verhältnisse völlig intakt waren und auch alemannisch-fränkische Siedlungen mit Vorliebe in ihrer Nähe angelegt wurden. Urkundliche Beweise dafür sind nicht vorhanden, höchstens in dieser Weise „verschlüsselt“.

(Fortsetzung folgt!)

450 Jahre päpstliche Schweizergarde

Von P. Adelhelm Rast D. S. B.

(Schluß)

1523 vermerkt der Venediger Gesandte in einem Bericht auch die Farben: weiß, grün und gelb. Dabei kann man jedoch die Beobachtung machen, daß diese Farben je nach dem Pontifikate wechselten, indem meist die Wappenfarben des betreffenden Papstes verwendet wurden. Das Gelb-Weiß als allgemeine Papstfarbe kam erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf. Der Hinweis, daß Raffael oder Michelangelo die Uniform der Schweizergarde entworfen haben, entspricht nicht den Tatsachen. Der Schnitt der Kleidung zeigt nichts anderes als die zeitgenössische schweizerische Kriegertracht, wie sie im ersten Dezennium des 16. Jahrhunderts zwar auf „internationaler Modegrundlage, aber in bewußter Differenzierung zur Landsknechtstracht“ gebildet wurde.

Eigenartige Rechtsstellung

Was die rechtliche Stellung der Garde betraf, besaß sie wie alle eidgenössischen Soldtruppen im Felde, völlige innere Autonomie mit eigenem Gericht. Von diesem Gericht bestand Appellationsmöglichkeiten an die Regierungen der Heimat. Der vom Papste ernannte Hauptmann besaß zwar weitgehende Befugnisse, wie z. B. das Recht zur freien Rekrutierung und Beurlaubung von Gardisten, soweit nicht schweizerische Obrigkeiten einschränkende Bestimmungen erließen. Dennoch hatte er keinen leichten Stand, insbesondere wegen der Appellationsmöglichkeit an die heimatischen Gerichte. Nicht selten kam es vor, daß wegen Vergehen gemaßregelte Gardisten oder bei Soldschwierigkeiten diese an ihre heimatische Obrigkeiten schrieben und sie um deren Intervention angingen. Aus solchen Gründen hatte z. B. die Zürcher Regierung die Absetzung des ersten Hauptmanns Kaspar von Silenen verlangt: doch Papst Julius II. und seine Nachfolger gingen nicht auf diese Forderung ein. Unter solchen Verhältnissen litt die Disziplin der Garde zeitweise Schaden. Dazu kam der relativ zahlreiche Wechsel der Soldaten. Während der italienischen Kriege der ersten zwei Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts fiel der Garde vielfach die Rolle einer Art Offizierstruppeneinheit zu. Hierher wandten sich während der friedlichen Zwischenzeiten Reisläufer, die wegen Mißachtung heimischer Verordnungen zu Hause Strafe zu gewärtigen gehabt hätten; bei Ausbruch neuer Feindseligkeiten rückten sie gleich wieder ins Feld aus. Dank der großen Kriegslust der Schweizer brauchte die Garde daher nicht um den nötigen Mannschaftsbestand zu fürchten. Wir finden selbst unter den einfachen Gardisten junge Leute aus den besten Familien, die es zum Teil später auf Kriegsschaupätzen in fremden Diensten zu hohen Ehren brachten. Daneben fanden sich aber auch Elemente ein, die den Gardedienst als günstige Gelegenheit zur Erwerbung von guten geistlichen Pfründen betrachteten. Papst Martin V. (1417 bis 1431) hatte mit Kaiser Sigmund ein

Konkordat geschlossen, demzufolge die in den ungeraden Monaten des Jahres verfallenden Pfründen dem hl. Stuhl zur Neubewertung vorbehalten blieben. Um daraus zu profitieren, begaben sich manche Schweizer in den Gardedienst zu Rom, weil sie so die günstige Gelegenheit wahrnehmen konnten, sich einen guten Posten in der Heimat zu verschaffen. Da dies zu vielen Unzukömmlichkeiten und Streitigkeiten führte, bat die Tagsatzung Papst Julius II. um Aufhebung dieses Privilegiums, doch vergeblich.

Als Körperschaft eigener Art erhielt die Garde auch einen eigenen geistlichen Betreuer, einen *Gardekaplan*. Der erste, der dieses Amt ständig versah, war Meister Johannes Schliniger, der um 1515 die seelsorgliche Betreuung der Mannschaft übernahm. Sein erstes Werk war die Schaffung einer geistlichen Bruderschaft. Dazu trat er mit den Besitzern der uralten deutschen Nationalkirche St. Maria della Pietà im Campo Santo in Verbindung. Über diese Kirche verfügte damals eine Bruderschaft von niederdeutschen Handwerkern und Kleinbürgern. Im Zuge eines weitgehenden Umbaus in den Jahren 1515 bis 17, der am 14. Mai 1517 durch die Weihe der acht Altäre seinen Abschluß fand, sicherten sich die Gardisten das Benützungsrecht des Altars der Dreifaltigkeitskapelle (nördliches Seitenschiff). Diesen Altar hatte die Schweizergarde selbst gestiftet. Er wurde zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit, des hl. Sebastian, der hl. Barbara und des hl. Christophorus geweiht. Obwohl die Schweizer schon 1517 die Kapelle auszumalen begannen, wurde der endgültige Vertrag mit der deutschen Bruderschaft erst am 16. Mai 1520 geschlossen. In dieser Kapelle wurden nun die Hauptmänner und Offiziere und deren Angehörige bestattet, während die gewöhnlichen Gardisten auf dem Friedhof dieser Kirche ihre Ruhestätte fanden. Von den vorhandenen Grabplatten reicht jedoch keine mehr vor die Zeit des Sacco di Roma (1527) zurück. Der obengenannte Vertrag von 1520 blieb bis zum Westfälischen Frieden (1648) in Kraft. Da sich damals die Schweizer vom deutschen Reichsverbande lösten, wurde ihnen von der deutschen Bruderschaft die weitere Benützung der Kirche verweigert.

Erster Einsatz im Jahre 1506

Über die Tätigkeit der Garde in den ersten Monaten ist uns nur wenig bekannt. Zum Einsatz außerhalb Roms kam sie erstmals in den Herbsttagen des Jahres 1506, als Papst Julius II. am 26. August gegen Perugia und Bologna zog, um die Baglioni und Bentivoglio zu bekämpfen. Der ganze Hofstaat und das Kardinalskollegium nahmen an diesem Zuge teil, der mehr einem Triumphzug als einer kriegerischen Aktion glich. Beim Einzug des Papstes in Perugia am 13. September und in Bologna am 11. November ritt der Gardehauptmann allein hinter dem Herzog von Urbino und dem Markgrafen von Mantua. Schon im Laufe des Monats Oktober war die Garde auf dop-

pelte Stärke gebracht worden. Zudem hatten sich an der Aktion gegen Bologna noch weitere zwei- bis dreitausend Schweizer Söldner beteiligt, die jedoch am 15. November vom Papst in die Heimat beurlaubt wurden. Die hernach wieder auf 189 Mann reduzierte Mannschaft wurde in den letzten Lebenstagen Julius II. erneut auf 300 Mann verstärkt. Unruhige Tage brachen über die Ewige Stadt herein. Niemand wagte sich nachts auf die Straße. Beim Gottesdienst für den am 20. auf den 21. Februar 1513 verstorbenen Nachfolger Petri in der Peterskirche kam es zu einem Streithandel, der vor den Toren von St. Peter in ein blutiges Scharmützel ausartete; dabei wurden zwei Römer durch Gardisten getötet. Einer der ersten Regierungsakte des am 11. März gewählten Papstes Leo X. war die Bestätigung der Schweizergarde und ihres Hauptmannes Kaspar von Silenen, die das Vertrauen, das man in sie gesetzt hatte, in den letzten Monaten vollauf gerechtfertigt hatten. Die Gardisten ihrerseits waren über diesen Gang der Dinge voller Freude und belustigten sich mit Schießen und Abbrennen von Freudenfeuern, die in der ganzen Stadt aufflamten, „als ob ganz Rom in flammen wär“. Bei der Prozession zum Lateran zum offiziellen Regierungsantritt, die mit großartigem Pomp durchgeführt wurde, erschien die Schweizergarde erstmals in ihrer bis heute gebliebenen festlichen Paradeuniform.

Nach dem Tode des ersten Gardehauptmannes, der im Kampfe vor den Mauern von Rimini am 4. August 1517 gefallen war, wurde der Zürcher Bürgermeister Markus Röist zum Hauptmann auserkoren. Da er den Posten jedoch persönlich nicht versehen konnte, stellte er seinen Sohn Kaspar als Stellvertreter. Dieser erwies sich seiner schwierigen und heiklen Aufgabe jedoch vollauf gewachsen, obwohl der Papst zuerst ernste Bedenken hegte. Dem Titel nach aber blieb sein Vater bis zum Tode „Hüter von Leib und Leben des Statthalters der allgemeinen katholischen Kirche“, und dies groteskerweise trotzdem Markus Röist der große Förderer des Reformators Ulrich Zwingli in seiner Vaterstadt Zürich war.

Vom 30. April bis 10. Mai 1521 weilte eine Abordnung der Hauptleute der um Jesi lagernden Schweizertruppen in päpstlichen Diensten in Rom. Bei einer der Audienzen sprach Leo X. den Wunsch aus, daß die Garde in Rom verstärkt werden möge. Wie nun die genannten Truppen gegen Ende Mai in die Heimat entlassen wurden, zogen etwa 300 Mann zur Verstärkung ihrer Landsleute nach Rom. Sie wurden in Trastevere einquartiert und in die gleiche Uniform gekleidet wie die Gardisten, blieben aber ein eigenes Korps unter der Führung ihres Hauptmannes Bartlime Berweger aus Appenzell. Daneben blieben sonst noch 1900 Schweizer in päpstlichem Sold, die dem Papste schworen, für ihn zu kämpfen gegen alle seine Feinde außer gegen ihre Landsleute. Diese zogen dann nach Faenza und sollten noch berühmt werden durch ihre Bravourstücklein an Tapferkeit.

Diese Kompanie Berweger leistete dann in der Zeit der Sedisvakanz wichtige Hilfsdienste, so daß diesmal die Römer nach dem Tode des Papstes keinen Aufruhr mehr wagten. Doch schon am Tage nach der Wahl Hadrians IV. entließ die Kardinalskommission, die bis zum Eintreffen des neuerwählten Papstes die Geschäfte führte, diese Spezialtruppe, ohne ihr aber den Sold zahlen zu können, da die Staatskasse leer war.

In Ehre und Treue dienen . . .

Während all der Kriege in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts und fern der religiösen Spaltung, welche die schweizerische Heimat entzweite, tat die päpstliche Garde der Schweizer schlicht und treu ihren Wach- und Hofdienst. In Ehre und Treue dienten sie dem Stellvertreter Christi auf Erden und waren bereit, für ih-

ren Herrn auch zu sterben, wenn es die Pflicht erforderte. Sie dachten wohl nicht, daß schon nach wenigen Jahren ihr glorreichster Tag der ganzen Geschichte heranzubrechen sollte. Schon beim Sturm auf den päpstlichen Palast am 19. September 1526 entkamen die 189 Gardisten in letzter Minute einem Gemetzel durch Flucht in die Engelsburg, wohin sie der Papst zu sich befohlen hatte. Der sanguinische Papst Clemens VII., der eine ganz unglückliche Hand in politischen Dingen hatte, beschwor durch seine Feindschaft mit dem Kaiser jene schrecklichen Maitage des Jahres 1527 herbei, die unter dem Namen Sacco di Roma in die Weltgeschichte eingieng. Pastor kennzeichnet mit seinem Satz jene geschichtliche Stunde: „Die scheidende Sonne des 5. Mai beschien zum letzten Male die Herrlichkeit des Rom der Renaissance, die schönste und reichste Stadt der damaligen Welt.“ Von den 189 Gardisten konnten sich in letzter Minute nur noch die 42 Mann in die Engelsburg retten, die an diesem Tage gerade den persönlichen Wachdienst des Statthalters Christi zu versehen hatten. In grauenhaftem Kampfe fielen alle übrigen vor der Peterskirche und zum Teil vor den Stufen des Hochaltars von St. Peter einer mehr als hundertfach überlegenen entseelten Soldateska, Spaniern, Landsknechten und Italienern zum Opfer. Der verwun-

dete Gardehauptmann Markus Röist, von zwei Gardisten in seine Wohnung getragen zu Weib und Kindern, wurde vor den Augen seiner Familie von Spaniern niedergemetzelt, die dabei der sich wehrenden Gattin die Finger einer Hand abschnitten. Nachdem sich der Papst am 5. Juni in der Engelsburg ergeben mußte, durften die dem Tode entronnenen Schweizer Gardisten in die Heimat zurückkehren, da nun 200 Landsknechte den Papst in Gewahr nahmen. Doch schon 20 Jahre später zogen erneut 200 tapfere Schweizer nach Rom, diesmal unter Führung Luzerns an Stelle des zur Reformation übergegangenen Zürich. Als Gardehauptmann amtierte Jost (Jodok) von Meggen, der damit eine bis heute nicht unterbrochene Tradition einleitete, das Hauptleute aus Luzern das Kommando der päpstlichen Schweizergarde führen.

Am 6. Mai jährt sich der glorreiche Tag des Heldentodes der Garde und daher werden an diesem Tage jedes Jahr die neuen Rekruten vereidigt. Ehre und Treue hat die Garde hochgehalten, diese ihre Devise ist auch heute noch in vollem Umfange in Kraft. Mögen die treuen Söhne der Eidgenossenschaft auch weiterhin mit Gottes mächtiger Hilfe Hüter und Schirmer von Petri Nachfolger sein.

Wo liegt das älteste Gasthaus Deutschlands?

Wenn einer eine Reise tut, dann will er was erleben. Und wer durch deutsche Lande fährt, wird vielleicht Spaß daran finden, einmal in dem ältesten Gasthaus Deutschlands zu übernachten. Denn „alt“ heißt in diesem Fall ja bei weitem nicht „veraltet“. Doch darüber, wo das „aller“-älteste Gasthaus liegt, sind sich die Gelehrten noch nicht ganz einig.

An der Straße, auf der einst die alten Nibelungen zogen, liegt zwischen Odenwald und Spessart das Städtchen Miltenberg — eine der Perlen, die sich an der funkelnden Kette des Mains von Bamberg bis Würzburg aneinanderreihen. Und an der freundlich beschaulichen Hauptstraße dieses bezaubernden Städtchens steht das „Hotel Riesen“, das schon im Mittelalter eine Fürstenherberge und Zechstube des Adels gewesen ist. Es wird allgemein als das älteste Hotel Deutschlands angesehen. Kaiser und Könige, Fürsten und Ritter, Bischöfe, Heerführer, hohe Beamte, Würdenträger des Reiches und der Kirche sind hier eingekehrt. Der Bau in seiner heutigen, sehr harmonischen Form stammt aus dem Jahre 1590.

Eine Inschrift im Fachwerk des stolzen Gebäudes kündigt:

„Dieser Bauw steht in gottes handt / zum Riesen ist er genandt / Fürsten und herren ist er woll bekandt / Bürger und Bauern Steht er zu der handt / Jacob Storz zu Miltenburck hat In / gemacht mitt seiner handt im Jahre 1590.“

Der Name des „Riesen“ soll auf ein mächtiges Christophorusbild zurückzuführen sein, das einstmals die Schmalfront des Hauses zierte. Doch der Bau von 1590 war nur ein Umbau. Die Geschichte des „Riesen“ ist älter. 1314 war hier Kaiser Ludwig der Bayer zu Gast, 1368 Kaiser Karl IV. Es heißt. Luther habe sich im „Riesen“ aufgehalten und vergessen, seine Bratwürste zu bezahlen. Der Dreißigjährige Krieg führte Tilly, Gustav Adolf, Pappenheim, Piccolomini und Wallenstein hierher. 1655 besuchte Königin Christine von Schweden, 1658 der König von Ungarn, 1704 der Herzog von Marlborough, 1711 Kaiser Karl VI., 1734 der Kurfürst von Bayern, 1868 Prinz Albrecht von Preußen und General Moltke das gastliche Haus.

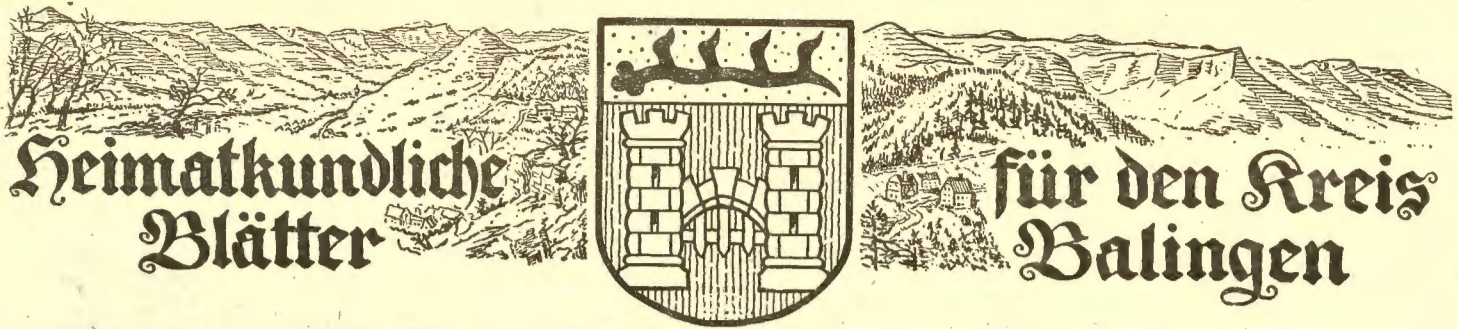
Um das Wohlbehagen ihrer hohen Gäste nicht zu stören, war die Herberge mit etlichen Privilegien versehen. So durfte zum Beispiel in ihrer Nähe kein Mist abgeladen

werden. Das „Hotel Riesen“ bezeichnet sich als das älteste Gasthaus Deutschlands. Ein in Miltenberg ansässiger Forscher wurde eigens beauftragt, die historischen Begebenheiten im Zusammenhang mit den wichtigen Ereignissen in der Geschichte des Hauses zu prüfen. Man wird also in Kürze wohl neue Einzelheiten über die bedeutende Vergangenheit des „Riesen“ erfahren.

Indes: auch andere Gaststätten in Süddeutschland beanspruchen die Ehre des „ältesten Gasthauses“ für sich. In Schönbach bei Lahr, auf einer Paßhöhe des Schwarzwaldes liegt der Gasthof „Zum Löwen“, der Ruine Hohengeroldseck gegenüber. Der Löwenwirt kann eine Inschrift aus dem Jahre 1242 nachweisen, die sein Gasthaus als „Lehenswirtschaft der Geroldsecker“ bezeichnet. Ferner wird es als „Herberge am Berg“ 1370 urkundlich erwähnt.

Als dritter führt der „Bär“, der „Rote Bär“, wie er in den ersten Urkunden genannt wird, zu Freiburg im Breisgau die Bezeichnung „Ältester Gasthof Deutschlands“ in seinem Wirtshausschild. Bis vor kurzem begnügte er sich damit, seine Existenz bis auf das Jahr 1387 zurückzuführen, wie es eine Eintragung im Stadtbuch nachwies. In jüngster Zeit aber kam eine Urkunde ans Licht, die dem „Bären“ bescheinigt, daß er noch sechzig Jahre mehr auf dem Buckel hat. Sein erster Besitzer nämlich, ein Mann namens Bienger, hat am 6. Mai 1327 einmal als Zeuge vor Gericht gestanden, so jedenfalls kann man in der neuentdeckten Akte des Stadtarchivs lesen. In den zweistöckigen Kellern des Hauses, die bereits aus der Zeit der Stadtgründung Freiburgs im Jahre 1120 stammen, reifen heute noch der alten Tradition treubleibend in Fässern und Flaschen die Weine des Landes, vor allem die der nahegelegenen Markgrafschaften und des Kaiserstuhls heran. Die alten Kellergewölbe haben sich nicht verändert, und es ist sogar die Ummauerung des Zutritts zu einem unterirdischen Gang in Richtung zur alten Festungswallmauer noch zu sehen. Von hier aus konnte sich die Bevölkerung der Stadt bei Belagerungszustand mit Trinkwasser und Nahrung versorgen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Württembergs Vergangenheit im Spiegel der Balingen Geschichte

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

Unter obigem Thema habe ich am 24. Oktober 1955 im Balingen Volksbildungswerk einen Vortrag gehalten mit der Absicht, nach den zahlreichen Veröffentlichungen zum Stadtjubiläum die Balingen Geschichte in einen größeren Rahmen hineinzustellen. Selbstverständlich sollte nicht die gesamte Balingen Geschichte und noch dazu die Württembergs behandelt werden. Es wurden drei Beispiele aus drei verschiedenen Epochen herausgegriffen, um an ihnen zu zeigen, wie die Balingen Geschichte mit der Württembergs verflochten ist. Hierbei konnten viele Probleme oft nur angedeutet werden, da die nähere Ausführung zu weit ab vom Thema geführt hätte. Es kam mir vielmehr darauf an, durch das Verständnis der Geschichte der engsten Heimat einen Baustein zu liefern zum Verständnis der württembergischen und der deutschen Geschichte.

I. Zur Besiedlung unseres Gebiets

Unsere engere Heimat ist schon seit urdenklichen Zeiten besiedelt. Gerade die Schwäbische Alb bot in ihren zahlreichen Höhlen den Urmenschen gute Wohnplätze. Außerdem waren die waldarmen Hochflächen gut geeignet als Naturweiden. So ist es kein Wunder, daß aus fast allen Zeitabschnitten der Vorgeschichte zahlreiche Funde vorliegen. Allerdings stammen sie meist aus dem Oberen Bezirk, aus Ebingen, Bitz, Tailfingen, während das Balingen Gebiet mit Funden weniger günstig abschneidet. Immerhin wurden auch auf Balingen Markung Funde aus der jüngeren Steinzeit gemacht, die beweisen, daß die damaligen Jäger wenigstens vorübergehend auch unser Gebiet durchstreiften.

Im ersten Jahrhundert nach Chr. wurde unsere Heimat der römischen Herrschaft unterworfen; den entscheidenden Vorstoß führte hier im Jahr 74 der römische Feldherr Cn. Pinarus. Dieses so unterworfenen Gebiet hatte bei den Römern den Namen „Acri decumates“; die deutsche Bedeutung dieses Wortes konnte bis heute nicht gefunden werden. Sogleich nach der Eroberung wurde dieses Gebiet durch feste Straßen mit den römischen Kastellen am Oberrhein und am Hochrhein und mit den zahlreichen Grenzbefestigungen verbunden. Diese Straßen, die sowohl der schnellen Verschiebung von Truppen als auch später dem friedlichen Handel dienten, sind bis heute noch in Überresten, z. B. in Weilheim und in Winterlingen zu sehen. Zur Sicherung dieser Straßen wurden an wichtigen Punkten Kastelle angelegt, wie das an der Petersburg zwischen Ebingen und Lautlingen, das den Übergang vom Eyach- ins Schmiechatal sichern sollte, und das beim Häsenbühlhof, das an der Kreuzung zweier Straßen lag.

Die Römerherrschaft brachte für unsere Heimat große kulturelle Fortschritte. Am auffälligsten in der Landschaft waren die römischen Gutshöfe, die etwa zu Beginn des 2. Jahrhunderts bei uns errichtet wurden. handelte sich um große, weit ausgedehnte Steinbauten, bei denen erstmals in unserer Gegend Mörtel verwendet wurde. Diese Höfe lagen weit auseinander, über große Gebiete verstreut; dazwischen befanden sich die kleinen Dörfer der unterworfenen Kelten, von denen fast jede Kunde verloren

gegangen ist. Solche römischen Gutshöfe standen, wenn man den dürftigen Spuren vertrauen will, auch auf dem Bebbelt und in der Nähe von Heselwangen. Zahlreiche sicher bezeugte Höfe der römischen Zeit sind dagegen z. B. auf Ebinger Markung zu finden.

Auf den Grenzen des römischen Reiches lastete der Druck der angrenzenden Völker, bei uns der der Alemannen. Schon zu Beginn des 3. Jahrhunderts gelangen ihnen immer wieder einzelne Durchbrüche durch den Limes und Raubzüge ins Dekumatland, wo sie Furcht und Schrecken verbreiteten. Kein Wunder, daß die bedrohte Bevölkerung ihr gespartes Geld und ihren Schmuck vergrub. Wurde der Eigentümer beim nächsten Überfall freilich getötet, so wurde das vergrabene Geld oft nicht mehr gefunden, bis es vielleicht in unserer Zeit durch Zufall entdeckt wird. Der reichste derartige Fliehfund in unserer Gegend stammt aus Unterdisisheim, wo man 1837 durch reinen Zufall ein Gefäß mit 143 römischen Kaiser Münzen freilegte, deren späteste aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus, der von 222—235 regierte, stammt. Dieser Fund gibt Zeugnis vom kommenden Ende der Römerherrschaft: um 260 etwa durchbrachen die Alemannen den Limes und vertrieben die Römer endgültig.

Über die germanische Landnahme, d. h. über die Ansiedlung und Seßhaftwerdung der Alemannen fehlen leider alle schriftlichen Zeugnisse. So sind wir weitgehend auf Bodenfunde, auf Rückschlüsse aus späterer Zeit, auf Kombinationen der mannigfachen Art angewiesen. Es ist deshalb verständlich, daß die Forschung auf diesem Gebiet noch zu keinem absolut sicheren Ergebnis gelangt ist. So bleibt alles Vorgetragene mehr oder weniger Hypothese.

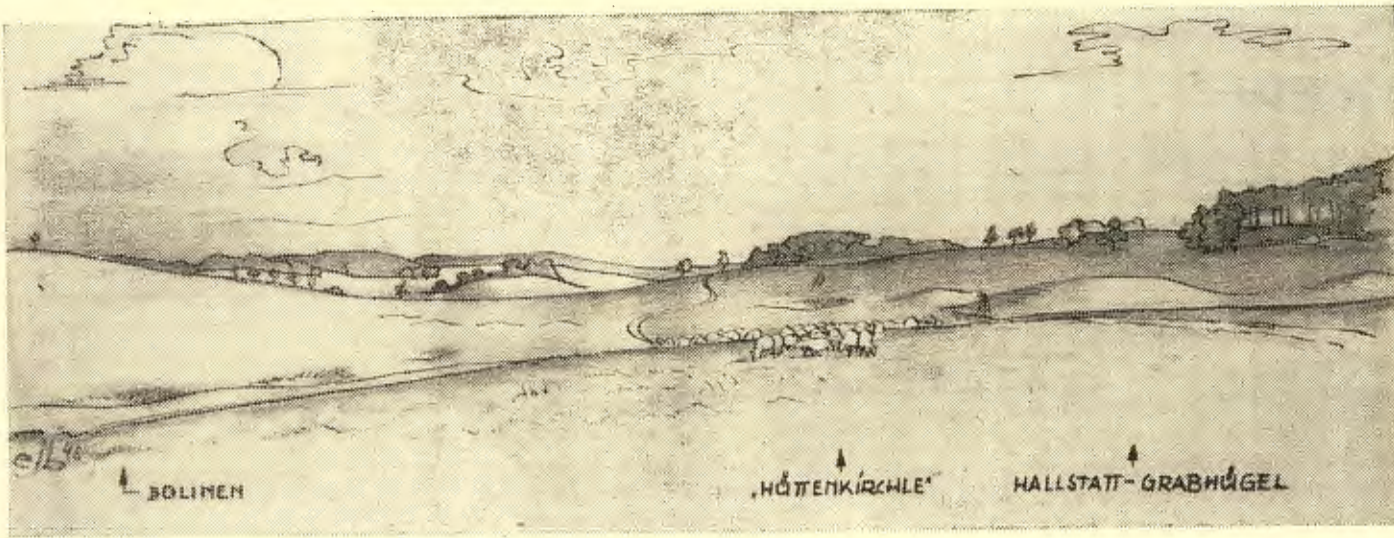
Es steht fest, daß die Alemannen keineswegs sofort nach dem Limesdurchbruch seßhaft wurden, sondern sie behielten noch für lange Zeit ihr unstetes Wanderleben — Zu: Württembergs Vergangenheit im bei und lebten wie Nomaden. Erst als in der Schlacht bei Zülpich 496 die Franken den alemannischen Eroberungszügen für immer Halt geboten hatten, siedelten sich die Alemannen endgültig in festen Dörfern an. Dabei wurden nicht alle heutigen Dörfer auf einmal angelegt, sondern wir können deutlich eine zeitliche Schichtung erkennen: Am ältesten sind die Dörfer auf -ingen und -heim, dann folgen die auf -stetten und -hausen usw., am jüngsten sind die Rodesiedlungen auf -eut, -brand usw.

Lange Zeit herrschte nun der Glaube, genährt vor allem von Viktor Ernst: Alle Germanen waren gleichberechtigt und hatten die gleiche Freiheit; gegliedert waren sie in Sippen, d. h. Familienverbände, deren Oberhäupter das Land aussuchten und jedem der Sippenossen sein Teil zuwies. Die Namen dieser Männer, d. h. der Gründer unserer Dörfer, sind uns ja vielfach noch in den Ortsnamen erhalten: Balgo für Balingen, Ebo für Ebingen, Gisilo für Geis-

lingen, Lutilo für Lautlingen usw. Dieses Bild wurde nun aber von der neueren Forschung gründlich zerstört. Unsere Dörfer werden urkundlich erstmals im 8. Jahrhundert genannt. So schenkte 768 ein Amalpert seine Güter in Dichinesheim (Ober- oder Unterdisisheim), mit mehreren Huben und Hörigen dem Kloster St. Gallen. 793 werden demselben Kloster Güter in Ebingen, Lautlingen, Pfeffingen, Tailfingen, Zillhausen, Laufen, Frommern, Waldstetten, Endingen und Heselwangen von Peratoldus geschenkt. Die Urkunden für andere Orte lauten entsprechend: Immer vermacht ein Grundherr, meist ein Adliger, einem anderen Grundherrn, meist einem Kloster, große Teile seines Besitzes, der oft über viele Dörfer verstreut ist. Von gleichberechtigten freien Bauern ist in keiner dieser Urkunden auch nur im entferntesten die Rede. Sollten sich nun in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit von 450 bis 750 die Besitzverhältnisse so radikal umgestaltet haben, der freie Bauernbesitz restlos in die Hand des Adels übergegangen sein? Das ist höchst unwahrscheinlich, vor allen da auch aus früheren Zeiten, z. B. der des Arminius, Zeugnisse über die große Macht des Adels bei den Germanen vorliegen. Das Leben der Principes, der Adligen, wie es uns Tacitus beschreibt, ist nur möglich mit großem Reichtum, aus dem die Gefolgsleute belohnt werden. Reichtum bestand aber damals in Grundbesitz, d. h. die adlige Grundherrschaft muß schon zur Zeit des Tacitus bestanden haben.

So erscheint es der neueren Forschung wahrscheinlich, daß Männer wie Balgo und Ebo Adlige waren, die mit ihrer Gefolgschaft aus Krieger und Knechten samt ihren Frauen unsere Dörfer begründet haben, wahrscheinlich sogar im Auftrag höherer Adliger, die über größere Gebiete herrschten und die dann auch in jedem einzelnen Dorf größere Besitzungen hatten, wie die vorerwähnten Urkunden zeigen.

Wir im Balingen Raum sind nun in der glücklichen Lage, einen solchen höheren adligen Herrschaftssitz, wenn auch nicht in Balingen selbst, so doch in unmittelbarer Nähe, nämlich in Burgfelden, zu besitzen. Genaue Forschungen, die im Zusammenhang mit der neuen Kreisbeschreibung betrieben wurden, haben ergeben, daß Burgfelden ehemals kein Dorf, sondern schon im 7. Jahrhundert ein reiner Herrnsitz war, der große Machtbefugnisse über die umliegenden Dörfer hatte, z. B. über Pfeffingen, Lautlingen, Laufen, Frommern, Dürrwangen, Weilheim, Waldstetten. Für diese Dörfer baute der Herr auf der Höhe die alte Michaelskirche, die von allen Bewohnern zu den Gottesdiensten besucht werden mußte, ohne Rücksicht darauf, daß z. B. die Einwohner von Weilheim einen stundenlangen Weg zu dieser Kirche hatten. In Kriegszeiten diente eine Fliehburg mit Wällen und Holzaufbauten an der Stelle der späteren Schalksburg als Zufluchtsort für die Bewohner dieser Dörfer. Der Herr von Burgfelden legte zu Füßen der Burg planmäßig neue Siedlungen an, die eine Lücke im Siedlungsnetz schließen sollten; es sind die zahlreichen Orte mit der Endung -hausen, z. B. Zillhausen, Stockenhausen, Margrethausen, wobei andere Orte inzwi-



Die Zeichnung vom Truchtelfinger Degerfeld und das dem Artikel angefügte Verzeichnis der noch vorhandenen und teilweise gefährdeten Merkmale alter Kulturen stammen vom Verfasser.

Um die Reste vergangener Kulturen im Kreis Balingen

Von Ernst Louis Beck

In der Lüneburger Heide und auf der Insel Rügen fand ich vor 20 bis 30 Jahren Hünengräber, die auch da, wo sie in Äckern lagen nach schlimmer „Kultivierungszeit“ wieder ehrfurchtsvoll behandelt wurden und meist schon von weitem kenntlich waren an dem kleinen Eichen- oder Birkenhain, der um sie herum stehen gelassen oder vielleicht neu angepflanzt worden war. Wie ich dann wieder in die engere Heimat zurückgekehrt war und auch einmal nach den Grabhügeln usw. Umschau halten wollte, deren „Ausbeute“ in den Weltmuseen von London und Berlin, ferner in denen von Stuttgart, Tübingen, Sigmaringen und Ebingen so gewichtige Plätze einnimmt, da konnte ich eine kleine Enttäuschung nicht verleugnen. Während auf Rügen schon des Guten zuviel getan wurde, die Kinder einem entgegen rannten und sich darum stritten, „Führer“ zum Hünengrab sein zu dürfen, während dort biedere Handwerksmeister, bei denen man

zufällig eingekehrt war, ganz leidlich Bescheid geben konnten über jene fernliegende bäuerliche Großsteinkultur und über ihre Handwerkszeuge aus Feuerstein, so traf ich in den Orten und das kulturgeschichtlich so klangvoll gewordene „Degerfeld“ lange Zeit niemand, der mir die genaue Lage eines oder einiger Hallstatt-Grabhügel, die manchmal über 20 m Durchmesser und bis 2 m Höhe haben, hätte angeben können. Um die des Kreises ausfindig zu machen, mußte man schon Spezialliteratur vornehmen, denn die Fachmänner waren teils auswärtig, teils verstorben oder gefallen (Stoll und Breeg). Aus dem 534 Fundobjekte (Urnen, Vasen, Zierschalen, bronzene Gewandnadeln, Fibeln, Dolche usw.) umfassenden Verzeichnis der Sammlung Edelmann (Apotheker in Sigmaringen und Ebingen um 1900) im Britischen Museum in London ergaben sich viele Fundorte z. B. der Truchtelfinger „Niemandsbohl“ mit 23 Bronzestücken und einer

Urne; schon schwieriger ist, den „old cove ground of Pfaff von Harthausen/Hohenz.“ als Ort eines geöffneten Grabhügels wieder zu finden, wohl ganz unmöglich ist, den 27. Hügel auf dem Degerfeld bei Ebingen (Black Forest), der das Grab eines „chieftains“ (Häuptlings), den dort gut aufbewahrten reichen Grabbeigaben nach zu schließen, gewesen wäre, unter den zahlreichen Hügeln eindeutig herauszufinden. Leider haben selbst große Forscher (Föhr) keine Karte über die genauen Fundorte hinterlassen; wir sind schon sehr zufrieden, um die Funde und ihre kulturelle Einordnung aus den 11 Grabhügeln des „Dürren Bühl“ auf Winterlinger Markung zu wissen, aber welcher davon nun Hügel III mit der Grabbeigabe eines „mitbeerdigten“ vierrädrigen, bronzeschlagenen Wagens zur guten Fahrt ins Schattenreich war, das wissen wir nicht mehr. Durch die Ebingen Museumsleiter Eyth und Breeg wurde dann für den „Oberen Bezirk“ die Kartierung, so gut es ging, nachgeholt und bei Neuausgrabungen genau vorgenommen. Was Stoll noch vor dem 2. Weltkrieg im „Unteren Bezirk“ bei Schöm-

men wieder verschwunden sind, z. B. Betzenhausen, Waldhausen, Lützenhausen und Hauboltzhausen.

Wir sehen also, daß die Burgfelder Herren auf allen Gebieten eine starke Gewalt ausübten; so haben wir uns die Macht des Adels überall vorzustellen.

Auch auf dem Plettenberg, wo man im Sommer 1955 Alemannengräber gefunden hat, ist vielleicht früher ein solcher adliger Herrnsitz gewesen.

Die Alemannen siedelten sich anfangs keineswegs in geschlossenen Dörfern an, sondern in einzelnen kleinen Gehöftgruppen, die voneinander wohl ziemlich unabhängig waren. Dies kann man uns den sogenannten Reihengräberfriedhöfen schließen, in denen die Alemannen ihre Toten in Reihen beerdigten. Sie können uns noch heute manchen wertvollen Aufschluß über die Lage der alten Siedlungen geben.

So fand man im Stadtgebiet von Balingen vier Reihengräberfriedhöfe, wo wohl jeweils eine Gehöftgruppe ihre Toten beerdigte. Solche Gräber wurden aufgedeckt in der Nähe des Eisenbahnübergangs an der Fortuna und in der Werastraße; beide Friedhöfe gehörten vielleicht zusammen, doch sind wissenschaftliche Grabungen, die das nachweisen könnten, wegen der Überbauung nicht möglich. Die anderen beiden Friedhöfe lagen bei der katholischen Kirche und bei der Hirschbrauerei. Ein fünfter Reihengräberfriedhof, der zwischen Balingen und Edingen an der Eisenbahn lag,

gehörte zum abgegangenen Dorf Stetten und interessiert uns hier nicht. Der einzige Friedhof rechts der Eyach, nämlich der bei der Hirschbrauerei, ist der älteste von allen, stammt er doch bereits vom Ende des 6. Jahrhunderts. Er gehörte wohl zu der Gehöftgruppe in der Gegend der heutigen Friedhofskirche, wo später das eigentliche, erst nach der Stadtgründung von 1255 abgegangene Dorf Balingen lag.

Wenn die Zusammenfassung der einzelnen Gehöftgruppen zu einem einzigen Dorf erfolgte, wissen wir nicht, doch sicher in Balingen erst im 8. Jahrhundert, stammen doch alle genannten Reihengräberfriedhöfe, mit Ausnahme des einen an der Hirschbrauerei, erst aus dem 7. Jahrhundert.

Vielleicht wurde diese Siedlungskonzentration aber sogar erst nach der Jahrtausendwende vorgenommen; nähere Untersuchungen fehlen noch.

Ob diese Zusammenfassung freiwillig erfolgt ist, etwa zum besseren Schutz, oder ob sie erfolgte durch den Zwang eines mächtigen Herrn, ist uns unbekannt. Eine starke ordnende Hand ist jedenfalls schon wegen der komplizierten Flurverfassung in damaliger Zeit anzunehmen. Ursprünglich herrschte bei den Alemannen die sogenannte Feld-Gras-Wirtschaft, d. h. ein Stück Land wurde abwechselnd als Feld und als Grasland genutzt. Seit dem 9. Jahrhundert setzte sich die Dreifelderwirtschaft durch: Die ganze Flur eines Dorfes wurde in drei Zelgen eingeteilt, von denen in der ersten die Winterfrucht und in der zweiten die Som-

merfrucht angebaut wurde, während die dritte brach lag; dabei wurde natürlich jährlich mit dem Anbau gewechselt. Da nun jeder Bauer jedes Jahr von jeder Frucht einen etwa gleichen Ertrag nötig hatte, mußten seine Felder auf die drei Zelgen etwa gleichmäßig verteilt sein. Jeder Balingen Bauer mußte also seinen Anteil an den Zelgen Binsenbohl, Heuberg und Auf Schmieden haben. Wer die Schwierigkeiten und Streitigkeiten kennt, die heute bei Flurbereinigungen zu überwinden sind, der wird als sicher annehmen, daß eine solche kunstvolle Einteilung nur durch einen mächtigen Dorfherrn vorgenommen werden konnte und nicht auf freiwilliger Basis erfolgt ist. Wahrscheinlich ist die Zusammensetzung im Zusammenhang mit dieser neuen Flureinteilung erfolgt.

Vergleichen wir noch einmal die Lage der Römer- und der Alemannensiedlungen. Der römische Gutshof auf dem Bebbelt ist verhältnismäßig weit von der nächsten alemannischen Gehöftgruppe entfernt. Ebenso ist es in Heselwangen, wo man ebenfalls alemannische Gräber fand. In anderen Gemeinden ist es ähnlich. So kann man unbedenklich sagen, daß die Alemannen wohl das vor ihnen bebaute Kulturland übernahmen und weiterhin bebauten; daß sie aber ihre Siedlungen vollkommen neu anlegten. Es besteht also eine Kontinuität der Siedlungsflächen, aber keine der Siedlungen selbst. Diese wurden unter der Führung von Adligen völlig neu gegründet.

Fortsetzung folgt.

berg usw. in Äckern und Wiesen alles an Grabhügeln entdeckte und mit ziemlich genauer Ortsangabe meldete, ist für die Forschung ein großes noch unerschlossenes und bald wohl verlorenes Gebiet, wenn nicht durchgegriffen wird.

Es zeigte sich, daß die Grabhügel insgesamt in keinem einzigen Fall irgendwie ehrfurchtsvoller als ihre nutzbare Umgebung behandelt, daß sie etwa von der Bewirtschaftung des Bodens ausgenommen worden wären: Liegen sie auf einer Wiese, so werden sie wie diese abgemäht (Winterlingen, Truchteltingen, Hossingen usw.), befinden sie sich auf Äckern, so geht der Pflug über sie hinweg (Dormettingen, Schömberg), sind sie im Wald, so wachsen Bäume darauf (Balingen) und stehen sie auf einer Weide, so wird auf ihnen gepfercht, wie's der Brauch ist. Vereinzelt schneidet sich auch ein Wegmittendurch und sicherlich ahnungslos wurde ein großer Hallstatt-Grabhügel als guter Grund für die Ottilienkapelle bei Weilen u. d. R. auserwählt. Bei den uns heute zur Verfügung stehenden technischen Mitteln ist es eine Kleinigkeit, störende Unebenheiten eines Geländes für den Sport, die Landwirtschaft, den Straßen- und Siedlungsbau einzuebnen. Wenn es schon, wie ich hörte, möglich war, daß in früheren Jahren ein Degenfeld-Grabhügel per Schubkarren mühselig nach einer nahen Doline wanderte und dort verschwand, so daß der Landwirt zwei Fliegen mit einem Schlag, den Hügel und den Erdfall, beseitigte, um wieviel schneller läßt sich heute eine Feldbereinigung mittels Planierdrape durchführen.

Dankenswerterweise ist es dem Landratsamt als unterer Natur- und Denkmalschutzbehörde gelungen, eine gefährdete Gruppe Grabhügel auf dem Degenfeld, das ja z. T. wieder als Segelfluggelände dient, vor der Einebnung zu schützen. Nur die Auffüllung einiger Dolinen wäre nötig. Der Flugbetrieb würde sich zwar in der Nähe, aber doch abseits der Grabhügel abspielen. Dies ist bestimmt ehrlich gemeint, jedoch sollte einiges bedacht werden. Die Hügel sind gleichermaßen bewachsen wie ihre Umgebung, unterscheiden sich also zu gewissen Tageszeiten (mittags) und bei diffusem, keinen Schatten werfenden Licht kaum davon. Es muß nun doch trotz dem vorgeesehenen Fluggelände damit gerechnet werden, daß hie und da außerplanmäßige Landungen vorkommen; wenn dabei dann ein Grabhügel übersehen, durch die Bruchlandung ein schwererer Unfall sich ereignen würde, könnte dann das Landratsamt dem sofort mit Entrüstung einsetzenden Verlangen nach Beseitigung der Todesfalle widerstehen?

Es gibt aber einen Weg, der beiden Seiten gerecht werden dürfte. Das Beispiel der Bäume um das Hünengrab könnte befolgt werden. Stünden einige Birken — oder welche Bäume nun vom Forstamt am besten erachtet werden — rings um jeden Hügel, so könnte ihn kein Segler mehr übersehen und der Hügel wäre auch gerettet.

Weit darüber hinaus hätte eine solche Anpflanzung für die Schul- und Erwachsenenbildung einen Wert, der viel stärker ins Gewicht fällt. Wir erleben tagtäglich mehr den Wahn der technischen Verblindung mit Verkehrsmitteln und tausend anderen Dingen, daß die Kenntnis der Leistungen vergangener Kulturen gleichermaßen abnimmt, wie die Betätigung kultureller Art in der Gegenwart. Wir haben aber im Kreis Balingen das Glück, daß wir vielerorts noch eindruckverschaffende Zeugen alter Kulturen vorfinden. Gerade die beiden so ungemäßen wichtigen ersten Hauptkulturstufen, die eiszeitliche Jagdkultur, deren Glanzperiode in Frankreich und Nordspanien auch auf unserer Alb mit Kunstwerken der Elfenbeinschnitzerei spürbar war und die Landwirtschaftskultur in verschiedenen Phasen seit der plötzlichen Einwanderung

durch Dürre vertriebener Bauern aus dem Osten vor 4000 Jahren sind im Kreis noch so gut vertreten, daß es nur der Anregung, des öfteren Aufmerksam-Gemacht-Werdens bedarf, um das Niveau des kulturellen Wissens zu heben. Es läßt sich leicht vorstellen, daß die Schuljugend, aber auch die Naturfreunde- und die Albvereinsjugend, gerne mitmachen würde, junge Bäume um die 2500 Jahre alten Grabhügel hallstattischer Viehherdenbesitzer, zu den kleineren 3500 Jahre alten Hügeln bronzezeitlicher Hirten zu pflanzen und die Jagdhöhlen der Pioniere der Menschheit zur Altsteinzeit vor 12 000—20 000 Jahren zu kennzeichnen. Ein vorheriges Betrachten der Fundgegenstände, der großen, bemalten und eingerillten Tongefäße, der riesigen Weinschüssel, der herzförmigen Talismane, der Frauendolche, der Feuersteinbohrer, -klingen, -schaber und -fäustlinge, des Mammutbackenzahnes aus der Winterlinger Kühstelhöhle in Verbindung mit farbigen Wiedergaben der Deckengemälde von Altamira, Lascaux und der Kleinplastiken von Jagdtieren aus der Vogelherdhöhle im Lonetal würde die Einführung steigern. Die auffallenden Bäume bei jedem Grabhügel aber würden Fragen hervorgerufen, Antwort in handwerklicher, künstlerischer, gesellschaftlicher, weltanschaulicher Hinsicht bezüglich der Fundgegenstände und -umstände verlangen bei Einheimischen wie bei Fremden. Private Besitzer aber sollten zum Verkauf an die Gemeinden bewegt werden, die durch Hebung des Fremdenverkehrs nur gewinnen können.

Aufstellung der im Kreis Balingen noch vorzufindenden und meist gefährdeten Reste vergangener Kulturen der Menschheit

Dazu gehören: Die Höhlen der nacheiszeitlichen Jäger, der Siedlungsort der ersten eingewanderten Bauern, die Grabhügel der bronzezeitlichen und der hallstattisch-keltischen Viehzüchter und Ackerbauern und deren Befestigungen.

Es bedeuten: ○ = wahrscheinlich ungeöffneter, × = geöffneter Grabhügel, die Jahreszahl mit Namen = Fundjahr und Finder bzw. Ausgräber.

- **Balingen**, 2 km SO bei P. 605: 1 Grabh. im Stadtteil Binsenbohl, Hallst. hier- von 1 km O noch 1 Grabh.
- × **Bitz**, Lauen (östl. Degenfeld): 1 Grabh. Funde in Ebingen; Hallst.; Eyth.
- × **-?- Grabh.** Funde mit Wagenradreifen in Stuttgart; Hallst.
- 1,5 km SW am Fuß des Bocksbergs: 1 Grabh.; Hallst., Stat. LA.
- 1,2 km SO, Hohle Fels: Altsteinzeitl. Funde; um 1900, J. Binder.
- **Dormettingen**, 1,3 km NNW Wald Eisenloch: Grabhügelgruppe, stark verzogen durch früheren Ackerbau; 1 Grabh 14,0×1,2 m, daneben 5 verflachte und mehrere fast ganz eingeebnete Hügel; Hallst. Zt., 1932, Stoll.
- **Dotternhausen**, 1,5 km NO links d. Str. n. Roßwangen: Grabhügel; Hallst.
- × **-?- Grabh.** Funde in Stuttgart; Bronzezeit, 1896.
- 3 km SO Plettenberg: Abschnittswall; Bronze- u. Hallst. Zt.
- × **Ebingen**, 4 km SSW im Pfaffental: 1 Grabh.; Funde in Ebingen; 1929 Eyth. 2,5 km SO Stefanshalde über Ehestetten: Höhle im Torfelsen; Feuersteingerät und Scherben; Funde in Ebingen; 1948, Beck. (Die Terrasse darunter, jetzt Wald, trägt Ringwälle und Gruben, wohl von der vor 1100 geschleiften Burganlage der Grafen von Winzeln herrührend. Stephanskirche im Ehestetter Hof, jetzt Scheune.)
- 2 km WNW Katzenbuckel NO-Hang: Trockenmauer und Terrassen; Hallst. Zt., 1930, Stoll.
- 1,8 km NNW Heidensteiner Höhle: Altsteinzeitl. Funde; Eyth.

- × 3 km NO am N-Hang v. Stähl. Männle: 1 Grabh. m. 4 Skel. u. Beigaben; Funde in Ebingen; Bronzezeit; 1928, Eyth. etwas S davon auf dem Hügel: 2 Grabhügel, Bronzezeit; Eyth.
- × 3,6 km NO Hinter Hainloch; N. v. Galt- haus: 5 Grabh. der Bronzezeit; Funde in Ebingen; 1928, Eyth.
- **Erzingen**, 2,9 km WNW im Binsenhau: 3 Grabh. 8-16 m Ø, Hallst.; Stoll.
- × **Hossingen**, 1,5 km O Flur Wangen: Grabhügel, Hallst.; Funde in Stuttgart; Pfar- rer Ötinger, 1869-1905.
- × **-?- Grabh.** Funde in London; Bronzezeit, 1892, Edelmann.
- × **Lautlingen**, Nähe Meßstetten, 3 km SO Flur Kriegsacker; nördl. d. Straße Ebin- gen-Meßstetten: 1 Grabh. Hallst., 1933, Breeg-Binder.
- × **Nusplingen**, Hardthöfe, „Huckles Land“: Grabh. Bronzezt.; Funde in London; 1892, Edelmann.
- **Obernheim**, Burgbühl: Kleinere Befesti- gungsanlage (Flieburg, Hallst.?)
- × **Onstmettingen**, 1,5 km NNO am Gockeler: Sippengrabhügel 30×1 m (25 Skelette); Bronzezeit; Funde in Berlin; Dorn.
- 0,9 km NO P. 893,7: 2 Grabh. d. Bronzezeit.
- × 1 km N Agdebrunnen: 1 Grabhüg. der Bronzezeit, Fund in Berlin; Dorn.
- × 1,7 km SO Fräulesbuche: Grabh. der Bronzezeit, F. in Stuttgart.
- × 2 km SO Linkenboldwald: Grabh. der Bronzezeit, F. in Ebingen, Eyth.
- × bei Linkenboldshöhle: Grabh. mit meh- reren Doppelbestattungen; Bronzezeit; Funde in Stuttgart.
- **Ostdorf**, 2 km N „Verbrenntes Bühle“: 1 Grabh. 12×1,1 m; Hallst., 1933, Stoll.
- 1,5 km NW Witthau Abt. 7: Grabhügel- gruppe, Hallst.
- **Roßwangen**, 1 km WNW: 1 Grabh. 26×1,2 m am Nordrand des Waldes Degen- hardt; Hallst., 1933, Stoll.
- **Schömberg**, SO vom Bahnhof auf dem Bergrücken im Kochenwinkel: 1 Grabh. 21×1,1 m. W davon an der Str. 1 fast ganz zerstörter Hügel.
- 0,75 km S an Straßengabel: 5 Grabh. 11—22 m Ø.
- 1 km S auf dem Scheubühl bei P. 688,1: 1 Grabh. 18×1,4 m, 350 m O hiervon 1 Grabh. 26×0,7 m.
- Den Treffpunkt der Markungsgrenzen von Schömberg, Schörzingen und Zep- fenhan bildet ein Grabh. 14×0,8 m.
- 1 km W, Flur Neidlinger: 12 Grabhügel, Hallst., 1930, Stoll.
- **Tailfingen**, 2,4 km NO: Grabhügelgruppe d. Bronzezeit nach, Eyth.
- 2 km O; 150 m S d. Straße nach Hausen, am Hang des Schönbuschs: Abgeflachter Grabhügel vom Feldweg durchschnitten; Hallst.?
- × 3 km O Neuweiler: Grabh. Doppelbe- stattung; Bronzezeit; Funde in Berlin; Dorn.
- 1 km SO Schloßberg: Befestigungsan- lagen; Hallst.?
- × **Truchteltingen**, 2,3 km NO Niemandsohl: Sippengrabh. (12 Skelette); Bronzezeit; Funde in London; Edelmann.
- × 3 km O im Braunhardstal: Grabh. 18 mal 1 m, Bronzezeit; Funde in Berlin; Dorn.
- × 1 km O beim Schafhaus: 1 Grabh. der Bronzezeit nach, Eyth.
- × 1,3 km O Böllen; Höhe 909: Grabhügel- gruppe der Bronzezeit; Funde in Stutt- gart.
- × 2,6 km O Degerfeld: Grabhügelgruppen in Fluren Herrenberg, Räuhe und Vor Hainloch. Davon wurden um 1890 von Apotheker Edelmann 28 Hügel als von ihm ausgegraben bezeichnet; Hallstattzeit; Funde in London, Berlin, Stutt- gart, Tübingen u. Ebingen. Föhr, Edel- mann, Hülle, Eyth.
- × Mitten im Degerfeld S Straße Truch- teltingen—Bitz: Hüttenkirche-Höhle;

- Altsteinzt.; Funde in Ebingen; Schaudt-Eyth.
- × 2,5 km SO: Bernloch-Höhle; Altsteinzeit; Funde in Ebingen; Breeg.
 - × 2,5 km SO, Steinenlöcher: 1 Grabh. der Bronzezeit; Funde in Stuttgart.
 - **Unterdigheim**, P. 902,3 wenige m NO: 1 Grabh. stark abgeflacht aus Lehm, 6 bis 8 m Ø; Bronze-, Hallstattzeit?, 1933, Stoll.
 - **Weilen u. d. R.**, 1 km O: Die Ottilienkapelle steht auf 1 Grabh. der Hallstattzeit 19×1 m; 120 m NO davon 1 verflachter Hügel 10 m Ø, vermutlich Reste einer größeren Gruppe, 1932, Stoll.
- Weilstetten, Lochenstein:** Bergsiedlungen

zum Teil mit Palisaden; Siedlungsstätte der ersten eingewanderten Bauern zur Jungsteinzeit; ferner der Bronze-, Hallstatt-, Latène- und Römerzeit. 1923, Bersu-Gößler.

- × **Winterlingen**, 5,5 km NNW Dürrer Bühl: 11 Grabh. der Hallstattzeit; Funde in Stuttgart; Föhr.
- × 4 km NNW: Kühstelle-Höhle, Altsteinzeit; Funde in Stuttgart und Ebingen; R. R. Schmidt.
- 3,5 km im S von Stangenhäule P. 840,6: 1 Grabh. der Hallstattzeit? Stat. LA.

(Zusammengestellt von E. L. Beck 1951).

(Fortsetzung folgt.)

Was haben die Bauern im Mittelalter gegessen?

Von Peter Wegst, Balingen

Unsere Dorffluere waren vor 400 Jahren kaum anders eingeteilt als heute auch. Es gab nicht mehr Wälder als heute. Wiesen und Äcker hatten ungefähr denselben Umfang wie jetzt auch, und in unseren Dörfern lebten ebensoviele Menschen wie vor 400 Jahren. Nur die Obstgärten fehlten fast ganz. Dafür war das Dorf in Steinwurfweite vor den Häusern mit einer dichten Hecke umgeben, um die Spitzbuben von nächtlichen Besuchen abzuhalten.

Ein Betrieb von 9 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche hatte 4,5 ha Wiesen und 4,5 ha Ackerland. Von letzterem lag alljährlich ein Drittel in Schwarzbrache. Auf diesem Betrieb mußte ein Pferd gehalten werden, um die vielen Fronfahren für die „Herrschaft“, den Gerichtsherrn, leisten zu können. Diese Fronfahren waren in Friedenszeiten „gemessene“ Leistungen von etwa 14 Gespanntagen jährlich zur Holzabfuhr, für Vorspanndienste oder zur Bestellung der Vogtacker. Aber für diese Dienste mußten die Pferde voll leistungsfähig sein und erhielten daher im Winter auch das meiste Heu. Daneben konnten die Wiesen höchstens noch 2 Kühe und ein Rind ernähren, wobei ausgewachsene Kühe ein Endgewicht von 6 bis 7 Zentnern erreichen mochten und jährlich bis zu 800 Liter Milch gaben. Die Kühe kalbten im Frühjahr. Aber wenn das Gras der Hutungen und Wälder Ende August alt und dürr wurde, war es auch mit der Milch zu Ende. Merkwürdig ist dabei, daß die Säuglingssterblichkeit in der Zeit der „Milchschwemme“ am größten war, was offenbar auf Durchfall, hervorgerufen durch ansaure Milch, zurückzuführen ist. In der milchlosen Zeit ernährten die Mütter ihre Kleinkinder mit „Weißbier“, einem Absud aus Gerstenmalz, dem geseihter Hahnerschleim zugesetzt wurde.

Und die Erträge der Äcker? — Von 4,5 ha Ackerland trugen 1,5 ha Dinkel oder Emmer, auf geringen Feldern auch Einkorn, 1,5 ha Gerste und Hafer. Das Brachland war Sommerweide für die Kühe. Kartoffeln und Rotklee waren noch unbekannt.

Die Ernte ergab etwa 24 Zentner Dinkel oder Emmer, dazu 10 Zentner Hafer und 9 Zentner Gerste. Davon erhob der Zehnherr 2,5 Ztr. Dinkel, 1 Ztr. Hafer und 1 Ztr. Gerste, der Grundherr mindestens 8 Ztr. Dinkel, 3 Ztr. Gerste und ebensoviel Hafer. Bis das Saatgut beiseitegestellt war, verblieben noch 8,5 Ztr. Dinkel (d. s. 6 Ztr. Kernen), 3,5 Ztr. Gerste und ebensoviel Hafer. Das war der Getreidevorrat für eine Familie von 8 bis 10 Menschen. Heute würde ein sorglicher Bauer für diese Familie 40 bis 50 Ztr. Weizen bereithalten, obgleich wir viel mehr Fett, Zucker und Fleisch verzehren.

Was gab es sonst Eßbares? Auf größeren Betrieben hielt man wohl auch ein Schwein, und die „Saububen“, die jüngeren Knechte der Bauern, hatten samt ihren Hunden eine saure Arbeit, um die Dorfherde von vielleicht 20 Stück auf der Waldweide zusammenzuhalten. War die Eichelmast gut, dann

wogen die Tiere an Weihnachten gut einen Zentner, andernfalls mußte man mit 70 Pfund zufrieden sein. Jeder Bauer hielt eine Ziege, die größeren Betriebe hatten auch noch Futter für einen Bock. Die Hühnerhaltung war bescheiden und die Eier mußten auf den Markt gebracht werden, um Nadeln, Zwirn, Salz und Nägel einhandeln zu können. Von den Althennen erhielt der Gerichtsherr jährlich noch als Gebäudesteuer eine „Rauchhenne“ und der Leibherr einen Gökkel. Von der neben den saugenden Kälbern zu erbringenden Milch bereitete die Bäuerin im Laufe des Sommers etwa 20 Pfund Butterschmalz, das zwar auf dem Markt gutes Geld einbrachte, aber nur zum Teil verkauft werden konnte, weil es den einzigen Fettvorrat der Familie darstellte. Gänse durften nur entsprechend der Hofgröße gehalten werden, denn diese wurden im Nachsommer auf die Stoppelweide getrieben und der Gänsehirt befürh nach der Öhmderte auch die Wiesen — und ohne diese Weide war die Gänsehaltung unmöglich. Nach „Simon und Judä“ kamen die Tiere größtenteils auf den Markt und erbrachten dort das notwendige Geld für den „Heuschilling“, das Pachtgeld für die Wiesen und für die Beschaffung von Kleidern und Schuhen. Beim Dorf lagen noch die Krautländer, auf denen man neben Weißkohl für Sauerkraut auch Erbsen und Bohnen erntete. In manchen Gemeinden hatten auch Hanf und Flachs hier ihren Platz. So klein die Anteile waren, man war auf sie angewiesen.

Ein besonderes Kapitel bildete der „Kleine Zehnte“, den der Pfarrer einziehen durfte. Dieser Zehnte wurde erhoben von Erbsen, Wicken, Linsen, Bohnen, Flachs und Hanf. Hinzu kam der „Heuzehnte“ eines Teils der Markung, dann der sog. „Blutzehnte“ von jedem aufgezogenen Fohlen und Kalb, von Lamm und Kitze, von Gänsen, Enten und Hühnern. Bestand der Pfarrer auf seinem Recht — und das mußte er, wenn er nicht verhungern wollte — dann lag er in dauernder Kleinfehde mit den Bauern. Der mittelalterliche Steuereinzug in Naturalien beschäftigte jede Vogt-Gerichtstagung. Um 1500 wurden denn auch alle diese kleinen Naturalsteuern in Geldsteuern umgewandelt. — Der gesamte Steuereinzug war für die Bauern nicht nur eine materielle, sondern ebenso sehr eine seelische Belastung. Nur einer hatte die schriftlichen Unterlagen dafür, was rechtens eingezogen werden durfte — der Vogt. Nur einer konnte diese lesen — der Vogt. Man rechtete in jenen Zeiten oft und ausgiebig, denn „Armut ist eine Haderkatze“.

Der Mensch hatte aber noch eine Nährstoffquelle, den Wald. Man verstand, ihn viel mehr als heute zu nutzen. Bucheljahre waren fette Jahre. Wenn auch die Buchen nur alle 12 Jahre eine ordentliche Ernte brachten, so konnte man von Traufbuchen auch zwischenhinein etwas erwarten. In hungriegen Jahren versuchte man es auch mit gerösteten Eicheln. Von Haselnüssen

ließ sich in guten Jahren rasch ein beträchtlicher Vorrat sammeln. Holzäpfel und Holzbirnen boten in gedörtem Zustand im Winter eine angenehme Abwechslung. Die ganze Waldernte blieb aber unsicher. Großmüttern und Kindern oblag im Sommer das Sammeln von Beeren, Hagebutten, Schlehen, Wurzeln und insbesondere von Teepflanzen, deren Heilwirkung noch viel mehr als heute bekannt war und die bei Krankheit oft die einzige Hilfe bedeuteten. Den von allen begehrten Honig mußte die Hausfrau für Kinder und Kranke und für Festtage zurückhalten. — Die Vitaminversorgung war also in jener Zeit wohl besser als heute.

Der tägliche Speisezettel verursachte nicht viel Kopfzerbrechen, eher noch die Zuteilung der Portionen. Hier halfen die damaligen Tischsitten. Das Essen kam in einer Schüssel auf den Tisch. Zinnteller gab es nur in wenigen Häusern. Der Vater nahm den ersten Löffel voll, dann kam eines nach dem andern, streng der Reihe nach. Die Mutter aß mit den kleinen Kindern, getrennt von den Großen.

In der Heuernte und Ernte gab es morgens Milchsuppe von entrahmter Milch und Schwarzbrot. Mittags kamen Knödel und etwas geräuchertes Fleisch auf den Tisch. Frischfleisch war eine Seltenheit. Abends gabs Brotsuppe mit geschmälzten Zwiebeln. Im Winter begann es mit Haberbrei (ohne Milch!) und rohem Sauerkraut; mittags kriegte man Gerstenbrei mit Dörrobst oder Knödel mit Sauerkraut, am Abend wiederum Brotsuppe. Später am Abend teilte die Mutter jedem noch etliche Nüsse zu. Brot gab es nur, wenn man im Wald oder auf entlegenen Feldern arbeitete und zum Mittagessen nicht heimkam. Die Menschen des Mittelalters waren mehr Breiesser als Brotesser. — Habermus war nicht besonders beliebt, denn es war eine rauhe Kost und erinnerte jedes schlechte Gewissen an abgessene Haftstrafen, während der es nur Habermus ohne Salz und Schmalz gab, weshalb diese Strafen gemeinhin „die Habermus“ genannt wurden.

Natürlich konnten sich manche reichen Händler auch Gewürze und Zucker aus Indien kaufen, aber die Bauern lebten von den kargen Ernten ihrer Felder und dem unsicheren „Eckerich“, dem Ertrag der Wälder. Eine heiße Sehnsucht nach gesicherter Nahrung lag in ihrem Gebet: „Unser täglich (Stück) Brot gib uns heute“.

Aus alten Akten: „Ire speis ist schwarz brod, haberbrei oder gekochte erbis. Ein Zwilchgippe, zween bundschu und ain flizhut ist ir kleid.“

Die Aufregung

Der Geissel-Hannes war ein Original eigener Prägung. Keiner schien ihm überlegen, wenn es darum ging, eine Situation zu meistern. Bei ihm konnte es vorkommen, daß er, wenn er eine Kuh verkauft und Geld in der Tasche hatte, mehr als freigebig war, sogar Fremden die Zeche bezahlte. Er ging aber auch oft in seine Wirtschäfte ohne einen Pfennig in der Tasche. Nun, man kannte weit und breit den Geissel-Hannes, und man wußte auch, daß er noch immer seine Schulden bezahlt hatte. Nun kam der Geissel-Hannes auch einmal, als er wieder ohne Geld unterwegs war, in ein Wirtschäfte ganz außerhalb, in dem man ihn nicht kannte. Trotzdem ließ er sich's Vescher gut schmecken und trank seine Humpen dazu. Als er aber dann nicht zahlen konnte, gab es eine fürchterliche Aufregung. Wie ihn der Wirt bezeichnete, steht in keinem Lexikon. Doch wurde der Geissel-Hannes um so ruhiger, je mehr sich der Wirt aufregte; schließlich meinte er: „Worom regat Se sich eigentlich so uff, Sia send doch net schuldig, daß i koi Geld han!“

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Ulrich von Augsburg und das Abendland

Von H. F. Riedl

Augsburg, die Hauptstadt des bayrischen Schwaben, als römische Kolonie Augusta Vindelicorum 15 vor Christi begründet, 1276 bis 1803 Freie Reichsstadt, im 16. Jahrhundert Tagungsort wichtiger Reichstage im Zeichen der konfessionellen Spaltung, auf denen die Augsburgische Konfession, das Interim und der Religionsfriede 1555 geschlossen wurden, berühmte Handelsstadt der Geschlechter der Fugger und Welser, stand im Zeichen bedeutender Veranstaltungen zu Ehren seines heiligen Bischofs Ulrich und der Tage des abendländischen Bekenntnisses. Das Bistum Augsburg und manche der Abteien in seinen Grenzen sind Südtirol durch Besitzungen im Zeitraum des letzten Jahrtausends verbunden. Aber über diese materiellen Beziehungen hinaus bestanden stets reiche künstlerische und geistige Verbindungen, bezeugt durch manches bedeutende Kunstwerk in Südtirols Kirchen. Aber auch Augsburg besitzt verschiedene Kunstwerke von Südtiroler Künstlern, insbesondere des erst heute in seinem Rang erkannten Johann Ev. Holzner aus Burgeis.

Die große Ulrichsfestwoche von Augsburg ist der Auftakt zur Tausendjahrfeier der Schlacht auf dem Lechfeld, in der am Laurentiustag des Jahres 955 die Gefahr aus dem Osten abgewehrt wurde, bis sie in unseren Tagen in neuer Form heraufgeführt wurde. Seele des großen Unternehmens, das 955 zum Sieg führte, war Augsburgs großer Bischof St. Ulrich, welcher die Voraussetzung schuf, daß das christliche Abendland dem Ansturm aus dem Osten in innerer und äußerer Geschlossenheit begegnen konnte und der durch sein Beispiel in Gebet, Opfer und Glaubensfestigkeit leuchtendes Vorbild war.

Hunnen, Awaren, Magyaren

Zur Mitte des fünften Jahrhunderts erzitterte Europa vor den Einfällen der Hunnen, da wurde die furchtbare Schlacht auf den Katalaunischen Feldern westlich des Rheins geschlagen und flüchteten die Einwohner der zerstörten Städte am nordwestlichen Adriabogen in die Lagunen und stieg Venedig mählich empor. Dann folgten vom siebten bis zum Anfang des achten Jahrhunderts die verheerenden Züge der Awaren, welche auch Tirols Nachbarschaft oft heimsuchten. Karl der Große bannte sie und durch ein Jahrhundert waren Alpen- und Donaudeutschland vor Einfällen gesichert. Da erschienen als drittes der Europa bedrohenden Steppenvölker die Magyaren, die Ungarn. Sie brachten das Großmährische Reich zu Fall und am 4. Juli 907 wurde in einem „bellum pessimum“, wie es in einem von Ernst Klebel in der Benediktinerabtei Admont aufgefundenen Kodex heißt, ad Brezalauspurc, unweit des heutigen Preßburg der bayrische Heerbann geschlagen. Damals fiel der bayrische Markgraf Luitpold der Ostmark, mit ihm zahlreiche Edle und Kirchenfürsten, der Erzbischof Tietmar von Salzburg, der Bischof Uto von Freising und auch der Tiroler Bischof Zacharias von Säben. Ein halbes Jahrhundert währte die Ungarngefahr, die kar-

lingische Ostmark war wie das Großmährische Reich untergegangen, weite Gebiete Deutschlands und Italiens waren den Untaten der schweifenden Nomadenhorden ausgeliefert. Wohl wurden 933, 943 und 951 Siege über einfallende Magyaren errungen, aber diese kehrten immer wieder. Bis dann Kaiser Otto der Große in der Lechfeldschlacht bei Augsburg jenen großen Sieg erstritt, welcher für immer den Ungarneinfällen aus dem Osten ein Ende setzte. Die Bedeutung des Sieges aber liegt darin, daß die Magyaren nicht nur besiegt und eine Gefahr für die Dauer abgewendet wurde, sondern daß die Niederlage, welche die Größe des mittelalterlichen Reiches begründete, den Besiegten zum Segen wurde. Nun wurden die Magyaren seßhaft, nahmen das Christentum und die abendländische Kultur an und wurden zu einem tragenden Element der europäischen Welt.

Augsburgs Glocken läuten die St.-Ulrichsfestwoche ein und damit das Millennium eines Ereignisses abendländischer Bedeutung, das am 10. August seinen Höhepunkt erreichte als dem Gedenktag des Sieges von 955. Als Folge der Lechfeldschlacht erwuchs die ottonische Ostmark, erstarkten Steiermark und Kärnten, breitete sich die segensreiche Mission die Donau hinab aus. Aus dem heidnischen Vajk wurde der heilige ungarische König Stephan, aus dessen Geschlecht bald auf vielen Fürstenthronen des Abendlandes Heilige sitzen. Hier sei nur an die vielverehrte heilige Elisabeth erinnert. Das Abendland kann in der Lechfeldschlacht die Stunde der Befreiung von der Gefahr einer Vorherrschaft heidnischer Völkerstämme, Österreich und Ungarn darin die Geburt als christliche Staatswesen erblicken. Das „crux victorialis Sancti Ulrichi“, das siegende Kreuz des heiligen Ulrich steht über dieser Jahrtausendfeier.

St. Ulrichs Persönlichkeit

Wer war nun dieser heilige Ulrich, dieser Bischof und Reichsfürst, in dessen Zeichen die Feiern zu Augsburg vom 3. bis 11. Juli standen?

Bischof Ulrich ist der Sproß eines edlen, alemannischen Geschlechts. Auf sorgfältige Erziehung des 890 in Wittislingen geborenen Knaben bedacht, übergaben die Eltern den Zehnjährigen der berühmten Klosterschule der Benediktinerabtei von St. Gallen, wo Ulrich acht Jahre verbrachte und in Wissenschaft und Frömmigkeit ausgezeichnete Fortschritte machte. In die Heimat zurückgekehrt, trat er in die Dienste des mit ihm verwandten, hochangesehenen Augsburger Bischofs Adalbero. Von ihm erhielt Ulrich die Priesterweihe und wurde in die weitverzweigte Vermögensverwaltung des großen Bistums eingeführt. Doch nicht lange war es ihm vergönnt, unter der Führung des klugen Bischofs und erfahrenen Staatsmannes in seine spätere Aufgabe hineinzuwachsen. Während eines Aufenthalts in Rom erfuhr er 909 von dem unerwarteten Ableben Adalberos. Mit dem neuen Bischof Hiltin, dem die großen Fähigkeiten Adalberos mangelten, verband ihn

keine seelische Gemeinschaft. So zog er sich vom bischöflichen Hof zurück und widmete sich, für sich nach der Benediktinerregel lebend, mehr als ein Jahrzehnt der Verwaltung seiner Familiengüter, bis er nach Hiltins Tod (923) zum Bischof von Augsburg gewählt wurde.

Ein halbes Jahrhundert sollte Ulrich den Augsburger Bischofsstab tragen. Wie kaum ein anderer war er befähigt, die großen Aufgaben zu meistern, welche die damaligen verworrenen Zeiten forderten. Uneinigkeit der Fürsten gefährdeten den Bestand des Reiches, wiederholte Einfälle magyarischer Horden hatten im Lande große Verheerungen angerichtet und die Bevölkerung in Armut und Not gestürzt. Mit fester Entschlossenheit begann Ulrich das opfervolle Werk des Aufbaues in seiner verwüsteten Diözese. Mit staatsmännischer Umsicht und Klugheit machte er sich an das beinahe noch schwierigere Werk, die entzweiten Fürsten zu einen. Beide Aufgaben führte der Bischof und Reichsfürst einer glücklichen Lösung entgegen. Seinem überragenden Einfluß gelang es, die Zwistigkeiten unter den Fürsten beizulegen, seinem unermüdlichen Bemühen war es zu danken, daß die unheilvollen Schäden der Ungarneinfälle nach und nach beseitigt wurden und das gequälte Volk zu Ruhe und Wohlstand kam. Für alle Zeiten ist Ulrichs Name mit dem entscheidenden Sieg auf dem Lechfeld (955) verbunden. Sein Verdienst war es, daß König Otto, ohne durch Ränke unversöhnlicher Fürsten gehemmt zu sein, mit einer geschlossenen Streitmacht den Ungarn sich entgegenstellen und sie völlig vernichten konnte. Seinem Gebet, mit dem er während der entscheidungsvollen Tage vereint mit seinem Volke Tag und Nacht den Himmel bestürmte, war nicht zuletzt der herrliche Sieg zu verdanken.

Nach der endgültigen Abwehr der Ungarneinfälle konnte sich Bischof Ulrich mit ungehindertem Eifer seinen priesterlichen Aufgaben als Bischof und Seelsorger seiner Diözese widmen, zumal er vom Kaiser die Vergünstigung hatte, die mit seiner Stellung als Reichsfürst verbundenen Pflichten seinem gewandten Neffen Adalbero, den er jedoch überlebte, zu übertragen. Das nahende Alter konnte seine Fürsorge für das anvertraute Volk ebensowenig mindern wie die Bemühungen um die eigene Heiligung. Er konnte mit gutem Gewissen mit seinem göttlichen Meister sagen: „Vater, ich habe das Werk vollbracht, das du mir aufgetragen hast“, als am 4. Juli 973 sein an Opfern und Mühen, aber auch in Erfolgen überreiches Leben erlosch. Schon zwei Jahrzehnte später erfolgte die Heiligsprechung des Augsburger Bischofs.

Ulrichsbrunnen und Ulrichsminne

Die Volksfrömmigkeit nahm sich des großen Augsburger Bischofs, nach dem auch einige Kirchen in Südtirol benannt sind, bald an. Die Ulrichskreuze und Ulrichsbrunnen und die Ulrichsminne halten ebenso wie die zahlreichen ihm geweihten Heiligtümer die Erinnerung an ihn wach. Zahlreich sind die Ulrichsbrunnendln, die als unversieglich und heilsam gelten. Sieben Ulrichskultstätten besitzt Tirol: in Amlach, in

Tientzens mit Krötenopfer, St. Ulrich in Gröden mit Erde, die das Ungeziefer vertreibt, Göriach bei Virgen, Lavant mit alter Ulrichswallfahrt, Stills mit im ganzen Vinschgau als heilsam geachteten Brunnen und St. Ulrich am Pillersee. Nach letzterem, berichtet P. Reginald Möhner 1633, „kamen viele Kreuzgänge aus Vinschgau und umliegenden Orten an. Nach dem Mittagessen hatten wir unsern Spaß, diesen zuzuschauen. Sie sangen, sie sprangen und tanzten, nachdem sie sich vollgesoffen ganz artig . . . gingen endlich mit Jauchzen und Schreien, jeder seine Grätl bei der Hand fierend, wiederumb heim.“ Dies ist an manchen Ulrichs-orten, daß die Wallfahrten mit fröhlichen Volksfesten verbunden sind.

Mit der Beziehung zu den Quellen und Brunnen ist auch die zum Regen gegeben. So gilt der Ulrichstag als großer Lostag. Der Patron des Wassers ist aber auch der Patron eines gesegneten Trunkes, wozu keineswegs immer Heilquellen notwendig waren. „In der Lieb und in den Ehren St. Ulrichs“ trinkt man in Schwaben. Die Ulrichsminne, ein Trunk aus dem vom heiligen Ulrich gebrauchten Maßkelch im Schloß Firmian in Tirol konnte von schweren Beängstigungen

befreien. Hingegen ist nicht stichhaltig, daß er Patron für Teilnehmer an Trinkgelagen mit übermäßigem Trunk ist, die das „Anrufen des heiligen Ulrich“ üben. Wohl aber wird er angerufen als großer Helfer bei allen Übeln und Krankheiten. Das sogenannte Ulrichskreuz trug man gegen Pest und Cholera, gegen Kriegsgefahr und Gewitter; in Zusammenhang mit der Ulrichserde vertrieb es Mäuse und Ratten. Diese Ulrichskreuze wurden mit jenem, das beim Ulrichsgrab in der Benediktinerabtei St. Stephan in Augsburg aufbewahrt und der Legende nach bei der Schlacht 955 vorangetragen wurde, in Berührung gebracht und noch dazu mit dem Zacharias- und Benediktusseggen zu größerer Wirksamkeit versehen. Der fromme Glaube berichtet weiter, daß jede Ratte, die über den Friedhof von St. Ulrich im Grödenlauf, durch Berührung mit der Ulrichserde zugrunde geht. So hat sich an den heiligen Ulrich, einen der volkstümlichsten deutschen Heiligen, viel altes Brauchtum geknüpft. Seine große Verehrung aber hängt wohl mit seiner kräftigen Beteiligung an der siegreichen Abwehr der Feinde deutschen Bodens bestimmend zusammen.

wurden bestimmte Schwerpunkte gebildet, und die Erwerbspolitik für einige Jahre oder Jahrzehnte auf gewisse Räume konzentriert. Es wurden Pausen eingelegt, um die neuerworbenen Gebiete innerlich zu festigen und um neue Kräfte für weitere Erwerbungen zu sammeln. Alle diese verschiedenen Methoden sind besonders gut im Balingen Gebiet bei den Erwerbungen, die die Grafschaft Württemberg hier machte, zu beobachten.

Wahre Meister der Erwerbspolitik waren diese Grafen von Württemberg, die es verstanden, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit aus kleinsten Anfängen im Raum von Cannstatt zur bedeutendsten Macht in Südwestdeutschland emporzuarbeiten. Standen sie anfänglich auf Seiten der Staufer, so ging 1246 Graf Ulrich I. in der Schlacht von Frankfurt mit wehenden Fahnen zum Gegner über; hohe Versprechungen von päpstlicher Seite sollen ihn dazu verleitet haben. Auch sonst nicht unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, war er der 1. württembergische Graf, der ein verhältnismäßig abgerundetes Herrschaftsgebiet hinterließ. Seine Nachfolger wußten die Grafschaft in harten Kämpfen, die mehr als einmal aussichtslos erschienen, zu erhalten und planmäßig zu vermehren. Sie waren sparsam mit ihren Geldmitteln und konnten deshalb günstige Kaufgelegenheiten wahrnehmen, sie schickten ihre Töchter lieber in Klöster, als sie kostspielig auszusteuern, sie hatten ein wachsames Auge für jede sich bietende Gelegenheit. So ist es kein Wunder, daß die Grafschaft, trotz mancher Rückschläge, beständig wuchs und bald auch den Raum von Balingen erreichte.

Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg stieß als erster in unseren Raum vor. Im Jahr 1317 kaufte er von den Herzögen von Teck, einem vom Aussterben bedrohten Geschlecht, die Herrschaft Rosenfeld, zu der eine große Anzahl von Dörfern des Kleinen Heubergs gehörten, z. B. Isingen, Täbingen, Leidringen usw. Von diesem Stützpunkt aus wurde nun eine planmäßige Erwerbspolitik betrieben, um die Grafschaft nach Süden und Südwesten weiter auszudehnen.

Den ersten Fortschritt in dieser Richtung erzielten die Grafen von Württemberg durch den Erwerb von Ostdorf. Hier hatten sie 1347 gewisse grundherrschaftliche Rechte an sich gebracht, die sie dann auf uns unbekannt Weise auf die ganze Dorfhoheit auszudehnen wußten.

Die nächste Erwerbung war Ebingen, das 1367 pfandweise an Württemberg überging. Ebingen war ursprünglich eine hohenbergische Stadt gewesen, worauf noch heute das rotweisse Wappen hinweist. Schon 1324 aber war Ebingen von den Hohenbergern verpfändet worden und gelangte schließlich auf Umwegen an Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz. Dieser verkaufte 1367 seine Pfandrechte an Ebingen und Haigerloch für 11 000 Pfd. Heller an Eberhard den Greiner von Württemberg. Die Grafen von Montfort behielten aber das Recht, Ebingen wieder für die entsprechende Summe einzulösen. Während Haigerloch in der Folge wieder hohenbergisch wurde, fiel von Ebingen nur das Lösungsrecht an Hohenberg zurück, so daß 1381 beim Verkauf der ganzen Herrschaft Hohenberg auch „Ebingen, die Stadt mit der Losung“, wie es in der Urkunde hieß, wenigstens nominell an Österreich überging. Da Ebingen also immer in der Gefahr stand, von Österreich wieder eingelöst zu werden, wurde es nicht mit anderem württembergischen Besitz verwaltemäßig zusammengelegt, sondern zu einem eigenen Amt, dem kleinsten württembergischen, erhoben. Als 1490 Österreich im Vertrag zu Ulm auf die Wiedereinlösung Ebingens verzichtete, war die württembergische Landesorganisation schon beendet; der verwaltemäßige Mittelpunkt unserer Gegend blieb bis zum heutigen Tag Ba-

Württembergs Vergangenheit im Spiegel der Balingen Geschichte

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

(Fortsetzung)

II. Die Erwerbspolitik der Grafen von Württemberg in unserem Raum

Der Adel, der, wie wir gesehen haben, bei der Besiedlung eine so wichtige Rolle gespielt hatte, behielt seine Bedeutung während des ganzen Mittelalters. Er baute Burgen und gründete Städte, errichtete Klöster und Kirchen, verkaufte Herrschaften und Leibeigene. So war das Siedlungsbild durch die Einwirkungen des Adels immer neuen Veränderungen unterworfen.

Die folgenschwerste für Balingen war die Erhebung zur Stadt im Jahr 1255 und die Verlegung aufs linke Eyachufer. Die verkehrsgünstige Lage an der sogenannten Schweizerstraße, die am Albrand entlang führte, und am Eyach-Schmiechaltalpaß, der einen leichten Übergang über die Alb gestattete, hatten für die Erhebung wohl eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Zugleich war Balingen wohl als Festung der Zollern gegen die Hohenberger gedacht, die miteinander in beständiger Fehde lebten.

Diese Stadt Balingen war von 1288 an zugleich der Mittelpunkt der Herrschaft Schalksburg, mit der eine Nebenlinie der Grafen von Zollern ausgestattet wurde. Sie umfaßte wohl im wesentlichen die Dörfer, die von den beiden Grafengeschlechtern umstritten waren; sie sollten damit gleichsam neutralisiert werden.

War auch die Herrschaft Schalksburg mit Balingen und den dazugehörigen 16½ Dörfern verhältnismäßig ausgedehnt, so umfaßte sie doch keineswegs alle Gemeinden unserer Umgebung. So gehörte z. B. Ebingen zur Herrschaft der Grafen von Hohenberg, Rosenfeld zu der der Herzoge von Teck.

Alle diese verschiedenen Herrengeschlechter hatten nun das Bestreben, ihr Gebiet auszuweiten und abzurunden. Seit dem Sturz der Staufer um 1250 hatte das Herzogtum Schwaben die ordnende Hand verloren, und der Egoismus jedes Grafen, jedes Ritters, jeder Reichsstadt glaubte sich ungehindert austoben zu dürfen. Es war im Grund ein Kampf aller gegen alle, wobei jeder hoffte, schließlich der Sieger zu sein, d. h. sich immer weiter auszudehnen und die anderen Herrschaften aufzusaugen.

Die Mittel, die von den einzelnen Geschlechtern angewendet wurden, um ihre

Herrschaften auszudehnen und zu festigen, sind recht verschieden. Unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Staufermacht herrschte der nackte Raub vor: Aus dem herrenlos gewordenen staufischen Hausgut bzw. aus dem Reichsgut suchte jeder möglichst große Beutestücke an sich zu bringen. Oft ließ man sich für geleistete Dienste durch Gebietsabtretungen oder durch Geld, das zum Kauf von Gebieten benutzt werden konnte, entschädigen. Am vorteilhaftesten aber war es, wenn man solche Belohnungen schon im voraus erhalten konnte; zeigte sich nämlich in der entscheidenden Schlacht, daß der Gegner stärker war, so konnte man bedenkenlos zu ihm übertreten und sich auch dafür wieder bezahlen lassen.

Je geordneter freilich die Verhältnisse nach dem Interregnum wieder wurden, desto mehr traten andere Erwerbsmethoden in den Vordergrund. Sparsame Herren konnten anderen, die mehr verbrauchten, große Summen vorschießen und sich dafür entsprechende Gebiete verpfänden lassen, die sehr oft nie wieder vom früheren Eigentümer eingelöst werden konnten. Oft wurden Erbverträge zwischen 2 Familien abgeschlossen; im Falle des im Mittelalter recht häufigen Aussterbens der einen Familie ging deren Besitz an die andere über. Eine weitere Möglichkeit, seinen Besitz zu erweitern, bot der Abschluß eines günstigen Heiratsvertrags, denn jede Tochter mußte mit Land oder einer entsprechenden Geldsumme ausgestattet werden. Wehe der Familie, die viele Töchter hatte! Ihr Besitzstand konnte wie der Schnee an der Sonne dahinschmelzen. Auch der Abschluß günstiger Kauf- und Tauschverträge konnte den eigenen Besitz in vorteilhafter Weise vermehren oder abrunden.

Nun war es allerdings keineswegs so, daß sich die einzelnen Herrschaften völlig planlos ausgedehnt hätten, jedesmal gerade da, wo sie im Augenblick ein Stück erhaschen konnten. Diese Art der „Erwerbspolitik um jeden Preis“, wie ich sie nennen möchte, wurde meist nur bei der Entstehung einer Herrschaft angewendet, um eine einigermaßen gesicherte Ausgangsbasis zu gewinnen. Schon bald nämlich erkannten gerade die einsichtigen Herren, daß eine solche Erwerbspolitik zur Verzettlung ihrer Kräfte und damit letztlich zu einer Schwächung ihrer Herrschaft führen mußte. Deshalb

lingen. So hat Ebingen in gewissem Sinn bis heute unter dem pfandweisen Übergang an Württemberg von 1367 zu leiden.

Am Rande sei übrigens vermerkt, daß auch Ebingen selbst, ähnlich wie eine Reichsstadt, eine Art Landeshoheit ausübte, nämlich über Bitz. Dieses war 1386 käuflich aus der Hand eines verschuldeten Ritters erworben worden und unterstand nur der Stadt selbst, nicht aber der Herrschaft Württemberg.

Auch Winterlingen gelangte in diesen Jahrzehnten an Württemberg; auf welche Weise dies geschah, kann jedoch nicht mehr geklärt werden. Waren bis dahin alle diese Stützpunkte nur isolierte Stützpunkte gewesen, so gelang 1403 Graf Eberhard dem Milde von Württemberg mit dem Erwerb der Herrschaft Schalksburg der Ausbau des Streubesitzes zu einem eigentlichen Amt, das in Balingen seinen Mittelpunkt hatte.

Die Nebenlinie der Grafen von Zollern, die auf der Schalksburg ihren Sitz hatte, spielte weder in der württembergischen noch viel weniger in der deutschen Geschichte eine irgendwie bedeutende Rolle. Das wichtigste Ereignis in der Geschichte

ihrer Herrschaft ist wohl gerade deren Verkauf an Württemberg.

Untersuchen wir die für den Besitzwechsel maßgebenden Gründe, so sehen wir, daß sie typisch sind für die damalige Zeit. Die Geldnot der Zollerngrafen war eine der Hauptursachen; daß sie nicht von heute auf morgen eintrat, kann man aus zahlreichen Verkäufen und Verpfändungen ersehen, die zum Teil mehr als 20 Jahre vor dem entscheidenden Ereignis von 1403 liegen. Sie sollten das nahende Verhängnis aufhalten, doch gegen die wachsende Verschuldung war kein Kraut gewachsen. Dazu kam Unglück in der Familie der Grafen von Zollern-Schalksburg, denn des regierenden Grafen Mülli einziger Sohn starb völlig unerwartet im Sommer 1403 in noch jugendlichem Alter. Da die Familie also in absehbarer Zeit aussterben mußte, verlor Graf Mülli die Lust an der Regierung und erachtete es für das beste, seine Herrschaft zu verkaufen. Der Verkaufspreis von 28 000 Gulden erschien schon bald als so niedrig, daß später die Sage aufkam, Balingen sei um einen Hirschgulden verkauft worden.

Fortsetzung folgt.

Der Honig in Sprichwort und Volkssitten

Von Dr. Herbert Schmidt-Lamberg

Mehrere Jahrhunderte vor Christi besang der chinesische Liederdichter Li Chi ho den Honig mit den Worten: „O, du Linderer der Schmerzen / mondgesichtiger Blütenstaub / süßgefaßt in tränende Tränke.“ Und der indische Dichter Rabindranath Tagore hielt in seinen philosophischen Tagessängen den Honig für das „Göttergeschenk, das von eh und je dem Menschen die Süße des Vergessens-Trankes gibt“.

Auch die frühen Völker der Seefahrt, die Phönizier und die Griechen, haben den Honig bereits mit Werbesprüchen bedacht; denn sie wollten damit den Reizen ihrer Ausfuhrerzeugnisse vermehren. In Massilia, dem heutigen Marseille, verbreiteten sie das Wort, das man als einen höchst modernen Slogan ansehen kann: „Was uralte Völker für ihr Heil gegessen haben, was sie als kostbares Getränk für ihr langes Leben genossen, wollen wir auch aufnehmen und ständig verehren.“ Worauf dann eine sehr eingehende Darstellung der Honiggewinnung und des Honignutzens in den Ländern der Levante folgt.

Tacitus macht uns — Gallische Gebräuche XXIII/2 — damit bekannt, daß die Imkerei in den gallischen Ländern „vom Süden her“, also wahrscheinlich vom vorstehend genannten Marseille aus, weite Verbreitung gefunden habe. Die Überreichung eines Tontöpfchens mit Honig war damals ein Huldgeschenk der Grafschaftsführer an besonders verdiente Frauen. Letzte Idee dabei war zweifellos, daß diese Frauen mehr als sonst früher den Honig für die damalige Küche verwenden sollten.

Im übrigen ist die Sitte der Überreichung von Honiggeschenken in der Welt immer schon stark verbreitet gewesen. In Georgien, wo man heute mehr Honig als andere Nahrungsmittel erzeugt, überreicht der Bräutigam der Familie des Schwiegers einen großen Krug mit Honig. „So süß und angenehm soll eurer Tochter das Leben bei mir vergehen.“

Die Armenier, die noch vor einigen Jahrhunderten die Familienfehde kannten, schickten, wenn sie diese nach Generationen endlich beenden wollten, dem Gegner große Ballons, gefüllt mit Honigweinen. Der Honig als Friedenszeichen war im übrigen auch bereits den indianischen Völkern zwischen Texas und Chile bekannt. Bei Ausgrabungen in Mexiko, Honduras, Bolivia, Peru und Chile hat man immer wieder in den Gräbern und Gedenkhallen für große Krieger gut erhaltene Krüge und Urnen gefunden, die mit Honig gefüllt gewesen waren. Der

Stammeshauptling sah darin das sichere Zeichen friedlicher Maßnahmen seines Nachbarstammes.

So kann man sagen, daß in der ganzen Welt der Honig sowohl im kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Völker als auch bei der Regelung ihrer gegenseitigen politischen Beziehungen eine erhebliche Rolle gespielt hat. Wenn heute noch der Jüngling in Äthiopien seine Mutter zur Familie seiner Angebeteten sendet, wenn diese dort erkunden muß, ob man ihr Brot und Kaffee oder ob man ihr Kuchen und Honiggetränke vorsetzt, so bedeutet auch das die Erforschung einer günstigen oder nachteiligen Aufnahme einer Bewerbung. Die gleiche Sitte haben im übrigen die Philippinos, die in ihren ländlichen Wohngebieten auf ihren zweitausend Inseln immer noch den für sie kostbaren, weil wenig gewonnenen Honig benutzen, um jemandem eine große Verehrung auszudrücken. Allerdings erkennt daran der so Beschenkte auch, daß der Schenker etwas von ihm will. „Honig verströmt das Leben, aber wer empfängt, kann leicht daran kleben bleiben“, ist deshalb auch in diesen Zonen ein verbreitetes Sprichwort.

„Honigsüß ist deine Zunge“, sagten bereits die alten nordischen Völker. Sie wollten damit etwas ganz ähnliches ausdrücken, wie das heute noch die Philippinos tun, und wie es viele Völker vor ihnen getan haben. Denn wenn man jemanden die Eigenschaft des „honigsüßen“ zuerkennt, will man in Europa damit ausdrücken, daß nicht gerade echter Honig aus Worten und Taten des anderen quillt, sondern daß dieser dafür eine nur honigsüße, nicht ganz echte Meinung und Handlung ausdrückt. „Hüte dich vor dem Honig, oft steckt eine Bärenatze dahinter“, so sprechen die Weißrussen, die ja mit Bären und mit Honig viel zu tun haben. Auch sie wollen damit sagen, daß man mit so großen Naturgeschenken, wie es der Honig immer für sie gewesen ist, keinen Mißbrauch treiben darf. Sonst steckt eben dahinter die Bärenatze, d. h. man kann zu Schaden, Verdauungsübeln und Verstimmungen kommen.

Offt wird rings um die Erde der Honig mit der Milch in einem Atemzug genannt. Schon Kanaan war für die alten Völker des Jordangebietes das Land, worin „Milch und Honig fließt“. Und wenn einer noch heute bei uns besonders frisch aussieht, so erkennt man ihm zu, daß er „aussieht wie Milch und Honig“. Das wieder bedeutet, daß die gesundheitsfördernde Wirkung des Honigs allen Völkern in jeder Kulturrepoche schon

bekannt war. Es ist deswegen kein Wunder, wenn ein etwas derbes Sprichwort der Völker des Balkans etwa ausdrückt: „Junge Weinsäufer, alte Honigschlecker“; auch das bedeutet gar nichts anderes, als daß in weiser Erkenntnis der günstigen Gesundheitswirkung des Honigs gerade die jungen Prasser und Trinker sich vielfach noch rechtzeitig später am Honigverbrauch umkehren, was ihnen so gut immer bekommen sein muß, daß es überall auffiel, bis daraus ein Volkswort wurde.

Als man im Mittelalter in Nord- und Mitteleuropa die großen Brauereien gründete, war man sich des Wertes des Honigs für diese Biererzeugnisse wohl bewußt. Aus den alten Braurezepten geht sogar hervor, daß man damals (etwa um 1400—1550) weniger den sättigenden und genüsslichen Wert des eigenartigen Bieres kannte, als die Wirkung des Honigs in dieser Richtung.

Trotzdem sagte man und sagt das in bestimmten Gegenden immer noch, daß „einer zu viel am Honig geleckt“ habe, wenn er vom Bier zu dick wurde. So ist die heute etwas dünner gewordene Beziehung vom Bier zum Honig immer noch im Denken des Volkes erhalten geblieben, das ja nun verwechselt, daß einer nicht vom Honig, sondern vom Biertrinken dick geworden ist. Was auch nicht immer nur allein dem Bier zugeschrieben werden sollte.

Die Fugger schenkten ihren Schutzbefohlenen, wenn sie diese in ihrer Fuggerei aufnahmen, zuerst einmal neben Bekleidung eine viertel Gallone Honig. Dieser Brauch stammte daher, weil es sich damals bereits herumgesprochen hatte, daß man mit Honig so gut wie alle leiblichen Bedarfsfälle für die Ernährung stillen kann. Übersetzt wollte man also durch diese Gabe andeuten, daß man in der Fuggerei wohl bedacht sein werde, für alle Leibesnöte der Aufgenommenen zu sorgen. Wieder einmal ist eine solche Sitte nicht örtlich beengt geblieben; wir finden zahlreiche Testamente alter Gutsherren und Wohltäter aus Kirche, Ämtern und Gesindewerken, die den Passus tragen: „Aus den Imkereierträgen soll der und der einen Dreißigsten erhalten“. Wie der Zehnt die Bedeutung einer lebenslangen Abgabe der Bauern war, so bedeutete in Litauen, in Estland und in Weißrußland der „Dreißigste“ die testamentarische Zuwendung an einen Erben aus den Imkereierträgen.

Man hat also an den Honig im Leben der Völker ebenso gedacht wie beim Sterben der Menschen. Erbschaften wurden oft mit Andeutung der Bienenzucht überlassen, wobei viele passionierte Bienenzüchter früherer Zeiten verfügten, daß (wie weiland der Domgarten- und Domgemeinde-Archivar Sebalduš Fedor Anton von Meuperen in Riga, 1611) alle diejenigen, welche „aus meinem Hinterlaß jemals und in alle Zeit einen Vorteil genießen werden, diesen nur solange tragen sollen, wie sie auch für die von mir geschaffene Stadt- und Bauernimkerei Sorge tragen werden“.

Litauen ist auch die Heimat des Sprichwortes: „Sorge dafür, daß dein Vater nicht zuviel vom Honig ißt, daß dein Großvater nicht von eigenen Bienen gestochen wird.“ — Auch das ist ein Wort, das erkennen läßt, wie bereits Ernst Wiechert in seinen „Litauischen Geschichten“ erwähnt, daß durch ganze Generationen Vorschriften über die Imkerei und ihre Entwicklung gemacht wurden. Noch heute gibt es in jenen Gebieten und auch anderswo — wir fanden das in Brabant in Belgien, in der Dauphiné in Südfrankreich — Imkerfamilien, die ihre Bienenzuchtgeschichte über mehr als 20 Generationen hindurch vererbt bekommen haben. Und deswegen können wir auch mit einem provençalischen Sprichwort abschließen, das uns daran erinnert, daß „nur der Vorfahr richtig geachtet ist, der uns ein Erbe hinterläßt, das uns erfreut wie der Honig den Imker“.

Isingen 1170 Jahre alt

Geographisches zu der Urkunde von 786 / Von Kurt Rockenbach

In Ergänzung des geographischen Berichtes in Nr. 7 der „Heimatkundlichen Blätter“ vom Donnerstag, dem 31. Juli 1956, zeigt die Karte die heutige Gestalt der in der Schenkungsurkunde genannten Besitztümer des Grafen Gerold in der Perihitilipara (= „Berchtoldsbar“, richtiger Perihitilipara). Die Zahlen entsprechen der Reihenfolge der Ortsnennungen in der Urkunde. Alphabetisch geordnet handelt es sich um den Besitz des Grafen Gerold in: Betra (4 = Petarale), in dem im Mittelalter abgegangenen Ort Beuren (5 = Purrom), Bisingen (13 = Pisingum), Deilingen (11 = Tulingas), Dietingen (10 = Deotingum), Dormettingen (12 = Toromoatingum), Dunningen (1 = Tunningas), dem abgegangenen Ort Eburinbach (2 = Eburinbah), an den nur noch der bei 2 eingezeichnete Eberbach erinnert, Hechingen (14 = Hahhingum), Isingen (6 = Usingum), dem abgegangenen Ort Mühringen (9 = Mereingum), Seedorf (3 = Sedorof), Talhausen (8 = Talahusum), Weildorf (7 = Uuildorof), Wessingen (15 = Uuassingum).

Flächenmäßig entsprechen die heutigen Markungen der in der Schenkungsurkunde von 786 genannten Orte einem Gebiet von rund 40 Quadratkilometer oder 4000 Hektar Land. Welche Ausdehnung die Besitztümer des Grafen Gerold damals gehabt haben, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis. Trotzdem aber damals schon eine Anzahl weiterer Orte zwischen den auf der Karte eingetragenen vorhanden war, dürften die Besitztümer eher noch größer gewesen sein als heute. Aber auch wenn wir bei den heute geltenden Größenangaben bleiben, war die Schenkung des Grafen Gerold an das Kloster St. Gallen eine der bedeutendsten jener Zeit. Nicht mit Unrecht hat sie für die Frühgeschichte unseres Landes den Namen „große Schenkung“ erhalten. In Nâgöld be-

fand sich der Sitz des Grafen Gerold. Hier wurde auch die Urkunde ausgestellt.

Die Karte zeigt auch die Züge des römischen Straßennetzes, das aller Wahrscheinlichkeit nach damals noch ziemlich intakt war und für den Verkehr verwendet werden konnte. Die Kastelle (Quadrate) und die Gutshöfe (Punkte) aus der Römerzeit waren größtenteils zerstört. Ihre Baumaterialien

mögen teilweise zur Errichtung der Königshöfe und der ersten Kapellen und Kirchen gedient haben. So sind nachweisbar die Stützsäulen des Triumphbogens in der Nâgölder Remigiuskapelle römischer Herkunft. Sie steht auf dem Grund des ehemaligen römischen Gutshofes und des später dort errichteten Königshofes, dem Sitz des Grafen Gerold (heute: Obere Kirche und Friedhof). — (Zugleich Klarstellung einiger Druckfehler in Nr. 7 der „Heimatkundlichen Blätter“).

(Fortsetzung folgt)

Das Ei des Kolumbus

Von Almut Lammert

Unbeschreiblicher Jubel herrschte am 15. März 1493 in der spanischen Hafenstadt Palos. Unter Glockengeläute zog die Einwohnerschaft zum Hafen. Sie wollte Christoph Kolumbus mit seiner Mannschaft begrüßen. Er war vor siebeneinhalb Monaten von Palos ausgelaufen, um die größte Entdeckungsreise in der Geschichte der damaligen Menschheit zu vollbringen.

Wenig später gab Kardinal Mendoza in Barcelona zu Ehren von Kolumbus ein Gastmahl. Auch der königliche Hof huldigte dem Entdecker, Freunde und Feinde saßen an der Tafel. Der Gegner von Kolumbus — nicht alle Großen des Landes hatten seinerzeit dem Plan von Kolumbus zugestimmt — waren mißgestimmt, daß ein Fremdling aus Italien, der einst als hungernder Bettler an die Pforte des Franziskanerklosters Rabida geklopft hatte, dem stolzen Spanien diese Macht und diesen Ruhm gebracht hatte. In ihrem Neid wollten sie das Verdienst Kolumbus' schmälern und ihn nur als erfolgreichen Abenteurer hinstellen, der es verstanden hätte, fremde Pläne auszuführen. So konnte sich bei dem Festmahl einer der Höflinge nicht enthalten, Kolumbus herauszufordern. Er fragte den Admiral, ob seine Entdeckungsreise so schwierig gewesen sei,

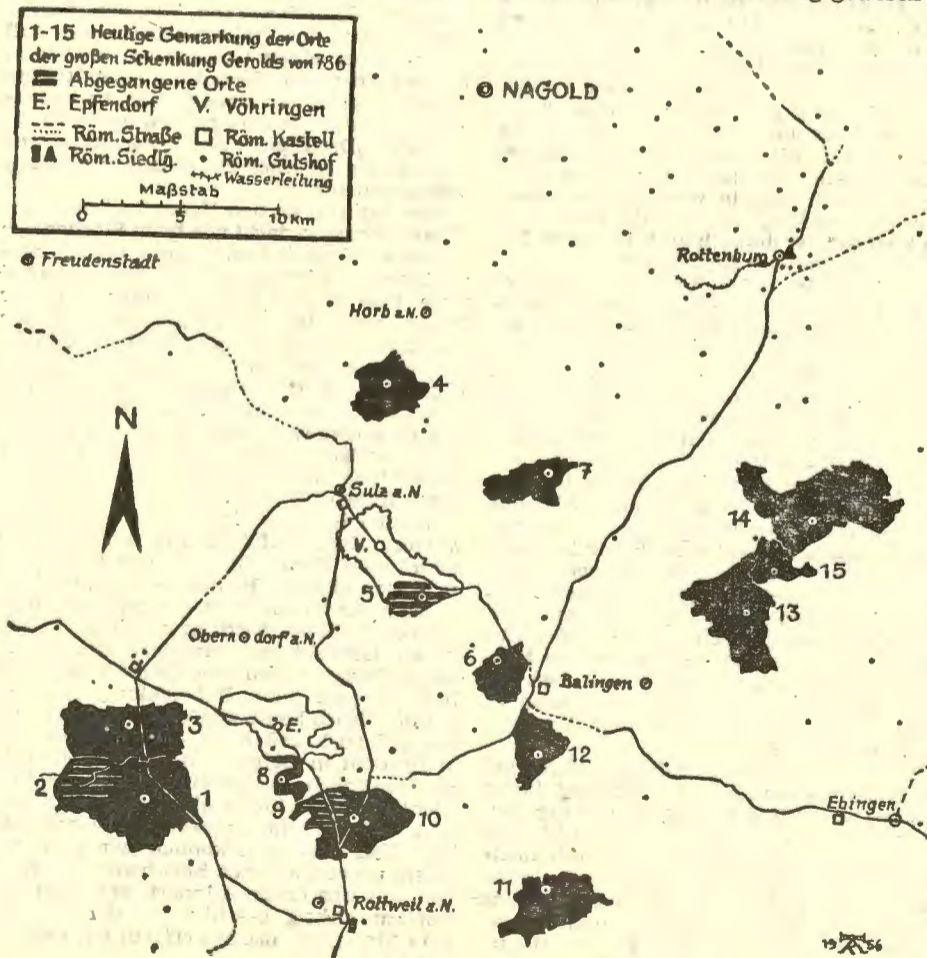
daß sie nicht auch jeder andere Seemann hätte vollbringen können.

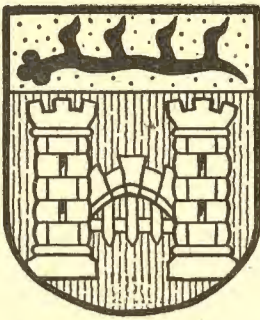
Kolumbus soll an ihn die Gegenfrage gerichtet haben, ob er ein Ei auf dem Tische aufrecht hinstellen könne. Man versuchte es hin und her, aber niemand war dazu in der Lage. Da ergriff Kolumbus ein Ei, setzte es so hart auf die Tischplatte, daß die Spitze einknickte und das Ei stehen blieb. Damit wollte Kolumbus zum Ausdruck bringen, daß es nicht nur genüge, einen Plan zu kennen, sondern man auch Mittel und Wege wissen müsse, ihn auszuführen. Die Christen fügten schon damals hinzu, daß sie diese Geschichte von dem Ei des Kolumbus nur durch Hörensagen wüßten. Sie hatten allen Grund, sich so vorsichtig auszudrücken, denn die Erzählung gehört in die Kategorie jener historischen Anekdoten.

Das Kunststück mit dem Ei haben schon andere vor Kolumbus gekannt. So soll der Baumeister Filippo Brunelleschi, als er im Jahre 1421 nach Florenz berufen wurde, um den Bau des Domes Santa Maria del Fiore mit einer Kuppel abzuschließen, seinen neugierigen Rivalen dieselbe Eigenschaft vorgemacht haben. Sie drangen in den Künstler, daß er ihnen seinen Bauplan vorzeige. Er ersuchte sie statt dessen, ein Ei auf die Spitze zu stellen. Als sie dann, von ihm belehrt, ausriefen, daß sie es auch so hätten machen können, antwortete Brunelleschi lachend, sie würden es auch verstanden haben, die Kuppel zu wölben, wenn sie sein Modell oder seine Zeichnung gesehen hätten. Übrigens war dieses Kunststück, wie Büchmann in seinem Buch „Geflügelte Worte“ erzählt, in Spanien unter dem Stichwort „Hänschens Ei“ volkstümlich. Der Dichter Calderon berichtet darüber in seinem „La dama duende“ (Die Dame Kobold). Das andere (Geheimnis) kennst du doch mit Hänschens Ei? Womit viele hoch erhabene Geister sich umsonst bemühten, um auf einen Tisch solches aufrecht hinzustellen, aber Hänschen kam und gab ihm einen Knicks nur, und es stand.

Mögen die Geschichtsforscher um die Berechtigung der Fabel streiten. Der Volksmund nimmt seine Stoffe aus dem pulsierenden Leben, ohne nach ihrer strengen Wahrheit zu fragen. Um Kolumbus darzustellen, wie er gegen Neid und Mißgunst kämpfen mußte, konnte man keine bessere Anekdote finden. Sie führt uns den Seefahrer vor Augen, wie er noch einmal über die Höflinge triumphiert. Er lichtete später noch mehrmals die Anker, um zur Neuen Welt zu fahren, aber im Triumph, wie nach Barcelona, kehrte er nie wieder zurück. Als Angeklagter erschien er nach seiner zweiten Reise vor dem königlichen Hof. In Ketten gefesselt mußte er die dritte Rückfahrt nach Spanien antreten. Not und Enttäuschung erntete er auf seiner vierten Reise, bis seinen zuletzt umnachteten Geist der barmherzige Todesengel im stillen Valladolid von allen Mühen und Kämpfen erlöste.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.





Maler Johann Ludwig Krimmel aus Ebingen (1786--1823)

Von Dr. Stettner, Ebingen

„Kein Prophet gilt etwas in seinem Vaterland“ - dieses Motto könnte man über das Leben des Malers Johann Ludwig Krimmel aus Ebingen setzen. Der Ruf dieses Mannes, der es nach seiner Auswanderung in den Vereinigten Staaten zu Ruhm und Ansehen gebracht hat, verhallte in der Heimat fast ungehört. Jedenfalls hat man ihn hier vergessen, denn keine Aufzeichnungen über ihn sind in Ebingen erhalten geblieben. Und doch verdient er es, der Vergessenheit entrissen und neben Christian Landenberger als zweiter bedeutender Maler unserer Stadt herausgestellt zu werden, so verschieden auch Leben und Werk der beiden Künstler gewesen sind.

Johann Ludwig Krimmel wurde am 30. Juli 1786 hier als Sohn des Kaufmanns und Konditors (Johann) Jakob Krimmel und der Elisabeth Katharina Nördlingerin geboren. Seine Großväter waren der hiesige Rehwirt Johannes Krimmel und Johann Jakob Nördlinger, Gerichtsverwandter und Posamentierer zu Pfullingen. Johann Ludwig erlernte offenbar den Beruf des Vaters, jedenfalls ist er im Familienregister als Kaufmann und Konditor eingetragen. Doch muß er schon hier den Grund zu seiner Künstlerlaufbahn gelegt haben, ohne daß wir angeben könnten, wer ihn dazu angeregt oder geschult hat.

Obwohl die Familie zu den vermöglichen der Stadt zählte, wanderten zwei Söhne nach den Vereinigten Staaten aus, zunächst Georg Friedrich Krimmel, der in Philadelphia Inhaber eines Geschäftshauses wurde. Ihm nach fuhr 1810 sein jüngerer Bruder, unser Johann Ludwig, vermutlich um drüben seine Künstlerträume verwirklichen zu können. Das Familienregister verzeichnet schlichtweg: „nach Nordamerika gegangen, Maler geworden“. Dem älteren Bruder gefielen die Künstlerträume Johann Ludwigs gar nicht; er scheint ein nüchterner Geschäftsmann gewesen zu sein. Er versuchte, seinem Bruder die Flausen auszutreiben und steckte ihn zu diesem Zweck in sein Geschäft. Das war aber nicht nach dem Sinn und Geschmack des Jüngeren. Schon nach wenigen Monaten verließ er seines Bruders Haus und Geschäft, mietete sich bei Fremden ein und widmete sich zunächst der Porträtmalerei, die seinen Neigungen besser entsprach als Handel und Gewerbe. Und wirklich fand schon sein erstes Bild, das seine Hauswirtin und deren Familie darstellte, soviel Interesse und Beifall, daß er zunächst, wenn auch kümmerlich, mit dem Porträtieren sein Leben fristen konnte. Schon 1811 hatte er die Genußtuung, daß eines seiner Bilder, ein Stillleben (Pepper-Pot) von der Columbian Society of Artists für deren Jahresausstellung in der Pennsylvania Academy of Fine Arts angenommen wurde.

Einige Zeit später heiratete unser Johann Ludwig. Um nun für die allmählich wachsende Familie den Lebensunterhalt besser zu sichern, nahm er eine Stelle als Zeichenlehrer an einer Mädchenschule an. Die Leiterin der Schule aber verlangte bald, da sie

den Mädchen und ihren Eltern einen Gefallen erweisen wollte, daß Krimmel die Aufgaben seiner Zöglinge selbst anfertige. Das verstieß gegen Krimmels Auffassung von Kunst und Kunstausbildung; er kündigte kurz entschlossen seinen Dienst auf.

In diesen Jahren, wohl 1817 (nach anderen Angaben schon 1811), unternahm er eine Reise nach Europa und besuchte Frankreich und Deutschland. Aber er fand in der alten Heimat wenig, was ihn hätte locken oder halten können. So kehrte er wieder nach Pennsylvania zurück.

Drüben aber hatte man ihn inzwischen „entdeckt“. Die führende kulturelle Zeitschrift, „Analectic Magazine“, wies auf den jungen Künstler hin und reproduzierte auch eines seiner Bilder, „Ländliche Hochzeit“. Sein besonderer Förderer wurde in diesen Jahren der Kupferstecher A. Lawson, der auch von einigen seiner Werke Stiche machte. Welch hohes Ansehen Krimmel damals in den Staaten genossen hat, erhellt aus der Tatsache, daß er 1821 zum Präsidenten der amerikanischen Künstlervereinigung (Association of American Artists) gewählt wurde. Noch im selben Jahr aber (nach einem Nachtrag in den hiesigen Kirchenbüchern freilich erst 25. Juli 1823) erlosch das Leben des Künstlers plötzlich, als er in einem Mühlteich in Georgetown ertrank.

Krimmel hatte als Porträtist begonnen. Bald aber machte er mehr als Darsteller des humoristisch-satirischen Genres in der Art des Engländers Hogarth (1687-1764) von sich reden. Dunlap, der 1834 eine „Geschichte des Aufstiegs und Fortschritts der darstellenden Kunst in den Vereinigten Staaten“ veröffentlichte, nennt Krimmel geradezu den amerikanischen Hogarth. Mit warmherzigem Sinn, aber scharfem Blick malte er Szenen und Typen des amerikanischen Lebens. Seine „Ländliche Hochzeit“ (Country Wedding: Pennsylvania Academy, Philadelphia) läßt erkennen, daß er sich an dem Engländer Wilkie geschult hat. An dem Ölbild „Der Künstler und seine Familie“ (The Artist and his Family: National Gallery, Washington), einem „im Stil der Nazarener sehr fein behandelten Gruppenbild“, wird die Lebendigkeit der Linienführung gerühmt. Ereignisse und Menschen seiner Zeit stellt Krimmel mit besonderer Vorliebe und großer Treue dar und wird damit einer der besten Chronisten seiner Zeit. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang „Marktplatz“ (von Philadelphia nämlich, Centre Square: Pennsylvania Academy of Fine Arts) aus dem Jahr 1812, ein durch zahlreiche Figuren belebtes Straßenschild; „Der Brand des Freimaurerhauses“ (The Burning of the Masonic Hall); und „Der Nationalfeiertag im Staatenhaus“ (Fourth of July Celebration at the State House) aus dem Jahr 1817. In seinem letzten vollendeten Werk „Wahltag“ (Election Day at the State House) bewies er noch einmal seine erstaunliche Beobachtungsgabe: Unter den mehreren hundert dargestellten Personen erkannten die Zeitgenossen die Miniatur-

bildnisse fast aller politischen Tagesgrößen. Der schon erwähnte Dunlap bezeichnet dieses Werk als eine Meisterleistung in jeder Beziehung, das in der alten und neuen Welt kaum seinesgleichen habe. Krimmel erhielt darauf den Auftrag zu einem großen historischen Gemälde, das die Verhandlungen William Penn's mit den Indianern darstellen sollte. Dieses Werk ist aber infolge des frühen Todes des Künstlers nicht mehr ausgeführt worden.

Nicht alle Zeitgenossen waren von Krimmels künstlerischen Leistungen so begeistert wie Dunlap. Der wenige Jahre ältere Thomas Sully, mit dem ihn Baß Otis bekanntmachte, erklärte ihm, die Künste seien nicht der rechte Weg zu Reichtümern; wäre er Kaufmann und zeigte dabei dieselbe Ausdauer wie in seiner Kunst, so besäße er ein Vermögen. Ob die Geringschätzung, die sich in diesen Worten für Krimmels Werk ausdrückt, nur von sachlichen Motiven oder etwa von persönlicher Rivalität bestimmt war, muß dahingestellt bleiben.

Heutige Betrachter vermissen bei den Werken Krimmels, wie bei denen seiner Zeitgenossen, die leidenschaftliche Dichttheit; aber unser Künstler war eben ein Kind seiner Zeit, und diese Zeit liebte und suchte, wie ein amerikanischer Kunsthistoriker schreibt, nach der Kolonisierung des Landes und nach den erregenden Kämpfen um die Unabhängigkeit mehr Ruhe und Bequemlichkeit als Heftigkeit; ja, Bequemlichkeit erschien den Puritanern geradezu als Erweis für geistliches Leben. Jener Kunsthistoriker weist darauf hin, daß auf literarischem Gebiet etwa die Werke von Washington Irving ähnlich friedfertig gestimmt sind.

Wir werden nach all dem Krimmel nicht zu den ganz großen Meistern der Kunst rechnen dürfen; aber er war ein angesehener und bedeutender Meister seiner Zeit. Seine Bilder gefielen den Laien, während seine Kollegen manchmal rügten, daß er zu sehr am einzelnen und kleinen hänge und einen zu schmalen Pinsel führe. Seine scharfe Beobachtungsgabe wird allgemein anerkannt. Volle Klarheit über Krimmels künstlerische Eigenart würde freilich erst die unmittelbare Berührung mit den Werken vermitteln. Vielleicht gelingt es einmal, Reproduktionen einiger seiner Werke durch Ebingen, die in nicht geringer Zahl in Philadelphia leben, zu erhalten.

Wir dürfen bei einer Würdigung nie vergessen, daß Krimmel früh gestorben ist. Er wurde zwar nicht nur 32, sondern mindestens 35, wahrscheinlich 37 Jahre alt (ich bin jedenfalls geneigt, den Angaben in unseren Kirchenbüchern mehr zu vertrauen als der amerikanischen Literatur), aber auch so standen ihm noch die besten Mannesjahre bevor, und zu Recht sagt V. Baker, daß sein früher Tod sein Land um viele gefällige Bilder gebracht hat, die man noch von Johann Ludwig Krimmel hätte erwarten dürfen.

Quellen: Kirchenbücher der St. Martinskirche Ebingen.
Thieme-Becker, Allg. Lexikon der Bildenden Künstler, Bd. XXI 1927.
Dictionary of American Biography vol. X 1933.
S. Isham, History of American Painting 1944.
V. Baker, American Painting, History and Interpretation 1950.

Wer gedenkt noch ihrer Namen?

Gedanken zu einem Kriegslastenverzeichnis aus dem 30jähr. Krieg und einem Urbar des Fleckens Unterdigisheim aus dem Jahr 1652

Von Stadtpfarrer a. D. Gregor Wäschle, z. Zt. Unterdigisheim

Die Publizierung und Zustellung des authentischen, mit Siegel und Unterschrift versehenen Urbars (hier = Schuldigkeitenbuches) erfolgte bei einer Zusammenkunft und Mahlstatt, gehalten auf dem Schloß Werenwag, „am Zinstag, den 16. Januar 1652“. Die Untertanenvertreter der sechs zur Herrschaft Werenwag gehörenden Heuberggemeinden (Schwenningen, Heinstetten, Hartheim, Unterdigisheim, Kolbingen und Renquishausen) wurden an diesem Tag im Fürstengemach des Schlosses versammelt. Als Vertreter des Landgrafen von Fürstenberg mit seinen beiden residierenden Häusern Heiligenberg und Donaueschingen, war anwesend von Heiligenberg, Oskar Maßing, Rath und Oberamtmann, dazu der Obervogt der Herrschaft Werenwag, Wilhelm Florian Jäger; vom Hause Donaueschingen war zugegen Johana Georg Vischbach, Doctor beider Rechte, „landtgräfl. fürstenberg. Rath und Landtschreiber der Landgrafschaft Donaueschingen. Vorsitzender dieser Commission, die zwecks Regelung der zwischen Herrschaft und Untertanen immer wieder aufkommenden Unstimmigkeiten nun endlich zusammentrat oder treten konnte, war Balthasar Kalt, Hauptmannschaftsverwalter zu Konstanz und Amtmann der Landgrafschaft Nellenburg. Kalt und Jäger waren zugleich die vom österr. Erzhause „verordnete Commissäre“. Der Zusammentritt war vom österreichischen Erzhause erstmalig im Jahr 1630 und dann immer wieder gefordert worden.

Das Kriegslastenverzeichnis trägt zwar weder Jahreszahl noch sonst Orts- oder Zeitangabe der Abfassung. Daß es sich jedoch um ein Verzeichnis aus dem 30jährigen Krieg handelt und keineswegs um ein Verzeichnis aus den Franzosen- und Napoleonischen Kriegen, zeigt die Art der Schrift und ein Vergleich der im Urbar und Kriegslastenverzeichnis sich findenden Familiennamen. Die Gegend hier litt bekanntlich schwer unter den Ereignissen des 30jährigen Krieges. Im Jahr 1633 war das eine Wegstunde von Unterdigisheim entfernt liegende kleine Städtchen Nusplingen von den Schweden niedergebrannt worden. In Unterdigisheim selber wußte vor 50 Jahren noch jeder Junge, wo die Schwedenschanze gewesen war. Im Urbar selber ist auf diese Ereignisse Bezug genommen. Die schon mehrfach, erstmals 1630 angeordnete Neu- u. Zusammenfassung des Urbars sei abermals, so heißt es im Urbar, verhindert worden durch „den ohnverhofften, höchverderblichen Vorbruch der Schweden“. Die Abfassung und Publizierung des Urbars (16. 1. 1652) und die Anlegung des Kriegslastenverzeichnisses dürfte doch nicht viel mehr wie zwanzig Jahre auseinanderliegen. Folgender Umstand erhärtet das: Im Kriegslastenverzeichnis findet sich unter den 25 zur Kriegssteuer eingeschätzten Haushaltungen auch Moyses Steydlin, Vogt, der von seinem Haus, seinen 4 Pferden, seinen 12 Stück Großvieh seinen 5 Kälbern, sowie seinem bewirtschafteten Grund und Boden, 28 Jauchert Öschhalde, 16½ Jauchert Stockhalde und 6 Mannsmahd Wiesen wöchentlich seine Kriegsabgaben (1 Gulden, 33 Kreuzer und 3 Heller) zu entrichten hatte. Im Urbar wird dieser Moyses Steydlin, Vogt, als ein alter Mann, auf dessen Ableben man warten könnte, auch genannt. Es heißt dort: „Der Meßmerdienst, so (welchen) nun etliche Jahr her und nach der Zeit der Vogt Moyses Steydlin versehen, solle ihm noch sein Leben lang, vollends bis zu seinem Ableben belassen, dann aber einem Untertanen aus der Gemeinde, welcher hiezu tauglich, verliehen werden.“

Ein Vergleich der Namen aus dem Kriegs-

lastenverzeichnis und der im Urbar wieder genannten Abgabepflichtigen vermag dem, der „lesen“ kann, allerhand Interessantes zu verraten. Besonders und zunächst wird auffallen, daß es damals 7 „Großbauern“ im Heubergfleckens Unterdigisheim gegeben hat. Da werden Bauern aufgezählt, die bis zu 11 und 12 Stück Großvieh ihr eigen nannten und bis zu 6 und 7 Roß in ihrem Stall stehen hatten. (Schweinezucht war anscheinend damals keine Einnahmequelle! Weder im Urbar noch im Kriegslastenverzeichnis wird je einmal eine Abgabe für ein Schwein verlangt. Die Untertanen mußten zwar Fastnachts- und Herbsthühner, d. h. Hühner zur Fastnacht und im Herbst an die Herrschaft - und die Gemeinde als solche sollte jährlich ein Lamm - abliefern. Von Abgabe von Schweinen oder Säuen ist nie, auch im Kriegslastenverzeichnis nicht, die Rede. (Sollte es damals genügend Wildschweine gegeben haben?)

Im Kriegslastenverzeichnis sind zweifellos alle Haushaltungen von damals erfaßt worden, was einen Schluß auf die annähernde Gesamteinwohnerschaft des Fleckens erlaubt. Das Verzeichnis trägt auf sei-

ner äußeren Seite die Bemerkung: „Verzeichnis was die von Unterdigisheim wöchentlich an auferlegten Kriegslasten erlegen sollen von dem Ende August den Anfang genommen.“ Über der Namenliste steht: „Daß in alle 6 Laubenbergischen zur Herrschaft Werenwag gehörenden Flecken von jeder Mannsperson, die ein Haus hat, wöchentlich 6 Kreuzer, von Wittfrauen und jenen aber, die kein Haus haben, 4 Kr., von jeder Mannmahd Wiesengrund, so lang sie Heu geben, 1 Kr. 4 Heller, von jeder Mannmahd Hardt(-Berg)-wiesen 4 Heller, von jeder Jauchert Öschhalde 3 Rappen, von jedem Jauchert Stockhalde 5 Heller, von jedem Roß 3 Kreuzer, von jedem Hauptvieh (Großvieh) 2 Kreuzer; von einem Kalb 4 Heller“ - (erlegt werden ist verordnet) „gibt und trifft es den Flecken Unterdigisheim, wie hernach belegt“ - Es folgen die nachstehenden 25 Namen mit den pflichtigen Beträgen, bei jedem errechnet aus dem Besitz des Hauses, des Viehbestandes und den bewirtschafteten Feldern:

Es sind Namen in Urkunden, wie bekannt, nicht selten sehr schwer zu entziffern. Dies wird manchmal nur möglich, wenn einem aus der Kenntnis der heutigen Namen Hilfe erstet. Doch hoffen wir, die im folgenden veröffentlichten Namen des Kriegslastenverzeichnisses richtig gelesen zu haben. Die Namen im Urbar bieten kaum Schwierigkeiten.

Kriegslastenverzeichnis aus dem 30jährigen Krieg

Name	Roß	Hauptvieh	Kälber	Wiesen Mannsm.	Öschhalde Jauchert	Stockhalde J.	Zins u. Abgabepflichtige, genannt im Urbar 1652
Georg Schreyek	5	7	3	10	50	36	Hans Gauggel jg. Hans Gauggel alt Michael Gauggel
Hans Posch	5	11	5	13½	63½	35½	
Hans Gauggel	6	12		13	61½	32½	
Martin Strobel	5	7½	1	10¾	45	28½	Mich. Mayer, Vogt Mich. Mayer, Tagl.
Michael Mayer	7	15	3	13½	66	28½	
Jacob Mürdter	5	5½	3	6	50¼	34	u. Hardt- wiese M.
Moses Steydlin Vogt	4	12	5	2			
Hans Leutich	1	2		6	28	16½	Garten u. Wiese M.
Edwin Feger		2		1		20½	
Hch. Waldvogel	1	1		1	1	20¼	Hans Leutich
Thomas Hardtmos		1		3		3	
Martin Hobbain		2½		½	1	8½	Thoma Knobelspies
Hans Kürscher alt		2		3		4½	
Jacob Strobel	1	1		½		18	Thoma Knobelspies
Hans Posch		1		3		11½	
Christian Finkh		1		½		4½	Thoma Knobelspies
Philip Knobelspies		1		½		3	
Jacob Schluodin		2		½		8¼	Thoma Knobelspies
Hans Mayer	1	2½		1½		27¼	
Georg Starkh, Schmidt		1		½		6½	1 Garten 2½ Wie.
Hans Weiß		2½				5½	
Hans Kürscher jg. ohne Haus		1		½		3½	Georg Weschle Dazu im Urbar noch die neuen Namen: Adam Schnell, Jacob Gscheidlen, Hans Fühnhaber
Hans Grimb o. Haus		1		½		3	
Baltas Weschle Schreiner, o. Haus		1		1		1	Georg Weschle Dazu im Urbar noch die neuen Namen: Adam Schnell, Jacob Gscheidlen, Hans Fühnhaber
Simon Schreyin, Beck		1					

Wenn nun alle Haushaltvorstände, was als sicher gelten muß, erfaßt wurden in dieser Kriegssteuerliste, wie hoch mag dann damals die Gesamteinwohnerzahl von Unterdigisheim gewesen sein? Nehmen wir im Durchschnitt für den Haushalt fünf Personen an, so ergäbe sich eine Einwohnerzahl von 125 Seelen.

Wohin sind die Geschlechter, die in dem

Kriegslastenverzeichnis aufgeführt sind, gekommen? Im Urbar, das aufgestellt wurde, nachdem die Friedensglocken wieder über unserer Heimat geläutet hatten, erscheinen von den 25 Geschlechtern im Grunde höchstens noch 6, dies auch dann, wenn der Name von Balthas Wäschle, welcher der Entzifferung die meisten Schwierigkeiten bereitet, richtig gelesen ist. Dazu sind seit

der Aufstellung des Kriegslastenverzeichnisses 3 neue hinzugekommen: Gscheidle, Schnell und Fürnhaber. Sind so viele Familien den Kriegsereignissen und ihren Folgen, Hunger und Seuchen erlegen? Da auch der Tagelöhner Michael Mayer Herbst- und Mayensteuer bezahlt, laut Urbar, ist man genötigt zur Annahme, die fast zur Sicherheit wird, daß wirklich die meisten der im Urbar nicht mehr erscheinenden Geschlechter damals Opfer der Kriegsereignisse geworden waren. Die Pfarrbücher heben in Unterdisgisheim erst mit dem Jahr 1753 an. Unterdisgisheim, indem damals lt. Urbar eine Kapelle zu unserer lieben Frau stand, in der der Pfarrer von Heinstetten alle 14 Tage Meß lesen mußte, gehörte pfarrlich nach Heinstetten, 7 km, später zu Hartheim 3 km entfernt. Eine Prüfung der ältesten Kirchenbücher ergibt, daß die meisten der Namen von Familien, deren Träger im 30jährigen Krieg in Unterdisgisheim ansässig waren, auch in der späteren Zeit, aus der Kirchenbücheraufschriebe vorliegen, in Unterdisgisheim nicht mehr gelebt haben. Die Namen Grimm, Weiß, Strobel und vielleicht Bosch tauchen zwar wieder auf, ebenso der Name Steidle. Da aber der Name Steidle im Urbar nicht mehr unter den Zins- und Abgabepflichtigen erscheint, muß angenommen werden, daß die späteren und jetzigen Steidle von auswärts zugewandert sind - was der Familientradition der einen Steidlelinie entspricht, - etwas was für die Geschlechter Grimm, Weiß und Strobel vielleicht auch zutrifft. Ein Bauer - Vogt der Gemeinde - der 12 Stück Großvieh, 5 Kälber und 4 Rosse hatte, wäre in seinen Nachkommen doch sicher bei den anderen oben genannten zinspflichtigen Bauern der Gemeinde im Urbar wieder erschienen, wenn er damals männliche Nachkommen gehabt hätte. Hatte der ehemalige reiche Vogt im Krieg alles und die Kinder - die Söhne - verloren und hatte er deswegen den Mesnerdienst übernommen? Man ist fast genötigt, diesen Schluß zu ziehen!

Der Krieg muß sich verheerend ausgewirkt haben! In der ältesten Pfarrchronik von Unterdisgisheim findet sich als Neuigkeit oder wenigstens als bemerkenswert festgehalten: „Hier ist in der Gemeinndlad ein Umgangzedel gefunden worden, der noch von den Schwedenzeiten herührt, aber ohne Jahrzahl, worin 16 Bürger des Ortes nur vorkommen“. - Diese Notiz stammt von Kaplan Raphael Mayer aus Rottweil, erst Vicar in Hartheim und ab 1797 bis 1823 Kaplan in Unterdisgisheim. - Daß dieser geistliche Herr, der geschichtlich interessiert war, wie die „Chronik“ dies ausweist, den Umgangszettel nicht eingesehen, bzw. die Zahl der Besteueren nicht hätte ablesen können, muß als ausgeschlossen gelten. Es muß sich also um einen zweiten, anderen Kriegslastenzettel gehandelt haben, der verloren gegangen ist, der aber in einem Jahr des sich hinziehenden Krieges ausgegeben wurde, in dem die Zahl der Steuerpflichtigen von 25 bereits auf 16 zurückgesunken war. Im Urbar wird die von Österreich längst geforderte, aber nun erst zustande gekommene Aufstellung ausdrücklich entschuldigt damit, daß „der Ohnsicherheit, auch Leib- und Lebensgefahr halber“ die Arbeit hatte eingestellt werden müssen.

Die Lasten und Abgaben, die der Krieg damals mit sich brachte, waren groß. Der Geldwert war ja ein anderer. Nach dem Urbar von 1652 hatte die Herrschaft das Recht, an Stelle eines Huhnes 6 Kreuzer zu verlangen. Doch dürften die Zins- und Leihspflichten der sogenannten „Leibeigenen“ im 17. Jahrhundert bei weitem nicht so groß gewesen sein, wie die, welche heute auf uns liegen nach dem verlorenen Krieg und ihr Untertanenverhältnis bei weitem nicht mehr so drückend als man dies gemeinhin annimmt. Im Urbar wird verschied-

entlich darauf hingewiesen, daß die Gegensätze gütlich und nach Anhören beider Parteien geregelt worden seien. - Auch in gewöhnlichen Zeiten verschwinden, wie die Kirchenbücher und Standesamtsregister aufweisen, immer wieder Namen, die man früher einmal oft eingeschrieben hatte. Geschlechter kommen und gehen, die einen sterben aus und andere wachsen heran. Kriegszeiten führen aber mehr wie gewöhnliche Zeiten diesen Wechsel der Geschlechter herbei, wie wir ja alle es wieder erlebt haben.

Kriege können, bevölkerungspolitisch gesehen, verheerend wirken. Aber solange ein Volk die Lebensgesetze nicht mit Füßen tritt, unnatürlich dahinglebt, geht die Erneuerung, die Regeneration sehr rasch vonstatten. Zirka 130 Jahre nach dem 30jährigen Krieg, zur Zeit des oben genannten Kaplan Raphael Mayer, zählte laut einer von ihm gemachten und erhaltenen Statistik Unterdisgisheim 177 männliche und 186 weibliche, zusammen 363 Einwohner. -

War nun der Kriegslastenzettel aus der Schwedenzeit mit seinen 25 Haushaltungen der erste dieser Art? Wir wissen das nicht. Es mag sein. Denn der Viehbestand bei den „Großbauern“ ist noch so hoch, daß es einem bei den damaligen bekannten Requirierungsmethoden als unwahrscheinlich vorkommt, daß der Krieg die Gegend schon länger in Mitleidenschaft gezogen gehabt hätte. - Oder hätte man zuerst bei den Kleineren und Mittleren requiriert und die Großen verschont, bzw. hätten diese die Requirierung bei sich zunächst abwehren können?? Ob Unterdisgisheim zu Beginn des 30jährigen Krieges nicht mehr wie 120 bis 130 Einwohner zählte, kann mit Sicherheit auf Grund des Kriegslastenverzeichnisses also nicht festgestellt werden. Viel mehr Seelen dürfte die Gemeinde jedoch nicht gezählt haben. Zwar war Dichineshain eine alte Siedlung (Anmerkung: Im Jahr 789 ist laut alter Oberamtsbeschreibung das Kloster St. Gallen bereits begütert in Dichines-

hain. Ob in Unterdisgisheim oder Oberdisgisheim gilt als fraglich. Wir halten jedoch dafür, daß lagemäßig die Ursiedlung Dichineshain ungefähr da lag, vielleicht etwas südlicher und westlicher - worauf die Flurbezeichnung Kirchhalde hindeutet - wo heute Unterdisgisheim liegt. Weites, breiteres Tal, mehr Wasser wie in Oberdisgisheim, am Zusammenfluß der Burtel und der Bera, ungefähr die Mitte zwischen Tieringen und Nusplingen, worauf bei der Landnahme der Alemannen Rücksicht genommen worden sein dürfte!)

Aber die unruhigen Zeiten des Spätmittelalters, die Pest- und Seuchenjahre und die Zeit des Bauernaufstandes waren ja vorausgegangen. Nach alter Sage waren die Unterdisgisheimer mit den Kolbingern, Renquishäusern, Hartheimern und Heinstettern - Schwenningen war anscheinend treu geblieben - damals gen Werenweg gezogen. Im Jahr 1652 wird den Untertanen dieser fünf Gemeinden bei der Publizierung des Urbars noch unter die Nase gerieben, daß „im längst verwichenen Jahr 1525“ die „damahlen eingessenen Untertanen in der Bäuerischen allgemeinen Landsaufuhr auch rebellisch und an ihrer damaligen Obrigkeit pflichtbrüchig und abfällig“ geworden waren, und daß sie damals auf erfolgte Verdemütigung und untertänige Bitt, geschwerenen Eid und gegebenen bedingten Revers hin wieder zu Gnaden angenommen worden waren. Die Bedingung, unter der dies damals geschehen war, hatte darin bestanden, daß sie alle ihre Güter wieder als Lehen anerkannten.

So vermag dieses zufällig erhaltene Verzeichnis mit seinen kulturgeschichtlich wertvollen Angaben über Besitz- und Eigentumsverhältnisse in den damaligen Heuberggemeinden, mit dem Urbar und den Pfarrbüchern verglichen, längst verflossene Zeiten und dahingegangene Geschlechter vor unseren Augen wieder lebendig erstehen zu lassen.

Württembergs Vergangenheit im Spiegel der Balingen Geschichte

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

(Fortsetzung)

Oft schon wurde die Frage aufgeworfen, warum Graf Mülli seine Herrschaft gerade an Württemberg und nicht an seine auf dem Hohenzollern sitzenden Vettern verkauft hat. Eine unbedingt richtige Antwort läßt sich darauf nicht geben, doch kann grundsätzliche Feindschaft zwischen den beiden Linien nicht bestanden haben, da sogar einer der Grafen von Hohenzollern dem Verkauf als Zeuge beiwohnte. Ich glaube nach der Lage der Dinge, daß sich diese Linie ebenfalls in solchen Geldnöten befand, daß es ihr unmöglich erschien, die erforderliche Kaufsumme aufzubringen. Übrigens machten die Hohenzollern bis ins 18. Jahrhundert hinein immer wieder Versuche, Balingen zurückzugewinnen, doch waren sie alle vergeblich.

Die Grafen von Württemberg, die nun in unserer Gegend einen recht umfangreichen Besitz erworben hatten, trachteten auch weiterhin danach, diesen nach Möglichkeit abzurufen. So kauften sie 1418 von den Herren von Tierberg die drei Dörfer Meßstetten, Hossingen und Tieringen. Auch nach der Erhebung Württembergs zum Herzogtum im Jahr 1495 wurden noch einige kleine Erwerbungen gemacht. 1553 kauften sie die 2. nicht württembergische Hälfte von Dürrwangen und 1667 Bronnhaupten, das aber nicht dem Amt Balingen einverleibt wurde, sondern als Rentkammergut der Regierung in Stuttgart direkt unterstand. Damit war die Erwerbstätigkeit Württembergs in unserem Raum vorläufig beendet. Die restlichen Städte und

Dörfer, deren Herren sich von Württemberg hatten unabhängig halten können, wurden erst in der großen napoleonischen „Flurbereinigung“ zu Beginn des 19. Jahrhunderts württembergisch. Es handelt sich hier z. B. um Geislingen, Lautlingen, Margrethausen, Schömberg, Binsdorf usw. Das hohenzollerische Territorium behielt seine staatliche Unabhängigkeit sogar bis 1945 bzw. bis 1952 bis zur Gründung des Südweststaates.

Es ist nun nicht so, daß diese württembergischen Erwerbungen völlig kontinuierlich und ohne jede Krise verlaufen wären. Auch die württembergischen Grafen kamen zeitweise in Geldnot, die sie nur durch Verpfändung einzelner Landesteile glaubten beheben zu können. Besonders Graf Ulrich V., der Vielgeliebte, wie er wegen seiner Freigiebigkeit mit Beinamen hieß, hatte einen riesigen Geldbedarf, nicht zuletzt durch seine pfälzische Kriegsgefangenschaft, aus der er sich nur mit 100 000 Gulden freimachen konnte. So wurde Balingen 1461 an die Herren von Bubenhofen, Ebingen 1463 an die Grafen von Hohenberg verpfändet und es schien, als würden sie Württemberg für immer verloren gehen. Die Bürgerschaft beider Städte brachte aber selbst das Lösegeld auf, um die Verpfändung rückgängig zu machen. Auch andere schwere Krisen konnten überwunden werden. Ich denke an die Vertreibung Herzog Ulrichs von 1519 bis 1534 und an die Besetzung des Landes im 30jährigen Krieg, als Balingen dem kaiserlichen Kriegsratspräsidenten Schlick geschenkt wurde. Aber alle

diese Rückschläge konnten überwunden werden. Die Ämter Balingen und Ebingen, wie eine Insel rings von ausländischem Gebiet umschlossen, blieben ein fester Stützpunkt im Südwesten Württembergs und zugleich eine Brücke nach dem ebenfalls württembergischen Tuttlingen. Verwaltungsmäßig unterstanden die Ämter Rosenfeld, Ebingen, Tuttlingen und Balingen dem Balingen Obervogt, dessen Stellung wegen der exponierten Lage besonders wichtig war.

III. Die Industrialisierung Balingens im 19. und 20. Jahrhundert

Der Übergang Balingens an Württemberg vor mehr als 550 Jahren hat bis heute tiefe Nachwirkungen für die Geschichte unserer Stadt. Von größter Bedeutung war er für die wirtschaftliche Entwicklung, wurde doch Balingen damit einem größeren Staatsver-

band angegliedert, in dem eine viel freiere Entfaltung möglich war als in den kleinen Verhältnissen vorher.

Heute ist die Industrie die Grundlage der Balingen Wirtschaft: Was wäre Balingen ohne Bizerba, ohne Mercedes, ohne die zahlreichen Trikot- und Handschuhfabriken und all die anderen Betriebe? Darüber vergessen wir aber oft, daß diese industrielle Entwicklung erst das Ergebnis der letzten 50 bzw. 100 Jahre ist, wenn auch die Wurzeln viel weiter zurückreichen mögen. Vorher war das Wirtschaftsleben Balingens bestimmt durch Landwirtschaft und Handwerk, die auch heute noch eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

Untersuchen wir die Gründe für die Industrialisierung Balingens und die Grundlagen seiner Industrie, so müssen wir uns zuerst mit den sogen. Standortfaktoren be-

schäftigen. Genaue Untersuchungen haben ergeben, daß die Gründe für die Industrialisierung der einzelnen Landschaften sehr verschieden sind. Es sind nämlich ganz verschiedene Faktoren, die den Standort der einzelnen Industriezweige bestimmen.

Der Grund für die Industrialisierung mancher Gegenden, z. B. des Ruhrgebiets ist in den Bodenschätzen, nämlich hier der Kohle, zu finden. Der Standort von Aluminiumfabriken, die außerordentlich viel elektrischen Strom verbrauchen, hängt in erster Linie von der billigen Bezugsmöglichkeit elektrischer Energie ab; man findet sie deshalb vor allem in der Nähe großer Wasserkraftwerke. Andere Industriezweige hängen vor allem von günstigen Verkehrsverbindungen ab; so sind z. B. die Erdölraffinerien in den großen Einfuhrhäfen oder die Großmühlenindustrie in Mannheim zu erklären. Wieder andere Industriezweige sind vor allem von guten Absatzmöglichkeiten abhängig, z. B. die Nahrungs- und Genussmittelindustrie in den Großstädten. Manche Industriezweige dagegen wählen ihren Standort nach dem Angebot genügender, zuverlässiger und billiger Arbeitskräfte.

(Fortsetzung folgt.)

Isingen 1170 Jahre alt

Nagold, Sitz des Grafen Gerold / Von Kurt Rockenbach

(Fortsetzung)

In den vielen Sagen, die sich um die Gestalt des Grafen Gerold — es gibt Vater und Sohn und Nachfahren gleichen Namens — gesponnen haben, wird als Sitz des Grafen das Schloß Hohennagold angegeben. Die Magnaten jener Zeit errichteten aber ihre Sitze vorzugsweise noch im Tal oder auf halben Höhen inmitten ihrer bewirtschafteten

Güter, praktisch in Nachfolge römischer Gepflogenheiten im karolingischen Reich. Schloß Hohennagold, das uns heute als Ruine erhalten geblieben ist, kann also nicht der Grafensitz gewesen sein, allein schon aus dem Grunde nicht, weil sich erst später, besonders im 12. Jahrhundert die zum Adel aufgerückte Führungsschicht auf den bekannten Hochsitzen niederließ (vgl. Hohenstau-

fen, Hohenzollern u. a.). Der Sage mag nur insofern ein Körnlein Wahrheit anhaften, als sie die Möglichkeit nicht ausschließt, die damalige Unwegsamkeit des hohen und an manchen Stellen zerklüfteten Schloßberges könnte ein willkommenes Versteck für den „Schatz der Imma“ geboten haben.

Wo aber ist der Sitz des Grafen Gerold im Sinne eines Verwaltungssitzes mit einer Kanzlei und Kanzleibeamten zu suchen, die Urkunden auszustellen berechtigt sind? Die Ausstellung einer Urkunde, die inhaltlich ein Schenkungsobjekt behandelt in Gestalt eines Gebietes, das nach vorsichtiger Schätzung sich über 40 Quadratkilometer ausbreitet und zudem noch einem der größten Klöster der damaligen Zeit vermacht wird, setzt eine für einen größeren Bezirk fungierende Kanzlei mit schriftgewandten Schreibern voraus. Die Urkunde benennt den Ausstellungsort mit „villa Nagaltuna“. Villa ist lateinisch und heißt „Landhaus, Landgut“, im spät- und mittellateinischen auch „Dorf“. Aus „villa“ mag das deutsche Wort „Weiler“ entstanden sein, das praktisch dieselbe Bedeutung hat.

Die außerordentlich günstige Lage eines schon von den Römern für einen Gutshof bevorzugten Geländes und vielleicht auch die damals noch leidlich, zumindest ruinenartig erhaltenen römischen Wohn- und Wirtschaftsgebäude mögen die Franken veranlaßt haben, bei der Gründung ihrer vielen Königshöfe diesen Platz in Nagold für sich auszuwählen, der heute 1—1½ Kilometer südwestlich von der eigentlichen Stadt Nagold gelegen ist. Der hier mit älteren Dekenschootern und Lößlehmen aus der Eiszeit bedeckte untere und mittlere Muschelkalkuntergrund ist teils feinkörnig sandig und mager, in den höheren Lagen mergeliger, mineralkräftig und leicht zu bearbeiten und an den Hängen fetter. Mit den fleckenartig zwischengelagerten Lößleimböden bot dieser von den Läufern der Nagold und der Waldach wie in einer Umarmung umschlossene Landstrich um den Königshof in einer Ausdehnung von über einem Quadratkilometer ein immerhin ertragreiches Gutsgebiet, das seinen Verwaltungsbeamten und Bauern genügend Getreide und andere Feldfrüchte für ihren Unterhalt lieferte. Der Name „Frankenbühl“ erinnert heute noch an den ehemaligen Königshof.

(Fortsetzung folgt)



Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreund“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Aus der Frühzeit der Samtindustrie

Von Dr. Stettner, Ebingen

Der Name des ersten Ebinger Manchesterers Johann Martin Landenberger ist manchem noch heute bekannt. Landenberger brachte von seinen Wanderjahren aus Norddeutschland das Gewerbe mit und betrieb es seit 1801 neben der Zeugmacherei. Das war ein Wagnis, denn die Engländer beherrschten mit ihrer Ware den Weltmarkt, doch hatte der junge Mann wenigstens einen Rückhalt an der Zeugmacherei und einem beträchtlichen Vermögen. Bald kam ihm auch die Politik zustatten, denn 1806 untersagte Kaiser Napoleon den Handel der Festlandstaaten mit der britischen Insel. Andere folgten dem Beispiel Landenbergers; 1810 waren es drei Meister, in den 20er Jahren schon um die zwanzig, doch erzielten nur wenige einen größeren Umsatz. In einer amtlichen Aufstellung von 1832 werden zwei Manchesterfabrikanten erwähnt, die mit acht Arbeitern baumwollene Zeuge und Manchester herstellen. 1834 sind die stärksten Johann Martin Landenberger, Andreas Landenberger und Jakob Friedrich Frey. Die Zunahme der Manchesterherstellung wird auf den Rückgang der Zeugmacherei zurückgeführt. Man stellte Velveteen oder Manchester her, und zwar die billigen Sorten, in denen man am ehesten gegen die englische Ware bestehen konnte. 1837 erwuchs den Ebinger Manchesterern die erste Konkurrenz innerhalb Württembergs, die Firma Schüle und Schrade auf der Schlotwiese bei Korntal. Diese stellte bessere Ware her, denn während die Ebinger für eine Elle höchstens 24 Kreuzer erlösten, verkauften die Korntaler nicht unter 32 Kreuzer. Sie waren die ersten, die auch die Fabrikation von Samt aufnahmen, wozu sie Maschinen und Arbeiter aus England holten. Ein bedeutendes Reutlinger Handelshaus (August Knapp) bezog seinen Manchester von 1840 von J. M. Landenberger oder Johannes Retter und war ebenso wie seine Kunden mit der Ware Landenbergers nach Qualität und Preis zufrieden. Der tatkräftigste Mitbewerber Landenbergers wurde Ferdinand Ludwig Haux, der 1833 mit finanzieller Unterstützung von Freunden das Manchesterweben angefangen hatte. 1840 war das Stärkeverhältnis unter den hiesigen Manchesterwebern folgendes: Landenberger stellte jährlich 120 Stück her, F. L. Haux 48, J. M. Linder 40, J. Frey 36, G. Linder 24, M. Bauer 20, J. Beck 16. Dazu kamen noch etwa zehn kleinere Meister. Von ihnen allen hatte nur Landenberger eine volle Ausrüstung, die meisten anderen begnügten sich mit Weben und Schneiden. Das Brennen und Färben besorgte für sie der Färbermeister Johannes Landenberger bei der Brücke, der zu diesem Zweck 1838 ein neues Färbhaus gebaut hatte. Nun wollte sich vor allem F. L. Haux auf seine eigenen Füße stellen. Er reichte bei der Stuttgarter Zentralstelle für Gewerbe und Handel ein Gesuch um ein zinsloses Darlehen von 2000 fl. zu Kauf und Aufstellung einer Appreturmaschine ein. Darum kommt es nun zu einem umfangreichen Schriftwechsel. Die Zentralstelle ist grundsätzlich zur Förderung bereit, aber sie muß wissen, mit wem sie es zu tun hat, ob

geeignete Leute zum Betrieb da sind, ob nicht einzelne Fabrikanten zum Nachteil anderer bevorzugt werden usw. Sie holt also Gutachten über Haux ein, dann über den Färbermeister Joh. Landenberger, der von Gottlieb Ott Sohn (damals noch nicht in der Samtbranche) zum Betrieb einer Appreturmaschine empfohlen wird, auch mit J. M. Landenberger, der den Färberzunftmeister Zürcher für den geeigneten Mann hält, obwohl er bisher noch keinen Samt gefärbt hat, aber für das beste hält, einen sachverständigen Engländer zu diesem Zweck zu gewinnen. Er meint darüber hinaus, die Manchesterfabrikanten machten es sich zu leicht, denn es fehle nicht nur an der Appretur, sondern man sei auch in egalere Weberei und Schneiderei und in der Farbe gegenüber den Engländern zurück. Die Zentralstelle spürt aus all dem eine starke Rivalität zwischen den verschiedenen Ebinger Fabrikanten heraus, deshalb entschließt sie sich dazu, das Geld überhaupt nicht nach Ebingen zu geben, sondern an Schüle und Schrade in Korntal, jedoch mit der Verpflichtung, den Ebinger Fabrikanten ihre sämtlichen Einrichtungen zu zeigen (was später auf die Besichtigung der Appreturmaschine eingeschränkt wird). F. L. Haux wird also mit seinem Gesuch abgewiesen, jedoch ein weiteres Darlehen in Aussicht gestellt, wenn sich die Ebinger Fabrikanten zusammenschließen, um gemeinsam eine den Erfolg verbürgende Appreturmaschine aufzustellen und zu betreiben. Nun finden sich neun Meister hier zusammen, die drei Landenberger und ein weiterer Meister bleiben abseits. Ihre Appreturmaschine soll eine Seng- und Brennmachine, einen Bleichapparat, eine Bürstmaschine und eine Ausrüstmaschine umfassen. Zu ihrer Unterbringung soll ein Neubau errichtet werden, und zwar wegen der Bleiche am Wasser. Die Kosten werden auf 5000 fl. veranschlagt. Die Zentralstelle verlangt Abschluß eines Gesellschaftsvertrags, Sicherheit für das Darlehen, Nachweis darüber, daß die Maschinen zweckmäßig gekauft und aufgestellt werden. Die Anlage soll auch ausbaufähig sein. Unterdessen ziehen sich hier die kleineren Meister zurück, es bleiben als Gesellschafter Jakob Friedrich Frey, Ferdinand Ludwig Haux, Johann Martin Linder und Gottlieb Linder. Ihnen wird dann Ende 1840 ein zinsloses Darlehen von 4000 fl. verwilligt, ein schönes Weihnachtsgeschenk der Zentralstelle, deren für das ganze Land segensreiches Wirken so auch die Ebinger zu spüren bekamen. 1842 steht die Appreturanstalt am Schmeienbachkanal, sie wird von einem 18 Fuß hohen Wasserrad getrieben, August Knapp aus Reutlingen, der im folgenden Jahr die Anlage im Auftrag der Zentralstelle besichtigt, äußert sich befriedigend. Aber der Friede währte nicht lange. Das Geld wurde zum großen Teil in dem dreistöckigen Fabrikgebäude, das 54 Fuß lang und 36 Fuß tief war und zu dem noch eine Färberei, Nebengebäude und ein gewölbter Brunnen gehörten, verbaut, und nachher fehlte es an Betriebskapital. Zudem brachte die Schmiecha nicht genug Wasser, in trockenen Sommern reichte

es nicht zum Auswaschen. Darob scheint es zu Reibereien zwischen den Gesellschaftern gekommen zu sein, Haux als der stärkste und zielstrebigste übernahm schließlich 1845 den ganzen Betrieb allein. Nach dem Zeugnis von August Knapp hat er seine Produktion, Velvet und Velveteen, wesentlich vervollkommen, sie hat jetzt auch den der englischen Ware eigentümlichen Lustre (Glanz), und durch Haux und eine badische Konkurrenzfirma in Ettlingen sei jetzt der Absatz der englischen Fabrikate stark zurückgegangen. Aber dieses Zeugnis ist nicht mehr unparteiisch. Denn inzwischen hat sich Haux mit dem Hause Knapp verbunden und von dort weiteres Kapital erhalten. Der Betrieb wird 1846 von Ebingen nach Betzingen verlegt und dort erst mustergültig zweckmäßig eingerichtet: die Wasserkraft wird durch Turbinen ausgenutzt, aus England werden Maschinen geholt, Arbeiter ebenfalls aus England und von der badischen Konkurrenz in Ettlingen. Jedoch Gebäulichkeiten und Fabrikationseinrichtungen gehören jetzt Knapps Söhnen, und die Firma Knapp übernimmt auch den Vertrieb der Ware. Haux ist nur Pächter des Betriebs, während die Ebinger Anlage 1848 verkauft wird. 1852 rühmt sich zwar Haux, die Ettlinger hätten nicht mehr das Monopol im Bundesgebiet, er könne ihnen erfolgreich Konkurrenz machen, aber es scheint, daß sich der rührige Mann auf die Dauer nicht mit der abhängigen Stellung zufrieden gegeben hat, denn 1860 ist er wieder in Ebingen, ohne daß bisher ermittelt werden konnte, unter welchen Umständen.

Nach anderen Berichten aus dem Jahr 1848 ist es den württ. Manchesterfabriken (neben den Ebinger noch die Betzinger und Korntaler) gelungen, ihren Absatz außerhalb des Landes erheblich zu steigern. Das meiste wird nach Bayern und Preußen, einiges auch nach Baden, Rheinpreußen und Frankfurt/Main verkauft. Kettgarne bezieht man damals hauptsächlich aus England, dagegen Einschlaggarne aus Baden, Sigmaringen oder der Schweiz; Farbstoffe wie Gelbholz, Blauholz und Indigo liefern die inländischen Farbwarenhändler, Sumac wird aus Tirol bezogen.

Unterdessen hat sich in Ebingen die Firma J. M. Landenberger, die Haux und Knapp in ihren Berichten mit Stillschweigen übergehen, behauptet. J. M. Landenberger der Sohn, der während seiner Wanderjahre in England gewesen war und von dort neue Färb- und Appreturmethoden mitgebracht hatte, verlegte seinen Betrieb 1854 von der Marktstraße in die neuen Wiesen, wo nun genügend Raum für einen späteren Ausbau war. Im nächsten Jahr zweigte er vom Riedbach einen Kanal zum Auswaschen seiner Farbwaren ab. Er beschäftigte 1859 in seiner Fabrik 26 männliche und 24 weibliche Arbeitskräfte; seine Fabrik war damit weitaus die größte hier. Die Anlage der Fabrik war ein Risiko, denn in dieser Zeit mußte sich die heimische Industrie schwer gegen die englische Konkurrenz wehren. „Die vaterländische Industrie hat im letzten Dezennium viele Fortschritte gemacht, nicht so sehr aber die Samt- und Manchesterherstellung“, berichten F. L. Haux und J. M. Landenberger 1860 in einem gemeinsamen

Schreiben an die Zentralstelle, aber sie wollen den Kopf nicht hängen lassen: „Bei der bloßen Erkenntnis des vorhandenen Übels dürfen wir nicht mehr stehen bleiben, wenn wir uns gegenüber dem Ausland, welches seit einem Dezennium so tief in unsere heimische Industrie eingegriffen hat, behaupten wollen; wir sind gezwungen, vorwärts zu treiben und alles anzubieten, um das zu erlangen, was zu einer höheren Vollkommenheit unserer Fabrikate und der dadurch bedingten Steigerung unserer Branche beitragen kann“. Das Hauptproblem war noch immer wie schon mindestens zwanzig Jahre lang das gleiche, das Färben. „Es fehlt vor allem nicht am Gewebe und am Aufschneiden, sondern an der Veredelung, am Färben, am Apprêt. Es ist uns trotz vieler Mühe und Beharrlichkeit noch nicht gelungen, die schöne blauschwarze Farbe mit dem Seidenglanz, die den englischen Samt und Manchester so vorteilhaft gegenüber den hiesigen Fabrikaten auszeichnet, herzustellen, ebenso ermangeln wir des weichen und doch kräftigen Apprêts, welches wir an den englischen Stoffen finden. Es ist begreiflich, daß, wenn das Ausland so kolossal in unsere altheimische Baumwollsamt- und Manchesterherstellung eingreift und unserem Wirkungskreis immer engere Grenzen zieht, die ernste Aufforderung an uns ergeht, wie solchem nach Kräften abzuwehren“. Sie haben unterdessen von der Fa. Levinstein & Co. in London zur Erzielung der blauschwarzen Farbe und besserer Appretur 1. Patent Salt of Tartar, 2. Earth of Keyrav, 3. Indigo mordant gekauft. Die Zentralstelle wird gebeten, ihnen den Zoll dafür zu bezahlen und

die Stoffe einer chemischen Analyse zu unterziehen. Sie selbst wollen auch Versuche damit machen. Die Zentralstelle aber meint, die chemische Analyse werde nicht über den Erfolg entscheiden, sondern die Anwendung der Stoffe, die Behandlung der Gewebe. In einem weiteren Brief, den neben Haux und Landenberger auch Johann Caspar Kaufmann Sohn unterschreibt, schlagen sie vor, einen Engländer zu gewinnen; sie begrüßen die Absicht der Zentralstelle, zur Behebung der Schwierigkeiten ein Preisausschreiben zu erlassen. Diese hat inzwischen einen Chemiker mit Versuchen beauftragt, wozu von Andreas Landenberger zum Hirsch 6 Ellen gesengter Samt bezogen worden waren. Die Ergebnisse werden den drei Ebinger Fabrikanten mitgeteilt, gleichzeitig für die Anstellung eines in der Färberei des Manchesters gründlich erfahrenen Mannes ein Staatsbeitrag in Aussicht gestellt.

Damit enden leider die Akten der Zentralstelle für Gewerbe und Handel, deren Präsident Ferdinand Steinbeis mit Recht in einem Ebinger Straßennamen geehrt worden ist. Deutlich wird eine allmähliche Konzentration auf einige wenige Betriebe. J. M. Landenberger ging bekanntlich 1871 an Gottlieb Ott Sohn über, J. C. Kaufmann verlegte später den größten Teil nach Kaiseringen, Haux ist verschwunden. Deutlich werden aber auch die Schwierigkeiten, mit denen diese Pioniere der Ebinger Industrie immer erneut zu kämpfen hatten. Stand ihnen auch die Regierung nach Kräften zur Seite, das meiste mußten doch diese Männer selbst tun. Umsicht, Tatkraft, Wagemut schufen ihnen und ihren Arbeitern Brot.

keine Quelle reinen Genusses. Der neue Besitzer mußte alle Anstrengungen machen, sich den Besitz zu sichern. 1410 wurde Hohenberg an die schwäbischen Reichsstädte verpfändet, denen Herzog Albrecht VI. den Pfandbesitz 1454 wieder mit Gewalt entriß. Unter seiner Gemahlin Mechthild entstand noch einmal ein letzter Schimmer höfischer, ritterlichen Lebens. Jedoch nach ihrem Tode fiel Hohenberg an Herzog Sigmund, der es 1490 an König Maximilian abtrat, der aber wieder das ganze Einkommen der Grafschaft an die Grafen von Zollern verpfändete, die von 1488 bis 1610 die Hauptmannschaft in Hohenberg innehatten. Erst nachdem die Untertanen der Grafschaft 40 000 fl. zur Ablösung der Pfandherrschaft aufbrachten, konnten sie beim Hause Österreich bleiben.

In den folgenden Jahrhunderten haben auch all die großen Bewegungen und Kriege ihre Wellen über das vorderösterreichische Hohenberg geschlagen. Viele Jahre tobten heftige Religionskämpfe. Die Bürgerschaft war der neuen Lehre Luthers nicht abgeneigt und hörte gerne die lutherischen Prediger. Jedoch König Ferdinand verhinderte durch strenge Verordnungen das Eindringen der Reformationsbewegung. Er konnte das Land dem alten Glauben erhalten und schloß es von dem im Osten, Norden und Westen angrenzenden evangelischen Württemberg ab. Entsprechend der Abmachung von 1532 „Cujus regio, ejus religio“ (Wes die Herrschaft, des die Kirche) blieb Hohenberg fortan katholisch.

Das ganze schwäbische Habsburg wurde unter dem Namen Vorderösterreich zusammengefaßt. Der Sitz der Regierung war zuerst Innsbruck, 1752 Konstanz und ab 1759 Freiburg mit einem österreichischen Erzherzog als Residenten. Das österreichische Regiment war klug und milde. Die Kaiserin Maria Theresia sagt in einem Erlaß: „Wann wir uns jemalen die Erhaltung eines Landes haben angelegen seyn lassen, so seynd es gewiß die Schwäbischen Österreicher, auf welche wir ... mit unserer Landesmütterlichen Vorsorge bedacht sind“. Die österreichischen Schwaben zählten zudem zu den besten Steuerzahlern. Die Untertanen hingen mit kindlicher und tiefeingewurzelter Liebe und Verehrung an dem Landesherrn, der zwar in Wien weit weg war und über 2, mit dem Oberamt über 3 dazwischen geschobene Instanzen regierte. Es war wohl eine Seltenheit, wenn ein gewöhnlicher Bürger mit irgend einer Bitte und Beschwerde bis zum Kaiser selbst vordrang, und trotzdem sind die alten Sympathien nicht vergessen.

Dem k. u. k. Oberamt der Grafschaft Hohenberg mit dem Sitz in Rottenburg war auch das Obervogteiamt Spaichingen, zu dem auch Ratshausen, Dautmergen und Weilen u. d. Rinnen zählte, das Stadtschultheißamt Schömberg und die Justizbeamtung Binsdorf, die zeitweise von Schömberg aus mitverwaltet wurde, untergeordnet; ebenso waren die Dominien Werenwag (Unterdigisheim, Hartheim, Heinstetten usw.) und Kaltenberg (Dormettingen, Erlaheim, Nusplingen, Obernheim), die erbliche österreichische Mannlehen waren, unterstellt, während die Standes- und Ritterherrschaften in Dotternhausen mit Roßwangen (seit 1667 Grafen v. Bissingen), in Oberhausen mit Hausen a. Tann der Reichsritterschaft ihre Steuern bezahlten und ihren Heeresdienst leisteten, aber trotzdem den Willen des in Wien regierenden Landesherrn anerkannten. Forst- und Jagdgerechtigkeit (hohe Jagd, Jagdfronen, Forstgerichtsbarkeit) besaß Österreich in dem kaiserlichen Forst in Oberhohenberg, der teilweise weit über das hohenbergische Staatsgebiet hinausreichte, so in Ebingen „bis an die Schmiecha“ („jährlich werden Forstzinsen an das Rentamt Spaichingen bezahlt“ [Knapp]) oder in Meßstetten „der Straße nach gegen Werenwag“ in Hossingen, Tieringen und Oberdigisheim.

Hohenbergisch — österreichisch — 150 Jahre württembergisch

Von Fritz Scheerer

Der 6. Januar 1806, an dem der württ. Kommissar, der Kammerherr und wirkliche Geheime Rat Hans Otto von der Lühe, im Auftrag seines Landesherrn, des König Friedrich I., von der durch den Friedensvertrag von Preßburg an Württemberg gefallenen österreichischen Herrschaft Oberhohenberg Besitz ergriff, bedeutete für einen großen Teil unseres Kreises einen geschichtlichen Wendepunkt. Die beiden Städtchen Schömberg und Binsdorf, die Dörfer Dautmergen, Dormettingen, Dotternhausen, Erlaheim, Hausen a. T., Nusplingen, Obernheim, Ratshausen, Roßwangen, Unterdigisheim und Weilen u. d. R. waren 424 Jahre unter österreichischer Herrschaft gestanden, da am 26. Oktober 1381 Graf Rudolf III. von Hohenberg seinen ganzen Besitz mit Hohenberg, Oberndorf, Schramberg, Horb, Rottenburg und vielen andern Ortschaften an Herzog Leopold III. von Österreich um 66 000 schwere Goldgulden verkaufte. Der Kaufbrief führt u. a. namentlich an: Schömberg die Stadt, Nusplingen die Stadt, Binsdorf die Stadt, Ebingen die Stadt mit der Losung, Haigerloch die Feste und beide Städte. Es haben sich allerdings in den 4 Jahrhunderten manche Veränderungen ergeben, weiteres war hinzugekommen, anderes wieder abgetreten worden.

Hohenbergisch

Das Geschlecht der Grafen von Hohenberg, das mit den Zollern verwandt war, nennt sich nach dem Stammschloß auf dem Oberhohenberg. Ihre ursprüngliche Herrschaft war in der Gegend von Spaichingen und an der oberen Donau. Die Hohenberger werden erstmals um das Jahr 1170 erwähnt. Sie haben es besonders gut verstanden durch Ausnützung der Umstände und Heiraten ihren Besitz zu steigern, so daß sie bald zu den mächtigsten Grafen in Süddeutschland zählten und ein Gebiet ihr eigen nennen konnten, das sich von der oberen Donau und dem oberen Neckar bis gegen Tübingen,

Calw und Dornstetten erstreckte. Ihre Glanzzeit war in der 22. Hälfte des 13. Jahrhunderts, nachdem Rottenburg erworben worden war und Burkhard III. sich mit Mechthilde, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II. von Tübingen vermählte, die eine reiche Mitgift mitbrachte. Ja, König Rudolf von Habsburg hatte eine Tochter des Hohenberger Grafen Burkhard III., Gertrud, zur Frau. Der nach Rottenburg verlegte Hof war eine wichtige Pflegstätte für den Minnesang, wo Hartmann von der Aue und Heinrich von Ofterdingen aus- und eingegangen sein mögen. Auch von Graf Albert II. haben wir noch mehrere Lieder. Gegen ihre Untertanen übten die Grafen ein freundliches Regiment. Bekannt ist namentlich ihr kirchlicher Sinn, so stifteten sie in unserer Gegend das Kloster zu Kirchberg.

Allein diese Blütezeit war nur von kurzer Dauer. Die vornehme Hofhaltung, die Erbauung von Schlössern verschlangen große Summen. Am meisten hat zum Niedergang die vielfache Teilung der Grafschaft beigetragen. 1260 wurde eine Teilung der Gesamtgrafschaft in 2 Gebiete vorgenommen, deren Grenze im ganzen der Neckar bildete. Der schon genannte Graf Albert II. erhielt den südlichen Teil mit dem Sitz in Rottenburg. Die Schulden der hohenbergischen Grafen wuchsen immer mehr an und das Unheil konnte nicht mehr abgewendet werden; nach und nach mußten sämtliche Gebiete verkauft werden, bis 1381 auch die obere Grafschaft Hohenberg verloren ging. Damit hatte die einst so glänzende Herrschaft der Grafen von Hohenberg ihr Ende gefunden. Noch weisen manche Bauten und Einrichtungen auf dieses mächtige Fürstengeschlecht zurück, das lange Zeit die Landesobrigkeit für den südlichen Teil unseres Kreises bildete.

Österreichisch

Infolge der auf der Grafschaft lastenden Schulden war die Erwerbung für Österreich

Zunächst „bedienten sich die österreichischen Herzöge zur Verwaltung der Herrschaft einer bestehenden Einrichtung, des Vogtes, der den Willen des Landesherrn im ganzen Gebiet durchführte“ (Stemmler). Später hieß er Hauptmann und dann Landvogt. Das Finanz- und Steuerwesen in der Grafschaft verwaltete der Marschall, das Rechnungswesen der Landschreiber; der Hof- und Gegenschreiber „hatte die ganze Schreiberei in allen Flecken der unteren Herrschaft“ zu erledigen. In der folgenden Zeit wurden allerdings öfters Veränderungen vorgenommen. In der Ständeversammlung war die Herrschaft Hohenberg durch 12 Stände vertreten, die jedoch selten zusammentraten. „Die Amtsführung der Gemeindebehörden war durch kaiserliche Verordnungen in genau vorgezeichnete Bahnen gelenkt; das absolutistische System gab sich

nicht die Blöße, hier eine Lücke zu lassen für etwaige gegnerische Ansätze“ (Stemmler). Die niedere Gerichtsbarkeit, die vom Magistrat ausgeübt wurde, besaß unter den österreichischen Orten unseres Kreises nur Schömberg und Binsdorf.

Diese Verwaltung, die wir in großen Zügen kennen lernten, hat dem ganzen Territorium seinen Stempel aufgedrückt. Hohenberg war vor allem eine Provinz, die von Wien weit, sehr weit weg war, während im benachbarten Württemberg der Landesherr im Lande saß, so daß seine Herrschaft auf dem Weg über den Vogt und später den Oberamtmann viel unmittelbarer war. Die Verwaltung in Hohenberg, ja selbst die Kanzleisprache, die Aktenbehandlung bei den Behörden, unterschied sich grundsätzlich von der württembergischen.

(Schluß folgt)

Mönichsteig — Menesteig — Enissteig

Von Hans Müller

Der „Angeklagte“ hat das Schlußwort! Der werthe Leser als „Richter“ nehme die Heimatkundlichen Blätter Jahrgang I Nr. 9 und 10 und Jahrgang III Nr. 2 und 3 zur Hand! Und er verzweifle nicht, wenn er merkt, daß die Sache kompliziert wird! Vorgeschichte ist keine Rechenaufgabe, die im allgemeinen nur eine einzige Lösung zuläßt. Sie ist ein Tasten an der Hand sehr schwacher Indizien. Aber das ist nun gerade das Schöne an ihr! Es müssen sehr viele Bausteine zusammengetragen werden, bis endlich einmal eine Sache als „wissenschaftlich erhärtet“ ausgegeben werden kann. Diese erhärteten Tatsachen nehmen wir zur Kenntnis und legen sie nur gar zu gern zu den Akten, wo sie verstauben. Ist aber ein Problem noch im Fluß, so regt es die Geister an und die Sache bleibt lebendig.

Aus meinem Aufsatz und den beiden daran anknüpfenden Beiträgen von Oberlehrer Eith und Dr. Stettner ergibt sich, daß Professor Hertlein bei dem steilen, in den Riffkalk eingetieften Anstieg zwischen Ebingen und dem Degerfeld trotz der älteren (nicht ältesten!) Schreibweise „Mönichsteig“ an einen vorrömischen und wohl auch römischen Weg dachte. Vor dieser Feststellung wurde einmal der Versuch gemacht, den Namen mit Klosterbesitz in Verbindung zu bringen. Nun ist bekannt, daß Prof. Hertlein geradezu „eine Nase“ für Römerwege hatte, und man tut gut daran, seine Vermutungen nicht zu rasch beiseitezuschieben. Wenn in den „Tonmergeln des mittleren Weißjura“ am Steilhang kein Straßenprofil gefunden werden konnte, so gibt der Geologe zu bedenken, daß in diesen herabrutschenden Aptychenmergeln schon in einem einzigen Jahr eine ganze Menge verwittert und abwandert, auch von den eingeschalteten Kalkbänken, — wieviel dann erst in 19 Jahrhunderten! Das Straßenprofil kann also dagewesen sein. Allerdings ist oben zwischen den Felsen die Durchfahrt so eng, daß es keine römische Militär„straße“, sondern nur ein Weg gewesen sein kann. Mit der sauberen Unterscheidung dieser beiden Begriffe bin ich der wissenschaftlichen Klarheit zuliebe sehr einverstanden. Ich schrieb damals: Das Verbindungsstück Hermannsdorf — Ebingen hatte für sie (die Römer) keine große Bedeutung, eben nur für die Wachtposten. Die Feder sträubte sich also doch schon gegen das Wort „Straße“! Nun hat mir Dr. Stettner auch noch die Wachtposten weggenommen! das Kastell Lautlingen war schon aufgegeben, noch bevor das Kastell Burladingen gebaut wurde. Also ist zwischen den beiden keine Postenkette denkbar. Oder vielleicht doch? Wir wissen, daß genau in unserer Gegend die Befehlsbereiche zweier römischer Oberbefehlshaber aneinanderstießen. Sollte dies nicht sogar Grund zu erhöhter Wachsamkeit sein? Und immer auf den günstigsten Hän-

gen mit dem Gesicht zum Feind? Ich schlage vor, diese Möglichkeit zunächst offen zu lassen. Daß der private Verkehr mehr über die Bitzer Steige oder wohl auch durchs Tennental nach Truchtelingen ging, ist einleuchtend. Doch dürfen wir in beiden Fällen nicht an die unterste Talrinne denken, sondern mehr an eine Wegführung am Hang. Auch zwischen Winterlingen und Straßberg wurde nicht die Talrinne benutzt. Es ist erfreulich, daß durch die beiden Beiträge der Aufstieg ins Degerfeld um zwei weitere Möglichkeiten erweitert worden ist. Wie Dr. Stettner feststellt, tut dies dem Wegedreieck keinen Abbruch. („Wegedreieck“ ist auch wieder falsch, denn es sind zwei „Straßen“ und ein „Weg“ und „Römerstraßen[wege] dreieck“ klingt schlecht! Wer hilft weiter?) Den Menesteig nur als Holzabfuhrweg zu erklären, dürfte nicht leicht sein; denn an seinem oberen Ende hört der Wald auf. Wenn es ein „Enissteig“ war, so war der „Enisboch“ (als Wald eines Ähne gedeutet) zu weit weg und hatte andre Abfuhrwege. In die Augen springend ist eben das völlig geradlinige Wegstück von Hermannsdorf bis zum Böllen mit den römischen Funden und die damalige Gepflogenheit, Talrinnen zu meiden und lieber am Hang zu gehen oder (das Wort sei nochmals gewagt) zu fahren. Das ist bei Burladingen, bei Winterlingen und bei Laiz so!

Wie leicht einzusehen ist, hatte die sehr spitzwinklige Wegegabel bei Winterlingen noch mehr Querverbindungen. Eine auffallende Häufung von Funden läßt auch an einen Weg Hutwiesen — Hofäcker — Tiefes

Gäßle (in Winterlingen) denken. Dann wahrscheinlich Straßberger Alte Steige — Auf der langen Steinmauer — Lengenfeld — Käppelèsäcker (zwischen Winterlingen und der Siedlung). Auch die von Dr. Stettner erwähnte Wegführung Ottmarstal — Setze — Siechenbühl — Hainloch ist so eine Querverbindung, die auch bei Bitz enden könnte. Ihr letzter Abschnitt wäre dann ein Stück „echter“ Römerstraße, und somit ist es auch ein „Burladinger Weg“. Aber der geradlinigste und somit „römischste“ Weg ist eben doch die Linie Böllen — Hermannsdorf, und diesen habe ich daher zur „Konstruktion“ meines Römerstraßen(wege)dreiecks genommen.

Nochmals möchte ich auf die Beobachtung aufmerksam machen, daß sich Albvereinswege mit Vorliebe an uralte Wegführungen halten. Vielleicht liegt das daran, daß im Albverein Menschen zusammengeschlossen sind, die sich noch eine Art Instinkt dafür bewahrt haben, wie sich Wege in die Landschaft einfügen sollten. (Der Autostandpunkt „Lieber Umweg als Steigung“ ist technisch, nicht natürlich bedingt.) In diesem Zusammenhang finde ich es sehr nett, daß P. Eith an den Weg Huckelturen — Fohlenweide — Winterlingen erinnert. Dies wäre also eine weitere Querverbindung „für den kleinen Grenzverkehr“. Es ist tatsächlich der Fußweg von Winterlingen nach Ebingen und — ein Albvereinsweg! Als echter alter Weg meidet er die Talsohle, umgeht aber doch nicht ganz die Einschnitte des Tiefentals und Roßbergtals, sondern „nimmt“ sie. Er hat mich schon immer nachdenklich gestimmt, und ich habe durchaus das Empfinden als müßten da Funde verborgen liegen. Wenn überall so viel gegraben würde wie gegenwärtig an den Rändern der Ortschaften, könnte man eine Karte der Funddichte zeichnen und daraus vieles ablesen.

Es sollte auch alles viel besser registriert werden. So besitze ich z. B. eine vervielfältigte Zusammenstellung von Bodenfunden, die von Oberlehrer Breeg stammt und eine auf Flur Steinhaus (also bei der Petersburg) gefundene römische Halbsäule erwähnt, die ich für die Trajanssäule hielt, bis ich kurz danach Genaueres erfuhr.

Der werthe Leser möge nicht erwarten, daß ihm alle Ecken und Winkel der Vorgeschichte völlig erhellt werden können, am wenigsten auf dem engen Raum der Heimat, wo alles von allen nachgeprüft werden kann. Mit „weltweiten“ Aufsätzen lassen sich billigere Erfolge erzielen. Und wenn alle Debatten unsrer Zeit so fruchtbar (nicht furchtbar) wären wie diese kleine Auseinandersetzung über den Menesteig, dann hätten wir die heißersehnte Demokratie!

Württembergs Vergangenheit im Spiegel der Balingen Geschichte

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

(Fortsetzung)

Überlegen wir uns nun, welcher dieser Standortfaktoren für die Balingen Industrie der maßgebende ist, so können wir einige sofort ausscheiden. Weder Bodenschätze noch besonders günstige Verkehrsverhältnisse noch die Nähe besonders billiger Energiequellen sind die Ursache für die Balingen Industrialisierung. Auch die Verbrauchständigkeit, d. h. die Nähe besonders guter Absatzmöglichkeiten spielt heute nicht mehr die entscheidende Rolle in Balingen. Sie war dagegen maßgebend für die vergangenen Jahrhunderte, als das Handwerk unserer Stadt in erster Linie für die landwirtschaftlich bestimmte Umgegend arbeitete. Die heutige Industrie ist dagegen arbeitsständig, d. h. sie ist bestimmt durch das Angebot genügend zahlreicher Arbeitskräfte; sie ist Veredelungsindustrie, denn der Wert ihrer Erzeugnisse beruht nicht in erster Linie auf

dem Wert der verwendeten Rohstoffe, sondern auf der zu ihrer Veredlung verwendeten Arbeitszeit und Mühe.

Wie kommt es nun, daß gerade im Balingen Raum solche Arbeitskräfte in reichlicher Anzahl zur Verfügung stehen? Der Grund dafür ist in der landwirtschaftlichen Struktur unserer Gegend zu suchen. In unserer Gegend wie in ganz Alt-Württemberg, d. h. dem vor 1800 württembergischen Gebiet, herrscht seit langen Jahrhunderten die Realteilung. Beim Tod eines Bauern wird dessen gesamter Besitz gleichmäßig unter seine Kinder aufgeteilt. Dies hat vor allem bei den hohen Kinderzahlen früherer Zeiten eine ungeheure Besitzersplitterung zur Folge. So waren schon im 16. Jahrhundert große Höfe oft in 15 — 20 Teile zersplittert. Diese Teile waren aber oft zu klein, um noch eine Familie ernähren zu können. Die Realteilung führte also zur Entstehung eines

Kleinbauerntums, das sich noch nach anderen Erwerbsmöglichkeiten umsehen mußte. Im Oberland und im Hohenlohischen herrscht dagegen die sogenannte Anerbnsitte, d. h. der Hof geht ungeteilt vom Vater auf den ältesten bzw. jüngsten Sohn über, während die übrigen Geschwister fast leer ausgehen. So ist es kein Wunder, daß wir in diesen Gebieten die großen Höfe finden und daß diese Gegenden noch heute vorwiegend landwirtschaftlich bestimmt sind.

Die Überbevölkerung zwang also in unserer Gegend zur Entwicklung weiterer Erwerbsmöglichkeiten, die in früherer Zeit nur im Handwerk gefunden werden konnten. Schon bald nach der Stadtgründung werden die ersten Handwerker in Balingen genannt: Schmiede, Gerber, Weber, Sattler, Schuhmacher, Färber usw. Schon zur Zeit des 30-jährigen Krieges lebte wohl mehr als die Hälfte der Bevölkerung vorwiegend vom Handwerk. Dieser Krieg brachte dann freilich einen empfindlichen Rückschlag: 1655 waren zwar von 248 Bürgern 120 Metzger, Bäcker, Schuster, Weber und Schneider, aber ein Bericht bemerkt, daß es meist arme Leute seien, da man mit 15—20 genügend versehen wäre; die Haupterwerbsquelle der Bürger bestand damals in Feld- und Wiesensbau.

Die Schäden des 30-jährigen Krieges waren etwa um 1700 überwunden; Die Steuerlisten dieser Jahre zeigen ein dauerndes Anwachsen der Zahl der Handwerker. Besonders bekannt sind in Balingen die Handwerker der Rot- und der Weißgerber, der Schuhmacher und der Färber. Aber schon damals war der Konkurrenzkampf denkbar scharf, und mehr als einmal wehrte sich eine Zunft verzweifelt gegen die Zulassung neuer Meister, da das Handwerk vollkommen übersetzt sei. Die Verhältnisse in den Dörfern der Umgebung waren nicht wesentlich anders, bloß waren die Absatzmöglichkeiten für die Handwerker dort noch wesentlich schlechter als in der Stadt.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß in Balingen immer ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bürgerschaft notleidet, da er keine Arbeit fand und auf Armenunterstützung angewiesen war.

Deshalb wurde in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts auch in Balingen in größerem Umfang mit der Hausweberei begonnen, die zum Teil schon vorher als Nebenbeschäftigung neben der Landwirtschaft betrieben worden war. So bildete z. B. 1765 die herzogliche Baumwollmanufaktur Sulz 382 Balingener Spinnerinnen aus, die in Heimarbeit für diese Fabrik arbeiteten. Trotzdem war die Not nicht beseitigt, denn 1770 folgten mehrere Hungerjahre wegen schlechter Witterung aufeinander, und die Sulzer Manufaktur mußte wegen Absatzschwierigkeiten ihre Arbeit stark einschränken. Der Balingener Oberamtmann erreichte nach vielen Anstrengungen, daß künftig wenigstens eine Basler Seidenspinnerei Aufträge nach Balingen vergab. Trotzdem nahm die Armut nicht ab. Der Magistrat machte dafür die Faulheit der Leute verantwortlich und lehnte auch 1797 den Vorschlag des Dekans, eine besondere Industrieschule zu errichten, ab. Die napoleonischen Kriege und der Stadtbrand von 1809 förderten die Armut natürlich weiterhin. Daß allerdings trotzdem noch ein gewisser Wohlstand vorhanden war, kann man aus dem schnellen Wiederaufbau der Stadt schließen. Aber eine schlechte Ernte verursachte 1816 eine so große Hungersnot, daß die Stadtverwaltung eine Suppenanstalt für die notleidende Bevölkerung einrichten mußte. Im Winter 1846/47 war die Lage schließlich so kritisch, daß von 3 000 Einwohnern nicht weniger als 1 200 aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden mußten.

Die Verhältnisse in anderen württembergischen Sädten waren damals nicht viel rosig, und die Regierung sah sich gezwungen, einzugreifen, um einer allgemeinen

Verelendung vorzubeugen. König Wilhelm I. von Württemberg schuf 1848 in Stuttgart die „Zentralstelle für Gewerbe und Handel“, eine Art Wirtschaftsministerium. Diese Stelle förderte die Industrialisierung des Landes in entscheidender Weise. Gewährung von Krediten, Einfuhr von Maschinen aus dem Ausland, Zölle zum Schutz der jungen Industrie gegenüber der englischen Konkurrenz, Heranziehung ausländischer Erfinder, Pflege des Fachschulwesens usw. waren einzelne Punkte des staatlichen Förderprogramms. Außerdem erkannte man, daß jeder wirtschaftliche Aufschwung abhängig ist von guten Verkehrsverbindungen, die die billige Herbeischaffung der notwendigen Rohstoffe ermöglichen und den Absatz erleichtern. Man ging deshalb an den planmäßigen Ausbau des Eisenbahnnetzes, von dem auch Balingen bald seine Vorteile haben sollte: 1874 wurde die Bahnlinie nach Tübingen und damit die zur Landeshauptstadt eingeweiht, 1878 die nach Sigmaringen,

von wo aus Verbindungen ins Oberland und in die Schweiz möglich waren. Die Bahnlinie nach Rottweil wurde dagegen erst in diesem Jahrhundert gebaut und hatte nie eine entscheidende Bedeutung für Balingen.

Die Erfolge des staatlichen Förderprogramms von 1848 zeigten sich schon in den nächsten Jahren auch in Balingen. War es anfänglich auch erst ein vages Suchen nach erfolgversprechenden Industriezweigen, so daß viele Betriebe der verschiedensten Branchen gegründet wurden, die bald wieder verschwanden, so zeichneten sich doch schon bald die Grundlagen für die heutigen Hauptindustrien ab. Entscheidend war, daß sich für jeden dieser Industriezweige einige Männer fanden, die mit Mut, Tatkraft und Klugheit neue Wege zeigten und gingen und auf diese Weise das Balingener Wirtschaftsleben in ganz neue Bahnen wiesen.

(Schluß folgt)

Zum 350. Geburtstag Rembrandts

Von W. Lammert

Vor 350 Jahren, am 15. Juli 1606, wurde dem Müller Harmen Geritszoon van Rijn und seiner Frau Neeltje Willemsdochter in der holländischen Stadt Leiden das fünfte Kind geboren. Es war ein Junge, der den auch damals seltenen Namen Rembrandt erhielt. Weder in der Familie des Vaters noch in der Mutter floß Künstlerblut. Niemand ahnte, daß der Welt mit diesem Kind einer der größten Maler geschenkt worden war.

Die Erfolglosigkeit angehender Künstler hat Rembrandt nicht erlebt. Schon seine ersten Bilder fanden Bewunderung und gute Honorare. Es zog den jungen Künstler nach Amsterdam. Hier befand sich damals ein Mittelpunkt des internationalen Lebens. Die Amsterdamer Bürger waren reich wie die Fürsten. Daher hatten auch Maler und andere Künstler viel zu tun, denn die Goldgulden saßen den Reedern und Kaufleuten locker in der Tasche. Sie gaben für die Ausstattung ihrer Häuser große Summen aus. Rembrandt fühlte sich nicht nur durch das Geld angelockt. Das malerische dieser Weltstadt, die Schiffe im Hafen, die hohen Giebelhäuser fesselten ihn. Zahllose Schiffe brachten Menschen und Produkte aus aller Herren Länder.

1631 ließ sich Rembrandt für immer in Amsterdam nieder. Schon bald umstrahlte ihn die Sonne des Ruhms. Er wurde über Nacht durch das Bild „Anatomie“ zum führenden Porträtmaler Amsterdams. Es stellte den Chirurgen Dr. Claes Pieterszoon Tulp dar, wie er den sieben Vorstehern der Amsterdamer Chirurgengilde an einem Leichnam die Funktionen eines Beugemuskel der Finger erklärt. Nach diesem Erfolg häuften sich bei Rembrandt die Aufträge derart, daß er nur noch für große Summen und gute Worte malte. Aus der Zeit von 1632 bis 1637 sind ungefähr 40 Gemälde angesehener Zeitgenossen Rembrandts erhalten geblieben.

Rembrandt wurde schnell wohlhabend. 1634 heiratete er die schöne und reiche Saskia von Uylenburgh, Tochter des Rechtsgelehrten und früheren Bürgermeisters von Leeuwarden in Westfriesland. Die Ehe schenkte Rembrandt viel Glück und machte ihn noch unabhängiger, als er schon war. Im Jänner 1639 kaufte Rembrandt ein Haus auf der Breestraat, die man auch Judensbreestraat nannte. Der Preis betrug 13 000 Gulden, eine für die damalige Zeit enorme Summe. Rembrandt zahlte nur 1200 Gulden an. Seiner Frau aber kaufte er kostbare Stoffe, wertvollen Schmuck, Gemaldesammlungen von heute unschätzbarem Wert füllten die Zimmer seines Hauses.

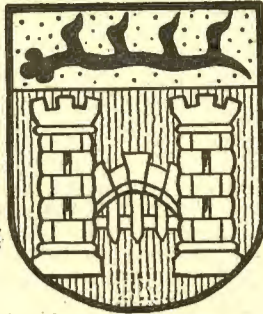
Als Saskia im Jahre 1642 starb, schien sich der Glücksstern des Meisters zu wenden. Von den vier Kindern war nur ein Junge am

Leben geblieben. Titus zählte kaum ein Jahr, als Rembrandt mit 36 Jahren Witwer wurde. Eine Wiederverheiratung war Rembrandt durch Saskias Testament verwehrt, da er in dem Falle die Nutznießung ihres Vermögens verloren hätte. Doch darauf konnte er nicht verzichten, denn er hatte bereits finanzielle Sorgen. Seine Magd Hendrickje wurde wegen ihres Zusammenlebens mit Rembrandt vor das Konsistorium gerufen. Man ermahnte sie zur Bußfertigkeit und schloß sie „wegen ungehörigen Lebenswandels mit dem Maler Rembrandt“ vom Tisch des Herrn aus. Es war eine harte Strafe für die junge fromme Frau.

Über den eigentlichen Grund des Vermögensrückganges von Rembrandt ist viel geforscht worden. Wenn Rembrandt auch ein Verschwender war, so hatte er so große Summen verdient, daß sie unmöglich innerhalb weniger Jahre aufgebraucht sein konnten. Auch hatte Rembrandts Ruf in Amsterdam erheblich gelitten, so daß immer weniger Aufträge einkamen. Wahrscheinlich hat Rembrandt sich mit seinen Brüdern in Getreidespekulationen eingelassen. Jedenfalls war er, dem Hunderttausende durch die Hände gegangen waren, plötzlich mit einer ungeheuren Schuldenlast beladen. 1656 wurde der Bankrott eröffnet. Sein ganzer Besitz, die kostbaren Sammlungen und Gemälde wurden versteigert. Das Haus kaufte ein reicher Schuster.

Über die letzten Lebensjahre Rembrandts ist wenig bekannt. 1664 starb Hendrickje, auch sein Sohn Titus ging vor ihm aus dem Leben. Die Selbstporträts jener Zeit zeigen Rembrandt als Greis mit trüben Augen, aufgeschwemmtem Gesicht und schmerzverzerrten Mienen. Am 8. Oktober 1669 starb er und hinterließ nichts als sein Malgerät. Aber er schenkte der Nachwelt über 500 Gemälde, viele Zeichnungen und Radierungen. Sie machten ihn unsterblich. Das Hauptwerk Rembrandts, die „Nachtwache“ verkörpert eines der größten Meisterwerke der Malerei. Dieses Gemälde ging weit über das Verständnis seiner Zeit hinaus, so daß Rembrandt keinen neuen derartigen Auftrag erhielt. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts ließ ein Magistrat das Gemälde an beiden Seiten beschneiden, damit es zwischen zwei Türen im Stadhuis paßte. Heute würden die beiden verlorenen Streifen mit einer Summe bezahlt, für die man viele Häuser bauen könnte.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreund“ der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



War das Wetter schuld?

Eine siedlungsgeschichtliche Betrachtung oder „Neues Bild alter Zeiten“ von P. Eith

Die Grabhügel, die Apotheker Edemann und Joh. Dorn (Haid) in unserer Gegend ausgruben, lagen restlos auf dem Degerfeld und den Höhen östlich der Schmiecha. Verschiedene zu diesen Gräbern gehörenden Siedlungen konnte ich vor 30 Jahren feststellen. Besonders die Gegend nordöstlich vom Galthaus und beim Gritter (Flurname, auch Kritter geschrieben) barg eine ganze Anzahl solcher Stellen, die teils der Hallstatt- (900—400 v. Chr.), teils der späteren Bronzezeit (1100—900 v. Chr.) angehörten. Ein Teil der Gräber war aber wesentlich älter, sie wurden in der Einzelgräberzeit 1500—1200 v. Chr. von Nomaden errichtet. Schaudt (Bitz) konnte beim Gritter eine Zisterne nachweisen. Die Hülen von Bitz und vom Galthaus sind nachweisbar sehr alt. Jedermann kann deshalb verstehen, daß damals an den angegebenen Stellen Siedlungen möglich waren.

Kaufmann Kiesinger (Raidental) zeigte mir 1926 auf dem Schnecklesfels (Martins-ebene) eine Stelle, die später vom UFI Tübingen unter Dr. Kraft aufgedeckt wurde. Das war die erste Siedlung der Hallstattzeit, die auf dem Raidenberg, also westlich der Schmiecha, lag. O. L. Breeg und ich stellten im Laufe einiger Jahre mehrere Siedlungsplätze fest. Stoll † (Tübingen) fand auf dem Katzenbuckel einen Wall, der sich aber später als Grenzgraben zwischen Weide und Wald erwies (Förster Benz war dabei). In diesem Graben fanden sich tatsächlich Hallstattscherben. Inzwischen war aus dem damals fast undurchdringlichen Gebüsch durch Wuchs und Aushau so etwas wie Hochwald geworden. Mit Studienrat Dr. Stettner besichtigte ich den Berg und wir fanden tatsächlich einen Wall dicht unter der Kuppe, der gegen Osten sich ganz verflachte. Im Westen war, wie die unter gültiger Mithilfe des Forstamtes Ebingen erfolgte Probegrabung erkennen ließ, zwischen Wall und Fels das Einfahrtstor deutlich festzustellen. Gefäßscherben und einige Knochen im Wallgraben ließen einwandfrei die Siedlung als hallstattisch erkennen. Leider war es nicht möglich, eine Grabung anzusetzen, da die Kuppe frisch aufgeforstet war und überall sich Scherben zeigten, so daß Plan und Lage des Hofes nicht erkannt wurden.

Nach Lage der Dinge dürften die Maße dieselben sein wie auf dem Schnecklesfels. Wohnhaus 7×4 m, Stall 3×4 m und vielleicht noch eine Art Scheuer, so daß das offene Viereck der damals üblichen Bauweise entsprochen hätte.

Weitere Siedlungen auf dem Raidenberg waren am Weg auf die Ebene, wo die Bohnerzgruben lagen (2 Siedlungen), in der Nähe des Ochsenberges und am Rande des Wildentierberges.

Forstarbeiter wollen in den Stauffenbergischen Wäldern ebenfalls schon „solche“ Scherben gefunden haben, und zwar auf

dem Wachfels (westlich) und den Höhen östlich vom Hof Ochsenberg.

Nun taucht aber, wenn wir die Lage dieser Siedlungen mit den auf der Ostseite der Schmiecha gelegenen vergleichen, unwillkürlich die Frage auf: Woher haben diese Leute ihr Wasser geholt?

Leicht zu beantworten ist die Frage für die Gebäude nordwestlich des Hofes Ochsenberg. Dort haben wir einen laufenden Brunnen. Schnecklesfels, Raidenebene und Katzenbuckel aber haben kein Wasser. Der Untergrund ist Fels (wasserdurchlässiges Weiß δ). In den Mergelschichten (Wγ), die am Fuße der Berge liegen, da sprudeln allerdings — heute noch ertragreiche — Quellen.

Selbstverständlich war der Wasserverbrauch jener Familien und Haushalte kaum ein Bruchteil des heutigen. Gekocht wurde in den irdenen Gefäßen jener Zeit nicht, dazu waren sie nicht stabil genug. Die ganze Formenmenge läßt auf Milchwirtschaft und zum Teil Vorratsspeicher schließen. Auch die oft wunderbar verzierten Urnen und Teller der Gräber lassen den sicheren Schluß ziehen: das waren nie Kochgeräte.

Zum Transport von Quelle zur Wohnung konnten Holzgefäße oder Lederschläuche benützt worden sein. Bronzeimer, wie einer am Flugplatz Ehestetten gefunden wurde, waren Ausnahmen, deren Beschaffung wohl für die meisten unerschwinglich war. Eiserne Eimer waren nicht vorhanden. Warum haben dann die Leute nicht an die Wasserstelle gebaut? Dorthin haben sie bestimmt ihr Vieh getrieben; aber ob die Frauen — wie unsere Urgroßmütter noch auf dem „Bausch“ — die Wassergelte den Berg hinauftrugen, können wir wohl kaum annehmen.

Dr. O. Paret löst in seinem Buch „Das neue Bild der Vorgeschichte“ ganz interessant dieses Problem, warum an jetzt trockenen bzw. feuchten Stellen Siedlungen entstehen konnten.

Für die Ebinger ist ganz sicher bemerkenswert, daß am Fuß der Riedhalde, von Ehestetten bis zum Degerwand, eine ganze Menge Siedlungen bzw. Grabstätten aus altvergangener Zeit gefunden wurden.

Bei der Erweiterung des Friedhofes nach Westen fand sich auf kleinem Platze eine Menge Scherben und eine kleine Bronze-

spirale. Architekt Beck nahm auf Grund der Spirale, die der Zeit 1500—1200 v. Chr. angehört, an, daß es sich um einen Bronzegrabhügel handelt. Das ist nicht der Fall, da die Scherben, wie mir Dreher (Totengräber) sagte, in großer Tiefe gefunden wurden. Bei Durchsicht der Scherben zeigte es sich, daß Rand- und Bodenstücke sehr selten waren, so daß es sich nur um „Abfall“ handeln konnte. Ich selbst fand im Aushub des Postgebäudes ebenfalls die gleichen Scherben. Eine genaue Zeitangabe über das Alter dieser Scherben habe ich nicht erhalten. Sollten sie aber dasselbe Alter wie die mitgeführte Spirale haben, hätten wir hier die erste Siedlung der Hauptbronzezeit, deren Gräber auf dem Bitzberg nicht zu selten sind. Es ist klar, daß die Hirten bei ihrer Bestattung ihre Weideplätze gewählt haben können. Tatsache ist, daß ich nie auf dem Bitzberg Siedlungsscherben der Hügelgräberbronzezeit (vor 1200) gefunden habe. Warum finden sich auf dem Schießplatz keine solche Grabhügel, obwohl hier nach unserem Begriff gutes Weideland gewesen sein könnte, wie die Flurnamen Auchten (Nachtweide), Kühbuch und andere vermuten lassen?

Gerade umgekehrt ist es mit den Begräbnisstätten der Hallstattzeit (800—400 v. Chr.). Sowohl auf dem Degerfeld als bei der „Pumpstation“ und im „Rauhen Wiese“ — also an durchaus feuchten Stellen — finden sich Grabhügel.

Als im „Kienten“ die neue Samtfabrik gebaut wurde, konnte ich in dem stark vermoorten Boden Siedlungsscherben der Voll-eisenzeit (La Tène 400—1) feststellen.

Hierher hätte — bevor Drainage gang und gäbe wurde — nie ein Ebinger gebaut, denn die starken Schmelzquellen im „Rauhen Wiese“, die den alten Ebingern ja bekannt waren, hätten ziemlich feuchte Keller — das gabs damals auch schon — bzw. feuchte Stubenböden verursacht.

Die Aufzählung aller Siedlungs- und Begräbnisstellen kann hier nicht erfolgen, da wir ja ausgerechnet solche Stellen betrachten wollen, deren Bewohnen heute undenkbar zu sein scheint.

Ich möchte diese Probleme unseren Heimatfreunden vorlegen und alle bitten, die Gelegenheitsfunde machen, welche hierher passen, mir diese zu melden.

Betrachten wir so unsere Heimat, so haben wir, wie Paret sagt: Vorgeschichte in einem neuen Bild.

Kriegsnot, Hungersnot und Pest in Lautlingen im Dreißigjährigen Kriege

Nach Quellenmaterial des Pfarrarchivs / Von Heinz Raasch, Lautlingen

In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, der 1618 in Böhmen aufflammte, blieb die Schwäbische Alb und damit Lautlingen von den Schrecken des Krieges ziemlich verschont. Wohl brachten Truppeneinmärsche, Einquartierungen und Werbungen für den Landsknechtdienst Unruhe auch ins obere Eyachtal, aber immerhin verhinderte eine strenge militärische Disziplin größere Ausschreitungen. Doch machte sich

sehr bald durch häufige Requirierungen eine Knappheit an Lebensmitteln bemerkbar, die eine zunehmende Geldentwertung zur Folge hatte. Der Gulden sank auf ein Drittel seines Wertes ab. Dazu kam im Jahre 1625 noch eine Mißernte, die besonders die Gegend zwischen Balingen und Ebingen mit fühlbarer Härte traf, so daß unter der Bevölkerung eine große Hungersnot ausbrach. Nach aufgezeichneten Berichten ernährten

sich die Leute von Wildwurzeln, Brennesseln und Unkräutern, mit denen man sonst nur die Schweine fütterte.

Nach dem ersten Jahrzehnt rückte dann der Krieg mit seinen verheerenden Auswirkungen auch in bedrohliche Nähe des oberen Eyachtales.

In dieser Zeit kam Ulrich Rettich als Pfarrer nach Lautlingen, der am 4. Juli 1625 von dem Patronatsherrn Freiherrn Georg Dietrich von Westerstetten dem Bischof von Konstanz präsentiert wurde. Der Pfarrer, der in Dillingen Theologie studiert hatte, stammte aus Sigmaringen, wo sein Vater Kutscher beim Fürsten von Hohenzollern war. Am 22. Oktober desselben Jahres starb der letzte der Freiherrn von Westerstetten kinderlos. Er wurde in der Lautlinger Kirche beigesetzt. Die Patronats Herrschaft ging auf seine Gemahlin Barbara, einer Tochter des Grafen Albrecht Schenk von Stauffenberg, über. Nach ihrem Tod erbte ihr Bruderssohn Wolf Friedrich Schenk von Stauffenberg den Besitz Lautlingen und Margrethausen, dessen Geschlecht noch heute in Lautlingen ansässig ist. Graf Wolf Dietrich hat seine ganze Jugend bei seinem Oheim Georg Dietrich im alten Lautlinger Schloß verlebt. Die Bilder der letzten Westerstetten befinden sich heute in Wilflingen.

Pfarrer Rettich hatte in seiner Pfarrgemeinde einen schweren Stand. Er hatte nicht nur unter den hier in Winterquartieren liegenden Truppen und durch marodierende, verwilderte Landsknechtbanden zu leiden, sondern auch die im Dorfe herrschende Hungersnot und mehr noch die durch die Kriegsverhältnisse entstandene Verrohung und Demoralisierung der eigenen Gemeinde machte ihm viel zu schaffen. Die Chronik berichtet von wüsten, blutigen Schlägereien, Diebstählen und Vagabundenunwesen. Die Unsicherheit nahm einen so bedrohlichen Umfang an, daß sich die Gemeinden Lautlingen und Margrethausen gezwungen sahen, zu ihrem eigenen Schutz eine Bürgerwehr zu organisieren. Zu dieser Sicherheitswehr hatte Lautlingen 52 mit Büchsen bewaffnete und 54 mit Hellebarden bewaffnete Mannen, Margrethausen 13 Büchsen schützen und 20 Hellebardiere zu stellen, wozu noch 2 Befehlshaber, 2 Spielleute und 20 ledige Bürgersöhne und Dienstknechte mit Seitengewehren kamen. Ihr Exerzier- und Schießplatz lag an der Eyachfurt am Fuße des Schönbühls. Als die Lautlinger Katholiken in der Bittwoche am 12. Mai 1628 nach althergebrachtem Brauch ihren Bittgang nach Margrethausen machten, wurde ihnen durch bewaffnete Ebinger Schützen, die zur Schutzwache des Franziskanerinnenklosters Margrethausen gehörten, die Straße gesperrt. Mit ihren Büchsen beschossen sie über die Köpfe der Prozession hinweg den an der Straße stehenden Bildstock. Gegen diesen Unfug legte die Ortsherrin Barbara von Westerstetten bei dem Ebinger Obervogt Laux energischen Protest ein.

Pfarrer Ulrich Rettich versuchte durch Belebung des religiösen Lebens dem moralischen Verfall seiner Gemeinde entgegenzuwirken. So renovierte er die uralte Kapelle auf dem Tierberg, stellte sie unter den Schutz seines eigenen Namenspatrons Ulrich von Augsburg und hielt selbst wöchentlich einmal darin mit inniger Frömmigkeit den Gottesdienst. Für die Kirche in Margrethausen stiftete er mit einem Sack Korn einen Jahrtag, ein großes Opfer in der Zeit der großen Hungersnot. Die opfervolle Seelsorgetätigkeit hatte seine Kräfte frühzeitig aufgezehrt, so daß er bereits 1631 starb. Sein Nachfolger war Johannes Merz von Rottenburg, der sich latinisiert Martius nannte. Nach der Präsentationsurkunde hat er „beide Gemeinden Lautlingen und Margrethausen mit der Verkündigung des göttlichen Wortes, Abhaltung der Gottesdienste und Ausspendung der Sakramente nach alter katholischer Ordnung zu besorgen. Eine Be-

hausung nebst Scheuer steht ihm in Lautlingen, ferner als Pfarrereinkommen der Ertrag der beiden Kälbwiesen (Kirchwiesen) zu Lautlingen und Margrethausen, die Einkünfte aus dem Pfarrwidum, der Großzehnt in Margrethausen und der Kleinzehnt in beiden Gemeinden, bestehend aus Geld, Früchten, Hühnern und Eiern. Der Gemeinde zu Margrethausen und den Kindern zu Lautlingen hat der Pfarrer als Entgelt das Fasnachtsküchlein zu reichen, wie von alters her gebräuchlich ist. Ferner hat er den Weibern von Lautlingen auf die Fasnacht je 1 Gulden und 17 Kreuzer und denen von Margrethausen 3 Gulden zu reichen, welchen Betrag sie auf dem Rathaus in Lautlingen zu verzehren haben. Endlich ist dem herrschaftlichen Schreiber, den zwei Dorfvoigten und den beiden Mesnern an den Vierfesten im Pfarrhaus zu Lautlingen ein Mahl zu verabreichen. Diese Lasten der Pfarrstelle wurden erst im 18. Jahrhundert abgelöst. An Holz erhält der Pfarrer nach obiger Urkunde noch 6 Klafter. Als Gegenwert für den Zehnt hat er der Gemeinde Margrethausen an Ostern das „Gesegnets“ und den Johanniswein zu spenden, während in Lautlingen die Herrschaft den Zehnten bezog und dafür den Bürgern das „Ostergesegnets“ zu geben hatte. Eine eigenartige Belastung bedeutete für den Pfarrer die Türkensteuer, die er jährlich mit 8 Gulden zu entrichten hatte und die Verpflichtung für die Patronats Herrschaft einen Hund zu unterhalten. Die gemeinsame Gemeinde-Viehweide durfte er nur mit höchstens 3 Rössern, 4 Kühen, 3 Schmalrindern und 1 Jährling benutzen. Pfarrer Martius konnte sein aufreibendes Amt in Lautlingen nur ein Jahr ausüben. 1632 starb er an der Pest, die in der Gemeinde wütete.

In den beiden folgenden Jahren hat Pfarrer Silvester Bihelin (Büchle), der schon einmal von 1615 — 1619 als Seelsorger in Lautlingen tätig war, die verwaiste Pfarrei übernommen. Auch er wurde von der Pest hinweggerafft, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zum Heile seiner Seele eine Stiftung von 6 Gulden an die Kirchenpflege von Margrethausen gemacht hatte.

Am 20. Dezember 1634 übernahm Magister Johannes Dörner aus Marchtal das Pfarramt. In seinem Taufregister lesen wir folgende Eintragung: „Unter meiner Amtsführung grassierte in Lautlingen die Strafe der Pest. Nach der Schlacht bei Nördlingen wurde auch die Gegend von Lautlingen in die Kriegswirren hineingerissen. Durchmarschierende und Winterquartiere beziehende Truppen schleppten die Pest hier ein. Der Großteil der Bewohner starb an dieser unheimlichen Krankheit. Kaum ein Haus gab es, aus dem nicht in diesen Zeiten ein Toter herausgetragen wurde. Ganze Familien und Geschlechter starben aus“. Die Einwohnerzahl ging in Lautlingen auf 170, in Margrethausen auf 74 zurück. Der die Kirche umgebende Dorffriedhof reichte für die Bestattung der vielen Toten nicht mehr aus. So wurde, auch schon um der Ansteckungsgefahr zu begegnen, vor dem Dorfetter draußen am Bühl ein eigener Pestfriedhof angelegt, der mit einer Hecke umzäunt wurde. Seit 1800 trägt dieser ehemalige Pestfriedhof die Bezeichnung Judenfriedhof. Für die Entstehung dieser Bezeichnung kann keine Begründung ermittelt werden. Jedenfalls findet sich in der urkundlichen Überlieferung kein Hinweis, daß in Lautlingen jemals Juden ansässig waren. Infolge der Zwistigkeiten mit der Herrschaft wegen des Novalzehnten, aber auch wegen der Verrohung der Bevölkerung und der Ausschreitungen der einquartierten französischen Truppen verließ Magister Dörner nach einer zweijährigen Amtszeit die Pfarrei Lautlingen. Sein Nachfolger, Heinrich Ade, konnte nur ein halbes Jahr in der Pfarrgemeinde als Seelsorger wirken. Wie das Pfarr-Register meldet, erlitt er 1636 den Hungertod.

1637 übernahm Pfarrer Georg Walter von

Mühlheim die Pfarrei Lautlingen. Er machte sich die Neuerweckung des religiösen Lebens in der Gemeinde, das durch die Kriegsgreuel immer tiefer absank, zur Hauptaufgabe. Diesem Ziel diente auch die 1640 von ihm gegründete Rosenbruderschaft, die durch religiöse Vorträge und Pflege des Gebetslebens das christliche Glaubensgut wieder festigen und verinnerlichen sollte. Graf Wolf Friedrich von Stauffenberg und seine Gemahlin Anna Barbara, die Hauptförderer der Bruderschaft, spendeten für den Altar ein wertvolles Altarbild, das Antependium dazu stiftete Pfarrer Walter. 1643 verließ Pfarrer Walter Lautlingen. Durch die Gründung der Wallfahrtsstätte auf dem Welchenberg bei Mühlheim 1652 mit dem Gnadenbild der Gottesmutter an einem naturgewachsenen Eichenstamm, über dem er eine neue Wallfahrtskirche erbauen ließ, hat er sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt. 1654 und 1657 machten auch die Gemeinden Lautlingen und Margrethausen gemeinsame Wallfahrten zu diesem Gnadenbild. Der Weg führte über Heinstetten, wo die Pilger dem Mesner je 2 Kreuzer, und über Friedingen, wo sie dem Mesner 4 Kreuzer auszahlten.

Am 16. Oktober 1643 wurde von dem Grafen Wolf Friedrich von Stauffenberg der Pfarrer Gabriel Schweickhardt dem Bischof von Konstanz für die Pfarrstelle in Lautlingen präsentiert. Während dessen Amtszeit häuften sich die Schrecken des Krieges. Die Disziplin der Truppen löste sich mehr und mehr, marodierende Landsknechtshaufen durchzogen das Land und plünderten die hungernde Bevölkerung restlos aus. Lautlingen war von fremden Truppen ständig überbelegt. Die Gemeinden Lautlingen und Margrethausen mußten für Verteidigungsarbeiten der Reichsstadt Rottweil starke Schanzkommandos stellen. Es fiel schwer, bei dem starken Rückgang der Einwohnerzahl die angeforderte Mannschaft aufzubringen. Der Pfarrer ritt selbst nach Rottweil, um beim Obristen Hagenbach die Zahl der Schanzarbeiter herunterzuhandeln, was ihm auch mit Erfolg gelang. Als Dank für die Ermäßigung verehrten die beiden Gemeinden dem Obersten zwei Lämmer im damaligen Wert von 4 Gulden 5 Batzen. Auch zur Befestigung Überlingens gegen Angriffe der Schweden und Franzosen mußten drei Schanzer gestellt werden. Sie erhielten für ihre Selbstbeköstigung wöchentlich 2 Gulden. Die Schanzer wurden unter den Tagelöhnern der Gemeinde ausgelost, während die Bauern verpflichtet wurden, mit Roß und Wagen „Kummis“ zu führen und Bagage zu transportieren. 1645 nahmen Teile des Regiments Nußbaumer in Lautlingen Winterquartier, die das letzte aus dem Dorf herausholten. Das schwerste Unglück traf den frommen Seelsorger, als die einquartierten Schweden und Franzosen das Dorf in Brand steckten, wobei die Kirche mit all ihren Schätzen und zahlreiche Wohnhäuser ein Opfer der Flammen wurden. Nur eine Kirchenglocke, die „alte Susanna“, konnte geborgen werden. Die ausgebrannten Mauern konnten nur behelfsmäßig wieder zu einer Notkirche hergerichtet werden. Der Pfarrer kaufte in Straßberg eine neue Kanzel und in Riedlingen ein Meßbuch und

100 Jahre „Gasetta Romontscha“

Die in Disentis im surselvischen Idiom erscheinende „Gasetta Romontscha“ gedenkt in einer 48seitigen Jubiläumsausgabe ihres 100jährigen Bestehens. Das Blatt hat als älteste rätoromanische Zeitung — wenn man von der um 1700 nur während kurzer Zeit herausgegebenen „Gazetta ordinaria di Scuol“ im Engadin absieht — zumal dem Volke der Cadi (des oberen Vorderrheintales) und seinen alten Überlieferungen, darüber hinaus aber ganz allgemein der Pflege der vierten Landessprache der Schweiz große Dienste erwiesen.

ein Ciborium. Alle seine Eintragungen im Pfarr-Register beginnen mit den Worten: „In Deinem Namen, o süßester Jesu“.

Nachdem die Franzosen nördlich der Alb ihre Winterquartiere bezogen hatten, belagerten sie Balingen, das sie am 12. Januar 1647 einnahmen, während der schwedische Marschall Wrangel im März mit seinen Truppen Riedlingen besetzte. Der französische General Hoquincourt eroberte nach forciertem Belagerung am 7. März 1647 Tübingen.

Die beiden letzten Kriegsjahre waren die schwersten. Alle Zucht und Ordnung war aufgehoben. Die Truppen lösten sich in Banden auf, die zu einer plündernden, sengenden, folternden und mordenden Landplage wurden. Auch die Friedensglocken, die 1648 im ganzen Land läuteten, konnten dem Unwesen kein Ende setzen. Die ausgehungerte, verarmte und demoralisierte Bevölkerung brauchte noch Jahre, um die Kriegswunden zu heilen und wieder einen neuen Anfang zu finden.

geschlossen, die gemeinsame Fragen regelten, wie die Ulmer Einigung 1490 über den kaiserlichen Forst, oder waren beide Gebiete in einer Hand, wie während der Vertreibung Herzog Ulrichs von 1519—1534, wo Württemberg österreichisch war und umgekehrt die Grafschaft Hohenberg während des 30jährigen Krieges von 1632—1634 unter dem Herzog-Administrator Julius Friedrich württembergisch. Am 11. Oktober 1632 huldigte Oberhohenberg in Schömberg dem Herzog. 1634 legte die Schlacht von Nördlingen die Neuerung weg.

Der Wert der Grafschaft Hohenberg wurde von den württembergischen Herzögen nie verkannt. Herzog Karl Alexander hoffte für seine Österreich geleisteten Dienste mit Hohenberg belehnt zu werden. Er erreichte sein Ziel nicht, erst ein Nachfolger, der als Staatsmann bedeutender war, Friedrich II., konnte 1805, zwei Generationen später, dieses Ziel erreichen durch diplomatisches Geschick, durch die rücksichtsvollen Interessen Napoleons für ihn und durch die wohlwollende Gesinnung des französischen Außenministers Talleyrand für den württembergischen Gesandten Normann-Ehrenfels. Hohenberg wurde ein Objekt der europäischen Politik.

Hohenbergisch — österreichisch — 150 Jahre württembergisch

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Württembergische Verhältnisse

Die staatliche Ordnung in Württemberg um und nach 1495 zeigte folgende Gliederung: der Graf (Herzog), der der Herr des Landes war, die Landschaft, der landständische Ausschuss, der gegenüber verschwenderischen und gewalttätigen Fürsten eine lebhaftige Tätigkeit entwickelte. Württemberg war eines der Länder, wo die Landstände nicht zu völliger Ohnmacht herabgedrückt waren. Jeder Württemberger konnte sich als im Landtag vertreten ansehen. Die festgefügte Organisation des bürgerlich-ständischen Wesens verlieh dem württ. Staatswesen seine Besonderheit. Der freiere politische Sinn, der sich im Herzogtum entfalten konnte, hat in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die poetische, staatsrechtliche und geschichtliche Literatur beeinflusst. Der Tübinger Vertrag von 1514 war die Grundlage hierzu und mit ihm begann die württ. Demokratie; er war neben der „magna charta“ die einzige Staatsordnung, die den Namen „Verfassung“ verdiente, wie sich 1807 der englische Premierminister Fox ausdrückte. Die persönliche Kraft und Leistung, vor allem auch der persönliche Unternehmergeist konnte sich in Württemberg unvergleichlich stärker entwickeln als bei manchen andern deutschen Ländern. Herzog Christoph hat dann auch 1552 für die privaten Erbschaften das römische Erbrecht eingeführt mit gleicher Teilung des Elterngutes unter alle Kinder, während in den vorderösterreichischen Ländern das Anerbenrecht weiter galt.

Außenorgane der Regierung waren die Vögte, die vom Fürsten eingesetzt wurden und neben der Jurisdiktion (Rechtsprechung) und Verwaltung auch die „Kellerei“ betreuten. Dem Vogt, der in den Amtsstädten zugleich Stadtschultheiß war (bis 1819), unterstand der Amtsschreiber. Er besorgte auch die privaten Notariatsgeschäfte. Auf den Universitäten vorgebildete Männer waren nur die Räte, die im Namen des Fürsten die Regierung führten. Die Vögte, Amtsleute erhielten ihre Vorbereitung in den Amts- und Schreibstuben. Württemberg wurde daher oft spöttisch als Schreiberstaat bezeichnet. So ist auch die Äußerung des württ. Kommissärs von Breitschwert im Jahr 1806 über das Fehlen von geeigneten Beamten in Hohenberg für den württ. Rechnungsdienst zu verstehen: in Vorderösterreich seien „keine solchen Subjekte, was man im Württembergischen einen guten Schreiber nennt. Sie haben im Österreichischen die Schule nicht, durch die ein württembergischer Schreiber geht“.

Es fällt auf, wie wenig Gemeinsames vorhanden war. Bei der geographischen Lage, nachdem die Menschen hüben wie drüben Schwaben waren und dieselbe Mundart sprachen, sollte man nachbarliche Beziehungen zwischen Hohenberg und Württemberg vermuten. Diese bestanden jedoch meist in Streitigkeiten, und es war auch kein Wun-

der, wenn man bedenkt, wie zerrissen das Gebiet war, wie vor allem die Rechtsverhältnisse ineinander übergriffen. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts war es so weit, daß ein Württemberger für den Hohenberger etwa das war, was der Preuße für den Bayer ist.

Hohenbergisch-württembergisch

Was aber Württemberg und Hohenberg am entscheidendsten trennte, war ohne Zweifel die Religionsverschiedenheit. In Württemberg wurde bekanntlich durch Herzog Christoph ein besonderes Kirchengut gebildet, aus dem die Bedürfnisse der Kirchen bestritten wurden, und das evangelische Bekenntnis wurde zur ausschließlichen Landesreligion erklärt. Die Sicherung der Religion war so in den Verhandlungen Österreichs immer wieder ein ausschlaggebender Faktor. Der österreichische Kommissär bekam z. B. 1732 von Wien die Instruktion: „vor allem auf die punkta religionis besorgt zu sein und ehender in allen andern sich in etwas herbeizulassen“. Allerdings dürfen wir aber dann nicht soweit gehen, wie die voreingenommenen protestantischen Württemberger in ihrem Bericht 1806 gegangen sind, die behaupteten, der Hohenberger sei nicht so gewerbesam wie der Altwürttemberger, da die häufigen Kirchenbesuche, Wallfahrten und Feiertage „einen Hang zum Müßiggang und Wohlleben erzeugen“. Die obere Grafschaft Hohenberg lag zum größten Teil im Bereich der Albenberge des Heubergs und der Hardt mit ihren kargen Bodenverhältnissen, und so mußten ihre Bewohner arbeitsam und sparsam sein, um die oft zahlreiche Familie durchzubringen. Sie hingen trotz der Armut an ihrer Heimat und waren fröhlich, sing- und spiel- freudig. Die alten Fastnachtsitten sind hier lebendig geblieben.

Eines hatten beide Gebiete trotz allem stets gemeinsam zu tragen: „jede Art von Katastrophen, sei es Mißwachs, Teuerung und Hungerjahre, sei es Krieg und Verwüstungen, Brandschatzungen und Kontributionen“ (Stemmler). Nur das mannigfache Auf und Ab in der geschichtlichen Entwicklung brachte die fühlbare Kluft.

Es wurden wohl verschiedene Verträge

Württembergs Vergangenheit im Spiegel der Balingen Geschichte

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

(Schluß)

Das Schuhmacherhandwerk hatte in Balingen schon immer eine bedeutende Rolle gespielt und längst schon Absatz in der Ferne gesucht: Bereits 1810 wurden die Messen in der Schweiz stark besucht. Um 1850 wendeten sich viele Meister feineren Schuhwaren zu, da diese bessere Verdienstmöglichkeiten versprachen. Um 1861 beschäftigten 23 Fabrikanten etwa 400 Arbeitskräfte; aber es handelte sich meist noch um reine

Handwerksbetriebe, was schon aus der Zahl von nur acht Nähmaschinen zu ersehen ist.

Dieser Handwerkszweig ging als erster zum eigentlichen Fabrikbetrieb über. Die Konzentration des Gewerbes in Fabrikbetrieben war notwendig geworden, um bei der Übersetzung dieses Handwerks überhaupt noch konkurrenzfähig, d. h. billigere Ware liefern zu können. Von den heutigen drei Schuhfabriken ist die von Falkenstein, die 1850 gegründet wurde, am ältesten. 1858

wurde die von Georg Strasser gegründet. Die 1862 von Link gegründete Fabrik war die fortschrittlichste und wurde 1922 in einen Filialbetrieb der Mercedes-Schuhfabriken umgewandelt; sie ist heute mit über 400 Arbeitskräften der zweitgrößte Balingener Industriebetrieb. Wir sehen, wie sich der Übergang vom Handwerk zur Industrie innerhalb weniger Jahre von 1850 bis 1862 vollzogen hat. Der zweitälteste Balingener Industriezweig ist die Textilindustrie. Zwar war, wie wir gesehen haben, die Hausweberei in Balingen schon alt, aber sie erfolgte meist für auswärtige Betriebe. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren wohl in Balingen einige Betriebe gegründet worden, die besonders Golgas, einen Stoff für die Schwarzwälder Trachten, herstellten, aber sie konnten sich nicht halten und verschwanden wieder. Der eigentliche Bahnbrecher der modernen Textilindustrie ist Carl Friedrich Behr, der in seiner 1872 gegründeten Fabrik moderne Maschinen sowie neuartige Färb- und Bleichmethoden verwendete. Seine Fabrik war eine Art Ausbildungsstätte für alle anderen Gründer Balingener Textilbetriebe. Sie alle waren lange Jahre bei Behr beschäftigt und hatten hier die grundlegende Erfahrung gesammelt, bevor sie sich selbständig machten. So entstand 1893 die Firma C. C. Schäfer und 1895 die Firma Reiber und Roller, der Vorläufer der heutigen Balingener Trikotwarenfabrik Conzelmann. Auch bei den Wäschebetrieben Gühring und Haasis sowie der Sportbekleidungsfabrik Wagner verhält es sich entsprechend.

Der heute bedeutendste Industriezweig, die Metallindustrie, ist am jüngsten. Zwar besteht ein Vorläufer der Bizerba als mechanische Werkstätte bereits seit 1866, aber erst seit 1905 nahm sie unter der Leitung des jetzigen Seniorchefs, Prof. Wilhelm Kraut, den Aufschwung zur Firma von Weltruf. Die Einzelheiten sind zu bekannt, als daß ich sie hier aufzählen müßte. Neben der Bizerba darf man einige andere metallverarbeitende Betriebe aber nicht vergessen, die ihre Entstehung ebenfalls weitblickenden Männern verdanken. Ich denke vor allem an die 1889 gegründete Kompressorfabrik Mehrer sowie an die Kühl- und an die Landmaschinenfabrik der Brüder Wah.

Metall-, Textil- und Schuhindustrie sind heute die wichtigsten Industriezweige in Balingen. Ihren eigentlichen Aufstieg zur Großindustrie nahmen sie seit 1920. Daneben stehen aber kleinere Betriebe anderer Branchen, die im Wirtschaftsleben der Stadt ebenfalls eine bedeutende Rolle spielen. Ich denke an die Lederhandschuh- und Möbelindustrie, an die Elektroindustrie und die Seifenfabrik. Alle diese Betriebe hier aufzuzählen ist unnötig. Trotz der zahlreichen Fabriken ist aber auch das Handwerk nicht verkümmert, sondern lebenskräftig geblieben.

Die Industrialisierung hinterließ nun aber wie im ganzen Land so auch im Stadtbild von Balingen deutliche Spuren. Bis ins 19. Jahrhundert hinein waren unsere Städte in sich geschlossene Gemeinwesen, was schon von weitem sichtbar war an den Mauern, die sie umgaben. Die Industrialisierung brachte nun ein sprunghaftes Ansteigen der Bevölkerungszahlen, da die Fabriken auf die Bevölkerung der umliegenden Dörfer ebenfalls eine starke Anziehungskraft ausübten. Dort waren die Lebensbedingungen ebenfalls schlecht; die Industrie bot bessere und leichtere Verdienstmöglichkeiten als das Kleinbauern-tum. Dazu kommt ein aus bisher nicht geklärten Gründen auffallendes Anwachsen des Geburtenüberschusses. Auch in Balingen zeigt sich dieses sprunghafte Wachstum. Ich nenne nur einige Zahlen:

1846: 2 974 Einwohner
1900: 3 437 Einwohner

1946: 6 830 Einwohner
1955: 10 674 Einwohner

In den letzten hundert Jahren hat sich die Bevölkerung also mehr als verdreifacht, wobei auffällt, daß die stärkste Zunahme nach dem 1. Weltkrieg erfolgte, als einige Betriebe zu Großbetrieben aufstiegen, und nach dem 2. Weltkrieg, als die Flüchtlinge aus den Ostgebieten hereinstömten. Nur durch großzügige Neuanlage von Stadtrand-siedlungen konnte das dadurch akute Wohnungsproblem wenigstens einigermaßen gelöst werden. Das charakteristische Bild unserer Stadt geht dadurch freilich immer weiter verloren. Diese Siedlungen und die modernen Fabrikanlagen geben heute allen Städten fast das gleiche Aussehen.

Ebenso auffällig wie das Anwachsen der Bevölkerung ist das Anwachsen der Pendlerzahlen. Unter einem Pendler versteht man einen Arbeiter, der nicht in seiner Wohngegend, sondern in einem anderen Ort arbeitet und den Weg zwischen Wohnung und Arbeitsplatz täglich zurücklegt. Die Gründe, warum diese Pendler nicht an ihren Arbeitsort umziehen, sind verschieden: Sie haben noch eine kleine Landwirtschaft, die sie nach Feierabend versorgen wollen, sie wollen sich nicht von der Heimatgemeinde trennen, sie wurden als Flüchtlinge eingewiesen und finden nirgends anders Wohnung. Die Zahl dieser Pendler stieg in den letzten 50 Jahren ebenfalls in ungeahnter Weise an. Die Zahl der Einpendler, d. h. der täglich nach Balingen kommenden Arbeiter betrug

1900: 319
1939: 1346
1950: 2223

Heute dürfte sie bei 3000 liegen.

Diese Zahlen sind die absolut höchsten im Kreis; sie werden nicht einmal von Ebingen mit seiner viel stärkeren Industrie auch nur annähernd erreicht. Die Gründe dafür kann ich hier nicht untersuchen. Jedenfalls stammt heute über die Hälfte der in den Balingener Industriebetrieben Beschäftigten nicht aus der Stadt selbst, sondern pendelt täglich nach Balingen. Die Zahl der Auspendler, d. h. der auswärts arbeitenden Balingener, ist demgegenüber gering. Da viele dieser Einpendler an ihren Arbeitsort umziehen wollen, wird das Wohnungsamt in

absehbarer Zeit nicht beschäftigungslos werden.

Aber auch andere Probleme brachte die Industrialisierung mit sich. Die Wasserversorgung war schon immer schwierig gewesen. Durch die wachsende Bevölkerung, besonders aber durch die Textilindustrie, stieg der Wasserbedarf ungeheuer an. So sah sich die Stadt gezwungen, 1887 Quellen in Lautlingen aufzukaufen und eine Wasserleitung zu bauen, die 1894 eingeweiht wurde. Als sie den Anforderungen wegen des steigenden Bedarfs nicht mehr genügte, mußte erst der Anschluß an das Kreiswasserwerk Hechingen erfolgen und 1953 der Bau der Großwasserleitung nach Hermentingen.

Ähnliche Aufgaben stellte die Elektrizitätsversorgung und die Abwasserbeseitigung. Durch das Anwachsen der Bevölkerung war der Bau neuer Schul- und Krankenhäuser notwendig. Auf all das kann ich hier im einzelnen nicht eingehen.

Betrachten wir die Industrialisierung Balingens noch einmal in der Rückschau, so fallen uns die Parallelen zur Industrialisierung Württembergs sofort ins Auge.

Die Ursachen sind hier wie dort in der zu schmal werdenden bäuerlichen Lebensgrundlage und in der Übervölkerung zu suchen. Aus Mangel an Rohstoffen und billigen Energiequellen ist die Balingener wie die gesamte württembergische Industrie in erster Linie Veredelungsindustrie; ohne den Fleiß und das Können ihrer Facharbeiter könnte sie nicht bestehen.

So sehr die Industrie auch von der Regierung gefördert wurde, die Initiative zur Fabrikgründung ging von einigen wenigen Männern aus: Wie in Balingen die Hauptbetriebe von Kraut, Behr und Link geschaffen wurden, so auch die größten und berühmtesten Fabriken Württembergs von Bosch, Daimler, Benz, Voith usw.

Überall führte die Industrie zu einer starken Bevölkerungsvermehrung und zu einem starken Anwachsen der Pendlerzahlen. Die Industriestädte sahen sich überall vor gleiche oder ähnliche Aufgaben gestellt: Beschaffung von Wohnraum, Energie, Wasser usw. Durch die gleichartigen Aufgaben wurden andererseits die Städtebilder in früher unvorstellbarer Weise verändert und nivelliert. Ein Ende dieser Entwicklung ist noch nicht abzusehen.

Inhaltsverzeichnis des dritten Jahrgangs

	Seite	Seite
Die Papiermühle zu Laufen an der Eyach	97	Von Dr. F. H. R. 121
Von Lore Sporhan-Krempel	97	Württemberg's Vergangenheit im Spiegel der Balingener Geschichte
Am Beginn des Mozart-Jahres	97	Von Dr. Wilhelm Poth 125, 130, 135, 139, 143
Von Gottfried Hohenauer	97	Um die Reste vergangener Kulturen im Kreis Balingen
Die Ebinger Basilika St. Martin in gotischer Blütezeit	98	Von Ernst Louis Beck 126
Von Ernst Louis Beck	98	Was haben die Bauern im Mittelalter gegessen?
Schillers Gattin	99, 104	Von Peter Wegst 128
Nach einem zeitgenössischen Bericht	99, 104	Ulrich von Augsburg und das Abendland
Jakob Friedrich Rau aus Balingen	101	Von H. F. Riedl 129
Von Lothar Kluge	101	Der Honig in Sprichwort und Volkssitten
Menesteig	101	Von Dr. Herbert Schmidt-Lamberg 131
Von P. Eith	101	Das Ei des Kolumbus
Conrad Widerhold	102, 107, 111, 115	Von Almut Lammert 132
Von F. Roemer	102, 107, 111, 115	Malerei Johann Ludwig Krimmel aus Ebingen (1786—1823)
Die Wasserversorgung unserer Heimat	103, 108, 112, 116, 122	Von Dr. Stettner 133
Von Hans Müller	103, 108, 112, 116, 122	Wer gedenkt noch ihrer Namen?
Adam Friedrich Koch	105	Von Gregor Wäsche 134
Von Karl Heß	105	Aus der Frühzeit der Samtindustrie
Noch ein Wort zu „Menesteig“ und dem römischen Straßendreieck	106	Von Dr. Stettner 137
Von Dr. Stettner	106	Hohenbergisch — österreichisch — 150 Jahre württembergisch
Die Eiben unserer Wälder	109	Von Fritz Scheerer 138, 143
Von Fritz Scheerer	109	Mönchsteig — Menesteig — Ennssteig
Das Hambacher Fest von 1832	109	Von Hans Müller 139
Von Franz Hartmann	109	Zum 350. Geburtstag Rembrandts
Die Zeitrechnung des Mittelalters	110	Von W. Lammert 140
Von Rudolf Kerndt	110	War das Wetter schuld?
Isingen 1170 Jahre alt	113, 122, 132, 136	Von P. Eith 141
Von Kurt Rockenbach	113, 122, 132, 136	Kriegsnot, Hungersnot und Pest in Lautlingen im Dreißigjährigen Krieg
Von schwäbischen Spitälern im allgemeinen und dem Ebinger Spital im besonderen	114, 117	Von Heinz Raasch 141
Von Dr. Stettner	114, 117	Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreund“ der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.
Vom Affenschmalz-Stein zu Ebingen	117	
Von Joh. Adam Kraus	117	
Schienerberg und Stein am Rhein	119	
Von Karl Wedler	119	
450 Jahre päpstliche Schweizergarde	120, 123	
Von P. Adelheim Rast	120, 123	
Der Sieg auf dem Lechfeld am Laurentius-tag 955	123	